



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

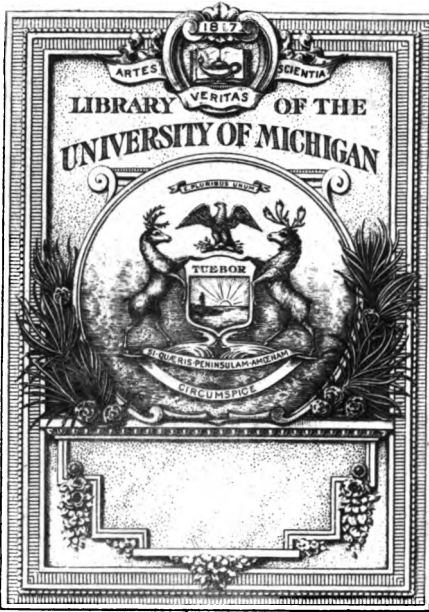
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

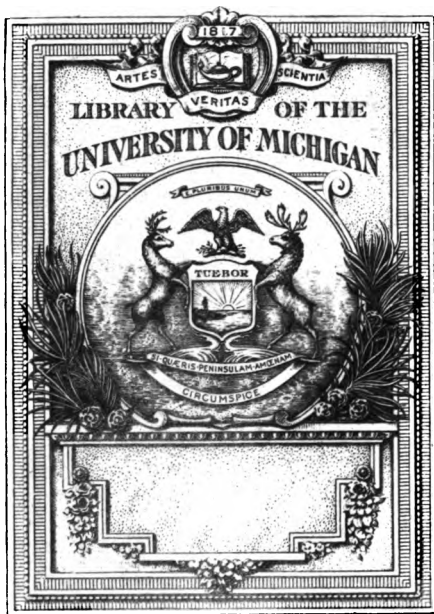
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

B 1,380,976



733
1
L



Gottbold Ephraim Lessings
sämtliche Schriften.

Behnter Band.

Gotthold Ephraim Lessings
sämtliche Schriften.

478 92

Herausgegeben von

Karl Tschmann.

Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage,
besorgt durch
Franz Muncker.

Behnter Band.

Stuttgart.

G. I. Göschen'sche Verlags- und Buchhandlung.
1894.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Vorrede.

Der zweite Teil der „Hamburgischen Dramaturgie“, der den zehnten Band dieser Ausgabe eröffnet, ist nur in einem einzigen authentischen Druck erschienen und bereitet textkritisch geringe Schwierigkeit mit Ausnahme der Abschnitte, die das wahrscheinlich von Coello verfaßte spanische Efferdrama behandeln. In die ausführlichen Citate Lessings aus diesem Stücke haben sich manche Druck-, wohl auch Schreibfehler eingeschlichen, die durchweg die vorzüglichste Prüfung erheischen. Die neuesten Drucke des spanischen Dramas nämlich, die zum Teil auch von den Herausgebern der „Dramaturgie“ bei Gustav Hempel und in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“ benützt worden sind, weichen im Einzelnen von dem Texte, der Lessing vorlag, bedeutend ab: aus dem letzteren ergeben sich darum auch für die gelegentlichen Fehler des Lessingischen Abdruckes meistens andre Verbesserungen, als jene Herausgeber vornahmen; mehrfach wird sogar Lessings Schreibweise diesen Konjekturen gegenüber durch seine spanische Vorlage geradezu gerechtfertigt. Um diese Vorlage selbst vergleichen zu können, wandte ich mich an die Hamburger Stadtbibliothek, die mich auch sonst gleich der königlichen Bibliothek in Berlin durch die Übermittlung einzelner seltener Bücher zu Danke verpflichtete. Die Ausgabe, die ich erhielt, weist zwar den von Lessing genannten Namen Joseph Padrino nicht auf, scheint auch nicht unmittelbar Lessings Vorlage gewesen zu sein, stimmt aber mit Lessings Citaten im Titel und im Wortlaute der Dichtung bis auf unscheinbare orthographische Abweichungen meist so genau überein, daß sie zweifellos mit dem von Lessing benützten Drucke auf eine gemeinsame Textesgrundlage zurückgeht: vermutlich ist die eine der beiden Ausgaben ein bloßer Nachdruck der andern. Das von mir verglichene Exemplar, als Num. 286 bezeichnet, also wohl auch gleich der Lessingischen Vorlage einer Sammlung spanischer Stücke angehörig, besteht aus 28 sehr klein bedruckten, besonders paginierten Quartseiten und trägt genau den im 60. Stück der „Dramaturgie“ angegebenen Titel, nur mit dem Zusatz „Comedia famosa“, ohne Jahrzahl. Am Schlusse des Dramas steht die Bemerkung: „Con licencia:

En Sevilla, en la Imprenta de la Viuda de Francisco de Leefdael, en la Casa de el Correo Viejo.“ Von den übrigen in demselben Sammelbande der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen und ebenfalls numerierten Stücken sind mehrere mit den Jahreszahlen 1731 und 1739 versehen. Obgleich diese nämlichen Stücke nicht bei Leefdael oder seiner Witwe, sondern bei Antonio Sanz in Madrid gedruckt sind, so ist doch wohl der Schluß gestattet, daß auch der fragliche Druck unsers Dramas in diese Zeit fallen dürfte. Carolina Michaelis verzeichnet in ihrer kritischen Ausgabe des „Conde de Sex“ („Tres flores del teatro antiguo Español“, Leipzig 1870, im 27. Bande der „Coleccion de autores Españoles“) einen Druck des Dramas bei Antonio Sanz, Madrid 1734; mit diesem scheint die von mir benützte Ausgabe ebenso wie die unmittelbare Vorlage Lessings, die übrigens auch von Frau Michaelis nicht erwähnt wird, in nahem Zusammenhange zu stehen (als rechtmäßiger Abdruck oder widerrechtlicher Nachdruck). Lessing verfuhr mit dem spanischen Texte nach seiner Gewohnheit mitunter willkürlich in Hinsicht auf Orthographie und Interpunktion, setzte z. B. nach Belieben bald den Acutus, bald den Gravis, bald gar keinen Accent, schrieb gelegentlich nn statt des einfachen n, y statt i, ließ ein im Sprechen doch nicht hörbares h weg (so tyranno statt tirano, ay statt hay und dergleichen), vergaß auch öfters ein Komma, dessen Fehlen jedoch das Verständnis des Textes kaum stört. In solchen Fällen ließ ich seine Schreibweise stets unangetastet. Wo ich hingegen wirkliche Fehler in seinen Citaten fand, änderte ich, immer nach der mir vorliegenden alten Ausgabe des spanischen Dramas, führte dann aber regelmäßig die Lesart der „Dramaturgie“ in den Anmerkungen genau an. Bei einigen besonders schwierigen Stellen, wo der spanische Text verderbt schien, erbat ich mir überdies den Rat des gründlichen Kenners der spanischen Litteratur Dr. Arturo Farinelli in Innsbruck.

Für die textkritische Behandlung der „Antiquarischen Briefe“ haben namentlich Alfred Schöne und Hugo Blümner in ihren Ausgaben bei G. Hempel und in Kürschners Sammlung vortreffliche Vorarbeiten geliefert. Ihnen mußte ich mich mehrmals unbedingt anschließen, zumal da mir von den „Antiquarischen Briefen“ so wenig wie von irgend einer in diesem zehnten Bande abgedruckten Schrift Lessings ein Manuskript zu Gebote stand. Nur erforderten die Angaben meiner Vorgänger in so fern eine Ergänzung, als ich, dank dem Sammel-eifer Ferdinand Weiberts für die Götschen'sche Lessingbibliothek, bei dem ersten Teil des antiklogischen Werkes dreierlei verschieden korrigierte Exemplare der Originalausgabe vergleichen konnte; darnach ließ sich auch das Verhältnis dieser Korrekturen zu einander richtiger bestimmen, als Schöne vermocht hatte, dem nur zweierlei solche Exemplare bekannt geworden waren. Die massenhaften Citate in den „Antiquarischen Briefen“ konnte ich (gleich denen in der „Dramaturgie“) mit den reichen Hilfsmitteln, die mir die hiesigen Bibliotheken boten, fast alle selbständig nachprüfen; doch fand ich die etwaigen Ungenauigkeiten Lessings in den meisten Fällen schon durch Schöne und Blümner sorgfältig verbessert.

Zwischen die beiden großen Werke Lessings schob ich einige kleinere Beiträge zu Hamburger Zeitungen ein. Auf den einen derselben, die Besprechung von Ramlers *Oden*, war ich schon vor Jahren bei genauer Durchsicht verschiedener Jahrgänge der „Hamburgischen neuen Zeitung“ aufmerksam geworden. Vorher hatte bereits Nedlich den Aufsatz als Lessingisch bezeichnet; später erklärten sich auch Boxberger und Alexander v. Weilen (Seufferts *Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte*, III, 398 ff.) für diese Vermutung, Erich Schmidt (ebenda III, 412) gegen sie. So unbedeutend auch die Recension ist, so scheint mir doch für die Möglichkeit, daß sie in der That von Lessing herrührt, zu viel zu sprechen, als daß ich sie von meiner Ausgabe auszuschließen wagte, zumal der Abdruck in Seufferts *Vierteljahrschrift* ganz unkritisch ausgefallen ist. Den zweiten, viel umfangreicheren Aufsatz aber, den Weilen ebenda für Lessing in Anspruch nahm und abdruckte, über Hausens „*Pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschland*“, kann ich eben so wenig wie Erich Schmidt, Nedlich und andere für Lessings Eigentum erkennen und glaubte ihm daher getrost die Aufnahme versagen zu dürfen. Ob endlich Lessing die kleine Notiz über seinen Vater in der „Hamburgischen neuen Zeitung“ wirklich selbst verfaßt oder stilisiert hat, wage ich nicht zu entscheiden; nur der Vollständigkeit wegen teile ich die paar Zeilen mit, die immerhin von Nedlich und von Boxberger unserm Autor zugeschrieben werden.

München, am 22. November 1894.

Franz Muncker.

Inhalt.

	Seite
Hamburgische Dramaturgie. Zweyter Band. 1767—1768.	
LIII—LIX. Charakter der französischen Verse. — Rousseau's Meynung vom Frauenzimmer. — Die Ohrfeige auf dem Theater. — Charakter den der tragische Dichter nicht nützen kann. — Vom Styl in Dramen, und der Sprache der Empfindung	3
LX—LXXIII. Charakter der spanischen Stücke. — Lope de Vega Verdienste um die Bühne seiner Nation. — Dessen Grundsatz. — Shakespear. — Ueber das komisch-tragische und tragisch-komische Drama. — Wielands Agathon. — Voltaire. — Commentar über den Terenz. — Tadel über Voltaire. — Donatus Commentar über den Terenz. Was die alten Grammatiker waren. — Homer und Shakespear.	33
LXXIV—LXXXIII. Prüfung der tragischen Charaktere nach den Grundsätzen des Aristoteles und der Neuern. — Metaphysische Begriffe von Mitleid und Furcht. — Aristoteles. — Corneille. — Definition von der Tragödie. — Moralische Zwecke derselben. — Das historische Drama. Die Klippe, an welcher die Wahrheit des historischen Drama scheitert. — Was der Dichter thut. — Die Bühne der Griechen, der Römer und der Neuern. — Gottsched. — Corneille und Racine. — Ueber Aristoteles Regeln der Tragödie, von Corneille.	97
LXXXIV—XC. Diderots Meynung von der französischen Bühne. — Dessen Vorschläge, die bürgerlichen Stände auf das Theater zu bringen. — Gegenanmerkungen. — Diderot von der Schilderung vollkommener und contrastirter Charaktere. — Ist es wahr, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe? d. h. ist es wahr, daß die Personen der Komödie eine große Anzahl von Menschen fassen und zugleich vorstellen müssen; da hingegen der Held der Tragödie nur ein einzelner Mann und Held seyn soll? — Dürfen die Charaktere der Tragödie eben so allgemein seyn, wie die Charaktere der Komödie?	140
XCVI—CIV. Was dem Ruhm der deutschen Bühne, und der schönen Litteratur überhaupt, hinderlich ist. — Nicht nur in der Komödie, auch in der Tragödie, sind einheimische Sitten zuträglicher als	

fremde. — Muß in der Komödie, wie in der Tragödie, der Bösewicht am Ende bestraft werden? — Des Verfassers Würdigung seiner selbst. — Von den Dibastakien der Griechen. — Was der Hamburger Dramaturge leisten wollen, und wirklich geleistet. — Was ist unfre Schauspielkunst, und was sind die Schauspieler? — Wie entspricht der deutsche Nationalcharakter dem Wunsche zu einem Nationaltheater? — Auf wessen Grundsätze der Verfasser seine dramatische Kritik gründet. — Welches Verdienst er sich zu eignet. — Paradox scheinende Aeußerung. — Intermezzo. — Zur Geschichte dieses Buches	188
Aus: Hamburgische Neue Zeitung. 1767.	
148. Stück. Kamler, Dben	222
Aus: Hamburgische Neue Zeitung. 1768.	
35. Stück. [Amtsjubiläum von Lessings Vater.]	225
Aus: Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. 1768.	
Nr. 123. Meusel, Bibliothek des Apollodors	226
Briefe antiquarischen Inhalts. 1768—1769.	
Erster Theil. 1768.	
Vorbericht	231
Erster Brief	232
Zweyter Brief	236
Dritter Brief	238
Vierter Brief	241
Fünfter Brief	242
Sechster Brief	245
Siebender Brief	247
Achter Brief	250
Neunter Brief	254
Zehnter Brief	261
Elfster Brief	263
Zwölfter Brief	267
Dreizehnter Brief	270
Vierzehnter Brief	273
Fünfzehnter Brief	274
Sechszehnter Brief	278
Siebzehnter Brief	282
Achtzehnter Brief	284
Neunzehnter Brief	287

	Seite
Zwanzigster Brief	288
Ein und zwanzigster Brief	291
Zwey und zwanzigster Brief	293
Drey und zwanzigster Brief	296
Vier und zwanzigster Brief	302
Fünf und zwanzigster Brief	306
Sechs und zwanzigster Brief	308
Sieben und zwanzigster Brief	311
Acht und zwanzigster Brief	317
Neun und zwanzigster Brief	320
Dreßßigster Brief	321
Ein und dreßßigster Brief	324
Zwey und dreßßigster Brief	326
Drey und dreßßigster Brief	329
Vier und dreßßigster Brief	331

Zweyter Theil. 1769.

Fünf und dreßßigster Brief	335
Sechs und dreßßigster Brief	337
Sieben und dreßßigster Brief	340
Acht und dreßßigster Brief	348
Neun und dreßßigster Brief	350
Vierzigster Brief	358
Ein und vierzigster Brief	361
Zwey und vierzigster Brief	364
Drey und vierzigster Brief	368
Vier und vierzigster Brief	372
Fünf und vierzigster Brief	375
Sechs und vierzigster Brief	388
Sieben und vierzigster Brief	390
Acht und vierzigster Brief	400
Neun und vierzigster Brief	403
Funfzigster Brief	406
Ein und funfzigster Brief	410
Zwey und funfzigster Brief	416
Drey und funfzigster Brief	421
Vier und funfzigster Brief	423
Fünf und funfzigster Brief	426
Sechs und funfzigster Brief	430
Sieben und funfzigster Brief	435

Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette, vom
Herrn Roverre. Aus dem Französischen übersezt. 1769 . . 439

Hamburgische Dramaturgie.

Zweyter Band.

Hamburg.

In Commission bey J. F. Cramer, in Bremen.

Drey und funfzigstes Stück.

Den 3ten November, 1767.

Den ein und vierzigsten Abend (Freytags, den 10ten Julius,) wurden Genie und der Mann nach der Uhr, wiederholt. (*)

„Genie, sagt Chevrier gerade heraus, (**) führet den Namen 5
der Frau von Grassigni, ist aber ein Werk des Abts von Boisenon.
Es war Anfangs in Versen; weil aber die Frau von Grassigni, der
es erst in ihrem vier und funfzigsten Jahre einfiel, die Schrift-
stellerinn zu spielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, so
ward Genie in Prosa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a 10
laissé 81 vers qui y existent dans leur entier.“ Das ist, ohne
Zweifel, von einzeln hin und wieder zerstreuten Zeilen zu verstehen,
die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beybehalten haben. Doch
wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Versen
gewesen: so ist es sehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die französischen 15
Verse kommen überhaupt der Prosa so nahe, daß es Mühe kosten
soll, nur in einem etwas gesuchteren Stile zu schreiben, ohne daß
sich nicht von selbst ganze Verse zusammen finden, denen nichts wie
der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verse
machen, können dergleichen Verse am ersten entwischen; eben weil sie 20
gar kein Ohr für das Metrum haben, und es also eben so wenig
zu vermeiden, als zu beobachten verstehen.

Was hat Genie sonst für Merkmahe, daß sie nicht aus der Feder
eines Frauenzimmers könne geflossen seyn? „Das Frauenzimmer

(*) S. den 23sten und 29sten Abend, Seite 153 und 172.¹

(**) Observateur des Spectacles Tome I. p. 211.

¹ [Bb. IX, S. 264 und 274 in dieser Ausgabe]

überhaupt, sagt Rousseau, (*) liebt keine einzige Kunst, versteht sich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich seyn, die nichts als leichten Wiß, nichts als Geschmack, nichts als Anmuth, höchstens Gründlichkeit und
 5 Philosophie verlangen. Es kann sich Wissenschaft, Gelehrsamkeit und alle Talente erwerben, die sich durch Mühe und Arbeit erwerben lassen. Aber jenes himmlische Feuer, welches die Seele erhizet und entflammt, jenes um sich greifende verzehrende Genie, jene brennende Beredsamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem
 10 Innersten unseres Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.“

Also fehlen sie wohl auch der Genie? Oder, wenn sie ihr nicht fehlen, so muß Genie nothwendig das Werk eines Mannes seyn? Rousseau selbst würde so nicht schließen. Er sagt vielmehr, was er
 15 dem Frauenzimmer überhaupt absprechen zu müssen glaube, wolle er darum keiner Frau insbesondere streitig machen. (Ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes (**).) Und dieses sagt er eben auf Veranlassung der Genie; eben da, wo er die Graffigni als die Verfasserinn derselben anführt.
 20 Dabey merke man wohl, daß Graffigni seine Freundin nicht war, daß sie übelß von ihm gesprochen hatte, daß er sich an eben der Stelle über sie beklagt. Dem ohngeachtet erklärt er sie lieber für eine Ausnahme seines Satzes, als daß er im geringsten auf das Vorgeben des Chevrier anspielen sollte, welches er zu thun, ohne
 25 Zweifel, Freymüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt gewesen wäre.

Chevrier hat mehr solche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieser Abt, wie Chevrier wissen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komische Oper, Annette und Lubin, gemacht;
 30 und nicht Sie, die Altrice, von der er sagt, daß sie kaum lesen könne. Sein Beweis ist ein Gassenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es ist allerdings wahr, daß die Gassenhauer in der französischen Geschichte überhaupt unter die glaubwürdigsten Dokumente gehören.

35 (*) à d'Alembert p. 193.

(**) Ibid. p. 78.

Warum ein Geistlicher ein sehr verliebtes Singspiel unter fremdem Namen in die Welt schiebe, ließe sich endlich noch begreifen. Aber warum er sich zu einer Genie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, ist schwerlich abzusehen. Dieser Abt hat ja sonst mehr als ein Stück aufführen und drucken lassen, von welchen ihn jedermann als den Verfasser kennet, und die der Genie bey weiten nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vier und funfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, ist es wahrscheinlich, daß er es gerade mit seinem besten Werke würde gethan haben? —

Den zwey und vierzigsten Abend (Montags, den 13ten Julius,) 10 ward die Frauenschule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits seine Mannerschule gemacht, als er im Jahre 1662 diese Frauenschule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennet, würde sich sehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit geprediget würde. 15 Es sind beides witzige Possenspiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachsen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Mannerschule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts darinn hätte lehren wollen, als daß das dümmste Mädchen 20 noch immer Verstand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufsicht weit weniger fruchte und nuße, als Nachsicht und Freyheit. Wirklich ist für das weibliche Geschlecht in der Frauenschule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit diesem Titel auf die Ehestandsregeln, in der zweyten Scene des dritten Akts, gesehen hätte, 25 mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwey glücklichsten Stoffe zur Tragödie und Komödie, sagt Trublet, (*) sind der Eid und die Frauenschule. Aber beide sind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als diese Dichter ihre 30 völlige Stärke noch nicht hatten. Diese Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle.“

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieses meine. Oder Falls es ihm so schon verständlich genug war, wenn er es doch auch seinen Lesern mit ein Paar Worten hätte ver- 35

(*) Essais de Litt. et de Morale T. IV. p. 295.

ständig machen wollen. Ich wenigstens bekenne, daß ich gar nicht absehe, wo Fontenelle mit diesem Räthsel hingewollt. Ich glaube, er hat sich versprochen; oder Trublet hat sich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieser Männer, der Stoff der 5 Frauenschule so besonders glücklich ist, und Moliere in der Ausföhrung desselben nur zu kurz gefallen: so hätte sich dieser auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff ist nicht von ihm; sondern Theils aus einer Spanischen Erzählung, die man bey dem Scarron, unter dem Titel, die vergebliche Vorsicht, 10 findet, Theils aus den spaßhaften Mächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem seiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit seiner Geliebten gekommen, ohne zu wissen, daß dieser Freund sein Nebenbuhler ist.

„Die Frauenschule, sagt der Herr von Voltaire, war ein Stück 15 von einer ganz neuen Gattung, worinn zwar alles nur Erzählung, aber doch so künstliche Erzählung ist, daß alles Handlung zu seyn scheint.“

Wenn das Neue hierinn bestand, so ist es sehr gut, daß man die neue Gattung eingehen lassen. Mehr oder weniger künstlich, 20 Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen sehen. — Aber ist es denn auch wahr, daß alles darinn erzählt wird? daß alles nur Handlung zu seyn scheint? Voltaire hätte diesen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen sollen; oder, anstatt ihn in ein anscheinendes Lob zu verkehren, hätte er 25 wenigstens die Antwort beyfügen sollen, die Moliere selbst darauf ertheilte, und die sehr passend ist. Die Erzählungen nehmlich sind in diesem Stücke, vermöge der innern Verfassung desselben, wirkliche Handlung; sie haben alles, was zu einer komischen Handlung erforderlich ist; und es ist bloße Wortklauberey, ihnen diesen Namen 30 hier streitig zu machen.* Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen diese Vorfälle auf den betrogenen Alten machen, wenn er sie erfährt. Das Lächerliche dieses Alten wollte Moliere vornehmlich schildern; ihn müssen wir also vornehmlich sehen, wie er sich bey dem Unfalle,

35 (* In der Kritik der Frauenschule, in der Person des Dorante: Les recits euxmêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet.

der ihm drohet, gebehret; und dieses hätten wir so gut nicht gesehen, wenn der Dichter das, was er erzehlen läßt, vor unsern Augen hätte vorgehen lassen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzehlen lassen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er sich anthut, diesen Verdruß zu verbergen; der höhnische Ton, den er annimmt, wenn er den weitem Progressen¹ des Horaz nun vorgebuet zu haben glaubet; das Erstaunen, die stille Wuth, in der wir ihn sehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ohngeachtet sein Ziel glücklich verfolgt: das sind Handlungen, und weit komischere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbst in 10 der Erzählung der Agnese, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntschaft, ist mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen sähen.

Also, anstatt von der Frauenschule zu sagen, daß alles darinn Handlung scheine, obgleich alles nur Erzählung sey, glaubte ich mit 15 mehrerm Rechte sagen zu können, daß alles Handlung darinn sey, obgleich alles nur Erzählung zu seyn scheine.

Vier und funfzigstes Stück.

Den 6ten November, 1767.

Den drey und vierzigsten Abend (Dienstags, den 14ten Julius,) 20 ward die Mütterchule des La Chaussée, und den vier und vierzigsten Abend (als den 15ten,) der Graf von Effex wiederholt.*

Da die Engländer von je her so gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, so kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerspielen über diesen Gegenstand nicht fehlen wird. 25 Das älteste ist das von Joh. Banks, unter dem Titel, der unglückliche Liebling, oder Graf von Effex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beyfall. Damals aber hatten die Franzosen schon drei Effex: des Calprenede von 1638; des Boyer von 1678, und des

(*) S. den 26ten u. 30sten Abend Seite 161 u. 173.^a 30

¹ den weitem Progressen [1767; vielleicht auch verbrudt für] dem weitem Progressen.
S. 269 und 275 in dieser Ausgabe

^a [Bd. IX,

jüngern Corneille, von eben diesem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzosen auch hierinn nicht möchten zuvorgekommen seyn, so würden sie sich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerspiel von 1611, in welchem man die Geschichte und
5 den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte. (*)

Banks scheinete keinen von seinen französischen Vorgängern gekannt zu haben. Er ist aber einer Novelle gefolgt, die den Titel, Geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen von Essex, führet, (**) wo er den ganzen Stoff sich so in die Hände gearbeitet
10 fand, daß er ihn bloß zu dialogiren, ihm bloß die äußere dramatische Form zu ertheilen brauchte. Hier ist der ganze Plan, wie er von dem Verfasser der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Lesern nicht unangenehm ist, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

15 „Um unser Mitleid gegen den unglücklichen Grafen desto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entschuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabensten Eigenschaften eines Helden beygelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er seine Leidenschaften
20 nicht besser in seiner Gewalt hat. Burleigh, der erste Minister der Königin, der auf ihre Ehre sehr eifersüchtig ist, und den Grafen wegen der Gunstbezeugungen beneidet, mit welchen sie ihn überhäuft, bemühet sich unablässig, ihn verdächtig zu machen. Hierinn steht ihm
25 Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind ist, treulich bey; und beide werden von der böshafte Gräfinn von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen sonst geliebt hatte, nun aber, weil sie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was sie nicht besitzen kann, zu verderben sucht. Die ungestüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und sie erreichen ihre Absicht auf
30 folgende Weise.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generalissimus, mit einer sehr ansehnlichen Armee gegen den Throne geschickt, welcher in Irroland einen gefährlichen Aufstand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln sahe sich der Graf genöthiget, mit dem

35 (*) Cibber's Lives of the Engl. Posts. Vol. I. p. 147.

(**) The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

Feinde in Unterhandlung zu treten, weil seine Truppen durch Stra-
 bazen und Krankheiten sehr abgemattet waren, Tyrone aber mit seinen
 Leuten sehr vortheilhaft postiret stand. Da diese Unterhandlung
 zwischen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Mensch
 dabey zugegen seyn durfte: so wurde sie der Königin als ihrer Ehre 5
 höchst nachtheilig, und als ein gar nicht zweydeutiger Beweis vor-
 gestellt, daß Essex mit den Rebellen in einem heimlichen Verständnisse
 stehen müsse. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlaments-
 gliedern, treten sie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths
 anklagen zu dürfen, welches sie aber so wenig zu verstaten geneigt 10
 ist, daß sie sich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen sehr auf-
 gebracht bezeiget. Sie wiederholt die vorigen Dienste, welche der
 Graf der Nation erwiesen, und erklärt, daß sie die Undankbarkeit
 und den böshafsten Reid seiner Kläger verabscheue. Der Graf von
 Southampton, ein aufrichtiger Freund des Essex, nimmt sich zugleich 15
 seiner auf das lebhafteste an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin,
 einen solchen Mann nicht unterdrücken zu lassen; und seine Feinde
 müssen vor diesesmal schweigen. (Erster Akt.)

Indeß ist die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts
 weniger, als zufrieden, sondern läßt ihm befehlen, seine Fehler wieder 20
 gut zu machen, und Irland nicht eher zu verlassen, als bis er die
 Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhiget habe.
 Doch Essex, dem die Beschuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit
 welchen ihn seine Feinde bey ihr anzuschwärzen suchen, ist viel zu
 ungeduldig, sich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone 25
 zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots
 der Königin ungeachtet, nach England über. Dieser unbedachtsame
 Schritt macht seinen Feinden eben so viel Vergnügen, als seinen
 Freunden Unruhe; besonders zittert die Gräfinn von Rutland, mit
 welcher er insgeheim verheyrathet ist, vor den Folgen. Am meisten 30
 aber betrübt sich die Königin, da sie sieht, daß ihr durch dieses
 rasche Betragen aller Vorwand benommen ist, ihn zu vertreten, wenn
 sie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die sie gern vor der ganzen
 Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr
 natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm 35
 trägt, erregen in ihrer Brust den grausamsten Kampf. Sie streitet

lange mit sich selbst, ob sie den verwegenen Mann nach dem Tower schicken, oder den geliebten Verbrecher vor sich lassen und ihm erlauben soll, sich gegen sie selbst zu rechtfertigen. Endlich entschließt sie sich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einschränkung; sie will ihn sehen, aber sie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren soll, für seine Vergehungen so bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham sind bey dieser Zusammenkunft gegenwärtig. Die Königin ist auf die letztere gelehnet, und scheineth tief im Gespräche zu seyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzusehen. Nachdem sie ihn eine Weile vor sich knien lassen, verläßt sie auf einmal das Zimmer, und gebiethet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu lassen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorsam zu seyn; selbst Southampton gehet mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der trostlosen Rutland, wieder, ihren Freund bey seinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf schicket die Königin den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandostab abzunehmen; er weigert sich aber, ihn in andere, als in der Königin eigene Hände, zurück zu liefern, und beiben Ministern wird, sowohl von ihm, als von dem Southampton, sehr verächtlich begegnet. (Zweyter Akt.)

Die Königin, der dieses sein Betragen sogleich hinterbracht wird, ist äußerst gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Berunglimpfungen, deren sich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobsprüche vertragen, die ihm die unbedachtame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilet; ja, diese sind ihr noch mehr zuwider als jene, weil sie daraus entdecket, daß die Rutland ihn liebet. Zuletzt befiehet sie, dem ohngeachtet, daß er vor sie gebracht werden soll. Er kömmt, und versucht es, seine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er desfalls beybringt, scheinen ihr viel zu schwach, als daß sie ihren Verstand von seiner Unschuld überzeugen sollten. Sie verzeihet ihm, um der geheimen Neigung, die sie für ihn hägt, eine Genüge zu thun; aber zugleich entsetzt sie ihn aller seiner Ehrenstellen, in Betrachtung dessen, was sie sich selbst, als Königin, schuldig zu seyn glaubt. Und nun ist der Graf nicht länger vermögend, sich zu mäßigen; seine Ungestümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient

sich verschiedner Ausdrücke, die zu sehr wie Vorwürfe klingen, als daß sie den Zorn der Königin nicht aufs höchste treiben sollten. Auch antwortet sie ihm darauf, wie es Zornigen sehr natürlich ist; ohne sich um Anstand und Würde, ohne sich um die Folgen zu bekümmern: nehmlich, anstatt der Antwort, giebt sie ihm eine Ohrfeige. 5 Der Graf greift nach dem Degen; und nur der einzige Gedanke, daß es seine Königin, daß es nicht sein König ist, der ihn geschlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau ist, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, sich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beschwört ihn, sich zu fassen; aber er wiederholt seine ihr und dem 10 Staate geleisteten Dienste nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, so wie der Königin ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußersten Wuth; und niemand als Southampton bleibt bey ihm, der Freundschaft genug hat, sich jetzt eben am wenigsten von ihm trennen zu lassen. (Dritter Akt.) 15

Der Graf geräth über sein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unsinnig in der Stadt herum, schreyet über das ihm angethane Unrecht, und schmähet auf die Regierung. Alles das wird der Königin, mit vielen Uebertreibungen, wiedergefagt, und sie giebt Befehl, sich der beiden Grafen zu versichern. Es wird Mannschaft 20 gegen sie ausgesandt, sie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft gesetzt, bis daß ihnen der Proceß kann gemacht werden. Doch indeß hat sich der Zorn der Königin gelegt, und günstigeren Gedanken für den Essex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn also, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr darwider 25 sagt, ungeachtet, nochmals sehen; und da sie besorgt, seine Verbrechen möchten zu strafbar befunden werden, so giebt sie ihm, um sein Leben wenigstens in Sicherheit zu setzen, einen Ring, mit dem Versprechen, ihm gegen diesen Ring, sobald er ihn ihr zuschicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Fast aber bereuet sie es wieder, daß 30 sie so gütig gegen ihn gewesen, als sie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt ist; und es von der Rutland selbst erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kommt. (Vierter Akt.)

Fünf und funfzigstes Stück.

Den 10ten November, 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geschieht; Essex wird nach den Gesetzen schuldig befunden und verurtheilet, den Kopf zu verlieren; sein Freund Southampton bezgleichen. Nun weiß zwar Elisabeth, daß sie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber sie glaubt auch, daß eine solche freywillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und also will sie so lange warten, bis er ihr den Ring senden, und selbst um sein Leben bitten wird. Voller Ungebuld indeß, daß es je eher je lieber geschehen möge, schickt sie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an seine Rettung zu denken. Nottingham stellt sich, das zärtlichste Mitleid für ihn zu fühlen; und er vertrauet ihr das kostbare Unterpfang seines Lebens, mit der demüthigsten Bitte an die Königin, es ihm zu schenken. Nun hat Nottingham alles, was sie wünschet; nun steht es bey ihr, sich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anstatt also das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet sie ihn auf das hoshafte, und mahlt ihn so stolz, so trozig, so fest entschlossen ab, nicht um Gnade zu bitten, sondern es auf das Neufferste ankommen zu lassen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Versicherung aber, voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilet, das Urtheil ohne Anstand an ihm zu vollziehen. Dabey giebt ihr die hoshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück desselben wirklich nahe geht, sondern weil sie sich einbildet, daß Essex die Bitterkeit seiner Strafe um so vielmehr empfinden werde, wenn er sieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, seinem mitschuldigen Freunde nicht entstehe. In eben dieser Absicht räth sie der Königin auch, seiner Gemahlinn, der Gräfinn von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor seiner Hinrichtung zu sehen. Die Königin williget in beides, aber zum Unglücke für die grausame Rathgeberinn; denn der Graf giebt seiner Gemahlinn einen Brief an die Königin, die sich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführt, erhält. Aus diesem Briefe ersieht sie, daß der Graf der Nottingham den Ring

gegeben, und sie durch diese Verrätherinn um sein Leben bitten lassen. Sogleich schießt sie, und läßt die Vollstreckung des Urtheils untersagen; doch Burleigh und Raleigh, dem sie aufgetragen war, hatten so sehr damit geeilet, daß die Bottschaft zu spät kömmt. Der Graf ist bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer sich, verbannt die abscheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die sich als Feinde des Grafen erwiesen hatten, ihren bittersten Unwillen zu erkennen.“

Aus diesem Plane ist genugsam abzunehmen, daß der Esfer des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinstimmung ist, als sich in dem Esfer des Corneille findet. Banks hat sich ziemlich genau an die Geschichte gehalten, nur daß er verschiedene Begebenheiten näher zusammen gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schicksal seines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige ist eben so wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden sich, wie ich schon angemerkt, in der Historie, nur jener weit früher und bey einer ganz andern Gelegenheit; so wie es auch von diesem zu vermuthen. Denn es ist begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da sie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß sie ihm dieses Unterpand ihrer Gnade erst sollte geschenkt haben, da er sich ihrer eben am meisten verlustig gemacht hatte, und der Fall, sich dessen zu gebrauchen, schon wirklich da war. Dieser Ring sollte sie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals gewesen, als er ihn von ihr erhalten; und diese Erinnerung sollte ihm alsdann alle das Verdienst wiedergeben, welches er unglücklicher Weise in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieses Zeichens, dieser Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt sie ihrer günstigen Gesinnungen auch auf so wenige Stunden nicht mächtig zu seyn, daß sie sich mit Fleiß auf eine solche Art fesseln will? Wenn sie ihm in Ernste vergeben hat, wenn ihr wirklich an seinem Leben gelegen ist: wozu das ganze Spiegelgefechte? Warum konnte sie es bey den mündlichen Versicherungen nicht bewenden lassen? Gab sie den Ring, bloß um den Grafen zu beruhigen; so verbindet er sie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab sie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung desselben

von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen versichert zu seyn: wie kann sie in einer so wichtigen Sache seiner tödlichsten Feindinn glauben? Und hatte sich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen sie selbst als eine solche bewiesen?

5 So wie Banks also den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beste Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit bessere thun, wenn ihn die Königin ganz vergessen hätte, und er ihr plöblich, aber auch zu spät, eingehändiget würde, indem sie eben von der Unschuld, oder wenigstens geringern Schuld des Grafen, noch aus andern Gründen
10 überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stückes lange müssen vorhergegangen seyn, und bloß der Graf hätte darauf rechnen müssen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er gesehen, daß man auf seine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu sehr wider ihn
15 eingenommen sey, als daß er sie zu überzeugen hoffen könne, daß er sie also zu bewegen suchen müsse. Und indem sie so bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung seiner Unschuld und die Erinnerung ihres Versprechens, ihn auch dann, wenn er schuldig seyn sollte, für unschuldig gelten zu lassen, müßten sie auf
20 einmal überraschen, aber nicht eher überraschen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen stehet, gerecht und erkenntlich zu seyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in sein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerspiele! Wie englisch, wie unanständig! — Ehe meine feinern Leser zu sehr darüber spotten,
25 bitte ich sie, sich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Hr. von Voltaire darüber gemacht hat, ist in vielerley Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage, sagt er, dürfte man es nicht „wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu lassen. Die Schau- „spieler selbst wissen nicht, wie sie sich dabey anstellen sollen; sie
30 „thun nur, als ob sie eine gäben. Nicht einmal in der Komödie ist „so etwas mehr erlaubt; und dieses ist das einzige Exempel, welches „man auf der tragischen Bühne davon hat. Es ist glaublich, daß „man unter andern mit deswegen den Cid eine Tragikomödie be- „titelte; und damals waren fast alle Stücke des Scuderi und des
35 „Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frankreich lange der „Meinung gewesen, daß sich das ununterbrochne Tragische, ohne alle

„Bermischung mit gemeinen Zügen, gar nicht aushalten lasse. Das „Wort Tragikomödie selbst, ist sehr alt; Plautus braucht es, seinen „Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des Sofias „zwar komisch, Amphitruo selbst aber in allem Ernste betrübt ist.“ — Was der Herr von Voltaire nicht alles schreibt! Wie gern er 5 immer ein wenig Gelehrsamkeit zeigen will, und wie sehr er meistens damit verunglückt!

Es ist nicht wahr, daß die Ohrfeige im Eid die einzige auf der tragischen Bühne ist. Voltaire hat den Essey des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgesetzt, daß die tragische Bühne seiner 10 Nation allein diesen Namen verdiene. Unwissenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwissenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, ist eben so unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorstellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Personen, die einen vergnügten Ausgang hat; das ist 15 der Eid, und die Ohrfeige kam dabey gar nicht in Betrachtung; denn dieser Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach sein Stück eine Tragödie, sobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Katastrophe haben müsse. Plautus braucht zwar das Wort Tragicocomoedia: aber er braucht es 20 bloß im Scherze; und gar nicht, um eine besondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in diesem Verstande kein Mensch abgeborgt, bis es in dem sechszehnten Jahrhunderte den Spanischen und Italienischen Dichtern einfiel, gewisse von ihren dramatischen Mißgeburten so zu nennen. (*) Wenn aber auch Plautus seinen 25

(*) Ich weiß zwar nicht, wer diesen Namen eigentlich zuerst gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht ist. Hedelin sagte: Je ne sçai si Garnier fut le premier qui s'en servit, mais il a fait porter ce titre à sa Bradamante, ce que depuis plusieurs ont imité. (Prat. du Th. liv. II. ch. 10.) Und dabey hätten es die Geschichtschreiber des französischen Theaters auch nur sollen 30 bewenden lassen. Aber sie machen die leichte Vermuthung des Hedelins zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu einer so schönen Erfindung. Voici la première Tragi-Comedie, ou pour mieux dire le premier poeme du Theatre qui a porté ce titre — Garnier ne connoissoit pas assez les finesses de l'art qu'il professoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, et 35 sans le secours des Anciens, ni de ses contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier siecle. Garniers Bradamante ist von 1582, und ich kenne eine Menge weit frühere spanische und italienische Stücke, die diesen Titel führen.

Amphitruo im Ernste so genannt hätte, so wäre es doch nicht aus der Ursache geschehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Sosias an der Handlung nimmt, komisch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragisch ist: nicht darum hätte Plautus
 5 sein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn sein Stück ist ganz komisch, und wir belustigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben so sehr, als an des Sosias seiner. Sondern darum, weil diese komische Handlung größtentheils unter höhern Personen vorgehet, als man in der Komödie zu sehen gewohnt ist. Plautus
 10 selbst erklärt sich darüber deutlich genug:

Faciam ut commixta sit Tragico-comoedia:

Nam me perpetuo facere ut sit Comoedia

Reges quo veniant et di, non par arbitrator.

Quid igitur? quoniam hic servus quoque partes habet,

15 Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comoediam.

Sechs und funfzigstes Stück.

Den 13ten November, 1767.

Aber wiederum auf die Ehrfeige zu kommen. — Einmal ist es doch nun so, daß eine Ehrfeige, die ein Mann von Ehre von
 20 seines Gleichen oder von einem Höhern bekommt, für eine so schimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Gesetze dafür verschaffen können, vergebens ist. Sie will nicht von einem dritten bestraft, sie will von dem Beleidigten selbst gerächet, und auf eine eben so eigenmächtige Art gerächet seyn, als sie er=
 25 wiesen worden. Ob es die wahre oder die falsche Ehre ist, die dieses gebiethet, davon ist hier die Rede nicht. Wie gesagt, es ist nun einmal so.

Und wenn es nun einmal in der Welt so ist: warum soll es nicht auch auf dem Theater so seyn? Wenn die Ehrfeigen dort im
 30 Gange sind: warum nicht auch hier?

„Die Schauspieler, sagt der Herr von Voltaire, wissen nicht, wie sie sich dabey anstellen sollen.“ Sie wüßten es wohl; aber man

will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag setzt sie in Feuer; die Person erhält ihn, aber sie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verstellung auf; sie gerathen aus ihrer Fassung; Scham und Verwirrung äußert sich wider Willen auf ihrem Gesichte; sie sollten zornig aussehn, und sie sehn albern aus; und jeder Schau- 5 spieler, dessen eigene Empfindungen mit seiner Rolle in Collision kommen, macht uns zu lachen.

Es ist dieses nicht der einzige Fall, in welchem man die Abschaffung der Masken betauern möchte. Der Schauspieler kann ohnstreitig unter der Maske mehr Contenance halten; seine Person findet 10 weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn sie ja ausbricht, so werden wir diesen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauspieler verhalte sich bey der Ohrfeige, wie er will: der dramatische Dichter arbeitet zwar für den Schauspieler, aber er muß sich darum nicht alles versagen, was diesem weniger thulich 15 und bequem ist. Kein Schauspieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorschreiben; gleichwohl darf er den einen sagen lassen, daß er es den andern werden sieht. Der Schauspieler will sich nicht ins Gesichte schlagen lassen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es schmerzt ihn: recht gut! 20 Wenn er es in seiner Kunst so weit noch nicht gebracht hat, daß ihn so etwas nicht verwirret; wenn er seine Kunst so sehr nicht liebet, daß er sich, ihr zum Besten, eine kleine Kränkung will gefallen lassen: so suche er über die Stelle so gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er 25 nicht, daß sich der Dichter seinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen soll, als er sich der Person wegen macht, die er ihn vorstellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Essex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräsentanten dawider einzuwenden haben? 30

Aber der Zuschauer will vielleicht keine Ohrfeige geben sehen? Oder höchstens nur einem Bedienten, den sie nicht besonders schimpft, für den sie eine seinem Stande angemessene Züchtigung ist? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanständig! — Und wenn sie das nun eben seyn soll? Wenn eben diese 35 Unanständigkeit die Quelle der gewaltsamsten Entschlüssen, der

blutigsten Rache werden soll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung diese schreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in seinen Folgen so tragisch werden kann, was unter gewissen Personen nothwendig so tragisch werden muß, soll dennoch aus der Tragödie 5 ausgeschlossen seyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Possenspiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, sollen wir ein andermal nicht erschrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen¹ aus einer Gattung des Drama verbannt wissen möchte, so wäre es aus der Komödie. Denn was für 10 Folgen kann sie da haben? Traurige? die sind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die sind unter ihr, und gehören dem Possenspiele. Gar keine? so verlohnte es nicht der Mühe, sie geben zu lassen. Wer sie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer sie bekümmert, nichts als knechtische Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt also den beiden 15 Extremis, der Tragödie und dem Possenspiele; die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder spotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Eid vorstellen sehen, oder ihn mit einiger Aufmerksamkeit auch nur gelesen, ob ihn nicht ein Schauder 20 überlaufen, wenn der großsprecherische Gormas den alten würdigen Diego zu schlagen sich erdreistet? Ob er nicht das empfindlichste Mitleid für diesen, und den bittersten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die diese schimpfliche Begegnung nach sich ziehen müsse, in die Gedanken 25 geschossen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllet? Gleichwohl soll ein Vorfall, der alle diese Wirkung auf ihn hat, nicht tragisch seyn?

Wenn jemals bey dieser Ohrfeige gelacht worden, so war es sicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu be- 30 kannt war, und eben igt eine von seinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeschickte Art, mit der sich der Schauspieler etwa dabey betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß sich geschwind in die Lippe, und eilte, sich wieder in die Täuschung zu versetzen, aus der fast jede gewaltsamere Handlung den Zuschauer mehr oder weniger 35 zu bringen pflegt.

¹ [vielleicht doch nur verbrudt für] Ohrfeige

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs stehen, dem Beleidigten Genugthuung zu schaffen; für jede andere würde sich der Sohn weigern dürfen, seinem Vater den Vater seiner Geliebten aufzuopfern. Für diese einzige läßt das Pundonor 5 weder Entschuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die selbst der Monarch dabey einleiten will, sind fruchtlos. Corneille ließ nach dieser Denkart den Gormas, wenn ihn¹ der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu stellen, sehr wohl antworten:

Ces satisfactions n'appaisent point une ame: 10

Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame.

Et de tous ces accords l'effet le plus commun,

C'est de deshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen schnurstracks zuwider liefen. 15 Corneille erhielt also zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulassen; und sie wurden aus dem Munde der Schauspieler verbannt. Aber jeder Zuschauer ergänzte sie aus dem Gedächtnisse, und aus seiner Empfindung.

In dem Eßez wird die Ohrfeige dadurch noch kritischer, daß sie 20 eine Person giebt, welche die Gesetze der Ehre nicht verbinden. Sie ist Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er spotten; denn eine Frau kann weder schimpfen, noch schlagen. Aber diese Frau ist zugleich der Souverain, dessen Beschimpfungen unauslöschlich sind, da 25 sie von seiner Würde eine Art von Gesetzmäßigkeit erhalten. Was kann also natürlicher scheinen, als daß Eßez sich wider diese Würde selbst auflehnet, und gegen die Höhe tobet, die den Beleidiger seiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigstens nicht, was seine letzten Vergehungen sonst wahrscheinlich hätte machen können. Die bloße Un- 30 gnade, die bloße Entsetzung seiner Ehrenstellen konnte und durfte ihn so weit nicht treiben. Aber durch eine so knechtische Behandlung außer sich gebracht, sehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entschuldigung unternehmen. Die Königin selbst muß ihn aus diesem Gesichtspunkte ihrer Verzeihung 35

¹ [vielleicht doch nur verdrückt für] ihm

würdig erkennen; und wir haben so ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geschichte zu verdienen scheint, wo das, was er hier in der ersten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennuß und andern niedrigen Absichten geschieht.

- 5 Der Streit, sagt die Geschichte, bey welchem Essex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er sahe, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer sehr verächtlichen Gebehrde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und seine fuhr nach dem Degen. Er schwur,
- 10 daß er diesen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn selbst von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und so begab er sich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über diesen Vorfall schrieb, ist mit dem würdigsten Stolge abgefaßt, und er schien fest entschlossen, sich der Königin nie wieder zu nähern.
- 15 Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirksamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Diese Bersöhnlichkeit, wenn sie ernstlich war, macht uns eine sehr schlechte Idee von ihm; und keine viel bessere, wenn sie Verstellung war. In diesem Falle war er wirklich ein Verräther, der sich alles gefallen
- 20 ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu seyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über diese Verschmälerung seiner Einkünfte, verblendete ihn so, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geschichte, und ver-
- 25 achten ihn. Aber nicht so bey dem Banks, der seinen Aufstand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treulosen Absichten gegen seine Königin beylegt. Sein Fehler ist der Fehler einer edeln Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der blos durch die Bosheit seiner Feinde der Strafe nicht ent-
- 30 geht, die ihm geschenkt war.

Sieben und funfzigstes Stück.

Den 17ten November, 1767.

Banks hat die nehmlichen Worte beybehalten, die Essex über die Ohrfeige austieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit sammt Alexandern, beyfügen läßt. (*) Sein Essex ist überhaupt zu viel Prahler; und es fehlet wenig, daß er nicht ein eben so großer Gasconier ist, als der Essex des Gasconiers Calprenede. Dabey erträgt er sein Unglück viel zu kleinmüthig, und ist bald gegen die Königin eben so kriechend, als er vorher vermessen gegen sie war. Banks hat ihn zu sehr nach dem Leben geschildert. Ein Charakter, der sich so leicht vergißt, ist kein Charakter, und eben daher der dramatischen Nachahmung unwürdig. In der Geschichte kann man dergleichen Widersprüche mit sich selbst, für Verstellung halten, weil wir in der Geschichte doch selten das Innerste des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzu vertraut, als daß wir nicht gleich wissen sollten, ob seine Gesinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinstimmen, oder nicht. Ja, sie mögen es, oder sie mögen es nicht: der tragische Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nugen. Ohne Verstellung fällt der Charakter weg; bey der Verstellung die Würde desselben.

Mit der Elisabeth hat er in diesen Fehler nicht fallen können. Diese Frau bleibt sich in der Geschichte immer so vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Härlichkeit selbst, ihre heimliche Liebe zu dem Essex, hat er mit vieler Anständigkeit behandelt; sie ist auch bey ihm gewissermaßen noch ein Geheimniß. Seine Elisabeth klagt nicht, wie die Elisabeth des Corneille, über Kälte und Ver-

(*) Act. III.

— — — — —	By all	
The Subtilty, and Woman in your Sex,		30
I swear, that had you been a Man you durst not,		
Nay, your bold Father Harry durst not this		
Have done — Why say I him? Not all the Harrys,		
Nor Alexander's self, were he alive,		
Shou'd boast of such a deed on Essex done		35
Without revenge. — — — — —		

achtung, über Gluth und Schicksal; sie spricht von keinem Gifte, das sie verzehre; sie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolt vorziehe, nachdem sie ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er um sie allein seufzen solle, u. s. w. Keine von diesen Arm-
 5 seligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie spricht nie, als eine Verliebte; aber sie handelt so. Man hört es nie, aber man sieht es, wie theuer ihr Eßer ehemals gewesen, und noch ist. Einige Funken Eifersucht verrathen sie; sonst würde man sie schlechterdings für nichts, als für seine Freundin halten können.

10 Mit welcher Kunst aber Banks ihre Gesinnungen gegen den Grafen in Action zu setzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königin glaubt sich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem
 15 wird sie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich sey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich so kühn bin. Und doch befehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu seyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erst auf meinen Knien
 20 Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was ist's, das Dich bekümmert? Was ist es, das diese erhabene Seele so tief herab beuget? — Oder ist Dir nicht wohl?

Die Königin. Steh auf; ich bitte dich. — Mir ist ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig un-
 25 ruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüssig zu werden. — Neue Kronen sind wie neue Kränze; die frischesten, sind die lieblichsten. Meine Sonne neiget sich; sie hat in ihrem Mittage zu sehr gewärmet; man fühlet sich zu heiß; man wünscht, sie wäre
 30 schon untergegangen. — Erzehle mir doch, was sagt man von der Ueberkunft des Eßer?

Nottingham. — Von seiner Ueberkunft — sagt man — nicht das Beste. Aber von ihm — er ist für einen so tapfern Mann bekannt —

35 Die Königin. Wie? tapfer? da er mir so dienet? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl so gering zu schätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit 5
geringere Verbrechen haben hundert weit geliebtern Lieblingen den Kopf gekostet. —

Nottingham. Ja wohl. — Und doch sollte Essex, bey so viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er sollte nicht sterben? 10

Die Königin. Er soll! — Er soll sterben, und in den empfindlichsten Martern soll er sterben! — Seine Pein sey, wie seine Verrätheren, die größte von allen! — Und dann will ich seinen Kopf und seine Glieder, nicht unter den finstern Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchsten Zinnen will ich sie aufgesteckt 15
wissen, damit jeder, der vorübergeht, sie erblicke und ausrufe: Siehe da, den stolzen undankbaren Essex! Diesen Essex, welcher der Gerechtigkeit seiner Königin trogte! — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was sagst du, Nottingham? Meineist du nicht auch? — Du schweigst? Warum schweigst du? Willst du ihn noch 20
vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befehlst, Königin, so will ich Dir alles sagen, was die Welt von diesem stolzen, undankbaren Manne spricht. —

Die Königin. Thu das! — Laß hören: was sagt die Welt 25
von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königin? — Wer ist es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung spräche? Der Nachruhm eines verstorbenen Heiligen ist nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieses einzige wünschet man, und wünschet es 30
mit den heißesten Thränen, die aus der reinsten Liebe gegen Dich entspringen, — dieses einzige, daß Du geruhen möchtest, ihren Beschwerden gegen diesen Essex abzuhelpen, einen solchen Verräther nicht länger zu schützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern — 35

Die Königin. Wer hat mir vorzuschreiben?

Nottingham. Dir vorzuschreiben! — Schreibet man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefester Unterwerfung anflehet? — Und so flehet Dich alles wider den Mann an, dessen Gemüthsart so schlecht, so boshaft ist, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den
 5 Heuchler zu spielen. — Wie stolz! wie aufgeblasen! Und wie unartig, pöbelhaft stolz; nicht anders als ein elender Lakey auf seinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer ist, räumt man ihm ein; aber so, wie es der Wolf oder der Bär ist, blind zu, ohne Plan und Vorsicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück
 10 und Unglück erhebt, ist fern von ihm. Die geringste Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raset über ein Nichts; alles soll sich vor ihm schmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer selbst, der den ersten Saamen des Lasters in dem Himmel austreute, war nicht ehrgeiziger und herrschsüchtiger, als er. Aber,
 15 so wie dieser aus dem Himmel stürzte — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemacht! — Du eiferst dich ja ganz aus dem Athen. — Ich will nichts mehr hören — (bey Seite) Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du solltest dich schämen, so etwas auch nur nachzusagen; dergleichen
 20 Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es ist nicht einmal wahr, daß der Pöbel das sagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünscht, daß er es sagen möchte.

Nottingham. Ich erstaune, Königin —

Die Königin. Worüber?

25 Nottingham. Du gebothest mir selbst, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünscht dir dieses Geboth kam! wie vorbereitet du darauf warest! Auf einmal glühte dein Gesicht, flammte dein Auge; das volle Herz freute sich, überzufließen, und jedes Wort, jede Gebehrde hatte seinen
 30 längst abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlet habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin keine Königin. Mir steht es frey, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie
 35 ich will. — Auch hat er sich der gräßlichsten Verbrechen gegen meine Person schuldig gemacht. Mich hat er beleidiget; aber nicht dich.

— Womit könnte dich der arme Mann beleidiget haben? Du hast keine Gesetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er streben könnte. Was findest du denn also für ein graufames Vergnügen, einen Glenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu schlagen, als ihm die Hand zu reichen? 5

Rottingham. Ich bin zu tabeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schicksal selbst erklärt sich wider diesen Mann, und doch scheint er dir kein Mitleid, keine Entschuldigung zu verdienen? —

Rottingham. Ich bekenne es, Königin, —

10

Die Königin. Geh, es sey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Acht und funfzigstes Stück.

Den 20sten November, 1767.

Rottingham geht, und bald darauf erscheint Rutland. Man 15
erinnere sich, daß Rutland, ohne Wissen der Königin, mit dem Essex
vermählt ist.

Die Königin. Kommst du, liebe Rutland? Ich habe nach dir
geschickt. — Wie ist's? Ich finde dich, seit einiger Zeit, so traurig.
Woher diese trübe Wolke, die dein holdes Auge umziehet? Sey 20
munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann suchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß
meine Königin so gnädig auf mich herabsiehet.

Die Königin. Wie kannst du so reden? — Ich liebe dich;
ja wohl liebe ich dich. — Du sollst es daraus schon sehen! — Eben 25
habe ich mit der Rottingham, der widerwärtigen! — einen Streit
gehabt; und zwar — über Mylord Essex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie
nicht länger vor Augen sehen. 30

Rutland. (bey Seite) Wie fahre ich bey diesem theuern Namen
zusammen! Mein Gesicht wird mich verrathen. Ich fühl es; ich
werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir sage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein so überraschendes, gütiges Vertrauen, Königin, —

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdienst. —

Komm, Rutland, ich will dir alles sagen. Du sollst mir rathen. —

5 Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirst du es auch gehört haben, wie sehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann schreyet; was für Verbrechen es ihm zur Last leget. Aber das Schlimmste weißt du vielleicht noch nicht? Er ist heute aus Irland angekommen; wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegen-

10 heiten in der größten Verwirrung gelassen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl sagen, was ich denke?

— Das Geschrey des Volkes, ist nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß ist öfters so ungegründet —

Die Königin. Du sprichst die wahren Gedanken meiner Seele.

15 — Aber, liebe Rutland, er ist dem ohngeachtet zu tabeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, so will ich mich nicht unter ihr Joch bringen lassen. Sie vergessen, daß ich ihre Königin bin. — Ah, Liebe; so ein Freund hat mir längst gefehlt, gegen den ich

20 so meinen Kummer ausschütten kann! —

Rutland. Siehe meine Thränen, Königin — Dich so leiden zu sehen, die ich so bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Brust zu beschwören, und Balsam in Deine

25 Wunden zu gießen!

Die Königin. O, so wärest du mein guter Engel, mitleidige, beste Rutland! — Sage, ist es nicht Schade, daß so ein braver Mann ein Verräther seyn soll? daß so ein Held, der wie ein Gott verehret ward, sich so erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron

30 bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir sprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir sprechen hören!

35 Die Königin. Hast du ihn wirklich von mir sprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeisterten, aus dem nicht

kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl spricht, dessen er nicht mächtig ist. Sie ist, sagte er, die Göttinn ihres Geschlechts, so weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in diesen am meisten bewundern, Schönheit und Reiz, in ihr nur die Schatten sind, ein größeres Licht dagegen abzugeben. Jede weibliche Vollkommenheit verliert sich in ihr, wie der schwache Schimmer eines Sternes in dem alles überströmenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts übersteigt ihre Güte; die Huld selbst beherrscht, in ihrer Person, diese glückliche Insel; ihre Gesetze sind aus dem ewigen Gesetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufzeichnet. — O, unterbrach er sich dann mit einem Seufzer, der sein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß sie nicht unsterblich seyn kann! Ich wünsche ihn nicht zu erleben, den schrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit diesen Abglanz von sich zurückruft, und mit einsich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten. 15

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer so neu, als wahr in Deinem Lobe, dessen unversiegene Quelle von den lautersten Gesinnungen gegen Dich überströmte —

Die Königin. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugnisse, 20 das du ihm giebst!

Rutland. Und kannst ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Gesetze übertreten. — Ich muß mich schämen, ihn länger zu schützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu sehen. 25

Rutland. Ihn nicht zu sehen, Königin? nicht zu sehen? — Bey dem Mitleid, das seinen Thron in Deiner Seele aufgeschlagen, beschwöre ich Dich, — Du mußt ihn sehen! Schämen? wessen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen hast? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen sollte Könige schimpfen? — Nein, Königin; sey auch 30 hier Dir selbst gleich. Ja, Du wirst es; Du wirst ihn sehen, wenigstens einmal sehen —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl so geringschätzen können? Ihn, der sich so eigenmächtig vor meine Augen dengen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befehl? 35

Rutland. Rechne ihm dieses zu keinem Verbrechen! Gieb die

Schuld der Gefahr, in der er sich sahe. Er hörte, was hier vorgieng; wie sehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen suche. Er kam also, zwar ohne Erlaubniß, aber in der besten Absicht; in der Absicht, sich zu rechtfertigen, und Dich nicht hintergehen zu lassen.

5 Die Königin. Gut; so will ich ihn denn sehen, und will ihn gleich sehen. — O, meine Rutland, wie sehr wünsche ich es, ihn noch immer eben so rechtschaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre diese günstige Gedanke! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hägen. — Rechtschaffen! So wirst Du
10 ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn schwören; bey aller Deiner Herrlichkeit für ihn schwören, daß er es nie aufgehört zu seyn. Seine Seele ist reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irdische Dünste an sich ziehet, und Geschmeiß ausbrüet. — Du sagst, er ist tapfer; und wer sagt es nicht? Aber ein tapferer Mann ist keiner Nieder-
15 trächtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtiget; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze seiner Indien wider Dich verschwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe diese noch eintrafen, hatte öfters schon sein Name gestiegt.

20 Die Königin. (bey Seite) Wie berebt sie ist! — Ha! dieses Feuer, diese Innigkeit, — das bloße Mitleid gehet so weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (zu ihr) Und dann, Rutland, seine Gestalt —

Rutland. Recht, Königin; seine Gestalt. — Wie hat eine Ge-
25 stalt den innern Vollkommenheiten mehr entsprochen! — Bekenn es, Du, die Du selbst so schön bist, daß man nie einen schönern Mann gesehen! So würdig, so edel, so kühn und gebietherisch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem so sanften lieblichen Umriß! Das wahre Modell
30 der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das seltene Muster der Kunst, die aus hundert Gegenständen zusammen suchen muß, was sie hier bey einander findet!

Die Königin. (bey Seite) Ich dacht es! — Das ist nicht länger auszuhalten. — (zu ihr) Wie ist dir, Rutland? Du geräthst außer
35 dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was spielt so den Meister über dich? Ist es bloß deine Königin, ist es Essex selbst,

was diese wahre, oder diese erzwungene Leidenschaft wirkt? — (bey Seite) Sie schweigt; — ganz gewiß, sie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Busen erregt? u. s. w.

Hier erscheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu sagen, daß Essex ihren Befehl erwarte. Er soll vor sie kommen. 5
 „Rutland, sagt die Königin, wir sprechen einander schon weiter; geh „nur. — Nottingham, tritt du näher.“ Dieser Zug der Eifersucht ist vortrefflich. Essex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie sie verständiger und glücklicher vorbereitet seyn könnte. Essex anfangs, scheineth sich völlig unterwerfen 10 zu wollen; aber, da sie ihm befiehlt, sich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er troßt. Gleichwohl hätte alles das die Königin so weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht schon durch Eifersucht erbittert gewesen wäre. Es ist eigentlich die eifersüchtige Liebhaberinn, welche schlägt, und die sich nur der Hand der Königin bedienet. Eifersucht überhaupt schlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte diese Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Essex des Corneille gemacht haben. Sie sind so charakteristisch, so voller Leben und Wahrheit, daß das Beste des Franzosen eine sehr armselige Figur dagegen macht. 20

Neun und funfzigstes Stück.

Den 24sten November, 1767.

Nur den Stil des Banks muß man aus meiner Uebersetzung nicht beurtheilen. Von seinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müssen. Er ist zugleich so gemein und so kostbar, so kriechend und 25 so hochtrabend, und das nicht von Person zu Person, sondern ganz durchaus, daß er zum Muster dieser Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwischen beide Klippen, so gut als möglich, durchzuschleichen gesucht; dabey aber doch an der einen lieber, als an der andern, scheitern wollen. 30

Ich habe mich mehr vor dem Schwülstigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehresten hätten vielleicht gerade das Gegentheil

gethan; denn schwülftig und tragisch, halten viele so ziemlich für einerley. Nicht nur viele, der Leser: auch viele, der Dichter selbst. Ihre Helden sollten wie andere Menschen sprechen? Was wären das für Helden? Ampullae et sesquipedalia verba, Sentenzen und
 5 Blasen und ellenlange Worte: das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen lassen,“ sagt Diderot, (*) (man merke, daß er vornehmlich von seinen Landsleuten spricht,) „das Drama „aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle
 10 „prächtige Versification beybehalten, die sich doch nur für Sprachen „von sehr abgemessenen Quantitäten, und sehr merklichen Accenten, „nur für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten gesetzte und mit „Instrumenten begleitete Deklamation so wohl schickt: ihre Einfalt „aber in der Verwickelung und dem Gespräche, und die Wahrheit
 15 „ihrer Gemählde haben wir fahren lassen.“

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muster nehmen dürfen. Alle Personen sprechen und unterhalten sich da auf einem freyen, öffentlichen Plage, in Gegenwart einer neugierigen
 20 Menge Volks. Sie müssen also fast immer mit Zurückhaltung, und Rücksicht auf ihre Würde, sprechen; sie können sich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den ersten den besten Worten entladen; sie müssen sie abmessen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeschafft, die wir unsere Personen größtentheils zwischen ihren
 25 vier Wänden lassen: was können wir für Ursache haben, sie dem ohngeachtet immer eine so geziemende, so ausgesuchte, so rhetorische Sprache führen zu lassen? Sie hört niemand, als dem sie es erlauben wollen, sie zu hören; mit ihnen spricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die also selbst im
 30 Affekte sind, und weder Lust noch Muße haben, Ausdrücke zu controlliren. Das war nur von dem Chore zu besorgen, der, so genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und stets die handelnden Personen mehr richtete, als an ihrem Schicksale wirklichen Antheil nahm. Umsonst beruft man sich desfalls auf

35 (*) Zweyte Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Uebers. 247.

den höhern Rang der Personen. Vornehme Leute haben sich besser ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber sie affectiren nicht unaufhörlich, sich besser auszudrücken, als er. Am wenigsten in Leidenschaften; deren jeder seine¹ eigene Beredsamkeit hat, mit der allein die Natur begeistert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die sich 5 der Unerzogenste so gut versteht, als der Polirteste.

Bei einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemals Empfindung seyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt sie sich mit den simpelsten, gemeinsten, plattesten Worten und Redensarten. 10

Wie ich Banks Elisabeth sprechen lasse, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem französischen Theater gesprochen. Den niedrigen vertraulichen Ton, in dem sie sich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adlichen Landfrau angemessen finden. „Ist dir nicht wohl? — Mir ist ganz wohl. Steh auf, ich 15 „bitte dich. — Nur unruhig; ein wenig unruhig bin ich. — Erzehle „mir doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! Laß hören! — „Gemach, gemach! — Du eiferst dich aus dem Athem. — Gift und „Blattern auf ihre Zunge! — Mir steht es frey, dem Dinge, das „ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auf den Kopf 20 „schlagen. — Wie ist's? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen „wackern Mann suchen. — Wie kannst du so reden? — Du sollst es „schon sehen. — Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie „nicht länger vor Augen sehen. — Komm her, meine Liebe; laß mich „an deinen Busen mich lehnen. — Ich dacht es! — Das ist nicht 25 „länger auszuhalten.“ — Ja wohl ist es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunststrichter sagen —

Werden vielleicht auch manche von meinen Lesern sagen. — Denn leider giebt es Deutsche, die noch weit französischer sind, als die Franzosen. Ihnen zu gefallen, habe ich diese Brocken auf einen 30 Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritisiren. Alle die kleinen Nachlässigkeiten, die ihr zärtliches Ohr so unendlich beleidigen, die dem Dichter so schwer zu finden waren, die er mit so vieler Ueberlegung dahin und dorthin streuete, um den Dialog geschmeidig zu machen,

¹ [doch wohl nur verschrieben für] deren jede ihre

und den Reden einen wahrern Anschein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen sie sehr witzig zusammen auf einen Faden, und wollen sich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achselzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht
5 kenne; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verstand das besser; aber Racine lebte auch bey Hofe.“

Dem ohngeachtet würde mich das nicht irre machen. Desto schlimmer für die Königinnen, wenn sie wirklich nicht so sprechen, nicht so sprechen dürfen. Ich habe es lange schon geglaubt, daß der
10 Hof der Ort eben nicht ist, wo ein Dichter die Natur studiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen. Die wahren Königinnen mögen so gesucht und affectirt sprechen, als sie wollen: keine Königinnen müssen natürlich sprechen.
15 Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröste sich immer, wenn er schon sonst keine Königinnen gesprochen hat.

Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur. Grobheit und Wust ist eben so weit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabnen. Das nehmliche Gefühl, welches die
20 Grenzscheidung dort wahrnimt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülftigste Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl scheint die Engländer vornehmlich nur der eine,
25 in ihrem Wank beleidigt zu haben. Sie tabelten weniger seinen Schwulst, als die pöbelhafte Sprache, die er so edle und in der Geschichte ihres Landes so glänzende Personen führen lasse; und wünschten lange, daß sein Stück von einem Manne, der den tragischen Ausdruck mehr in seiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. (*) Dieses

30 (*) (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in some Places so low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman possess of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to
35 adorn so celebrated a Part of History with that Dignity of Expression befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greatest the World ever produced.

geschah endlich auch. Fast zu gleicher Zeit machten sich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irrländer, war seiner Profession nach ein Maurer, und vertauschte, wie der alte Ben Johnson, seine Kelle mit der Feder. Nachdem er schon einen Band Gedichte auf Subscription drucken lassen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er seinen Essay 1753 aufs Theater. Als dieser zu London gespielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin gespielt. Aber Brook ließ seinen erst einige Jahre hernach drucken; und so kann es wohl seyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben sowohl den Essay des Jones, als den vom Banks, genutzt hat. Auch muß noch ein Essay von einem James Ralph vorhanden seyn. Ich gestehe, daß ich keinen gelesen habe, und alle drey nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Essay des Brook, sagt ein französischer Kunsttrichter, daß er das Feuer und das Pathetische des Banks mit der schönen Poesie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derselben Verzweiflung bey der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufügt, (*) ist merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariser Parterre auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen spanischen Essay habe ich gelesen, der viel zu sonderbar ist, als daß ich nicht im Vorbeygehen etwas davon sagen sollte. —

Sechzigstes Stück.

Den 27ten November, 1767.

Er ist von einem Ungenannten, und führet den Titel: Für seine Gebietherinn sterben. (**). Ich finde ihn in einer Sammlung von 25

(*) (Journal Encycl. Mars 1761.) Il a aussi fait tomber en demence la Comtesse de Rutland au moment que cet illustre epoux est conduit à l'échafaud; ce moment ou cette Comtesse est un objet bien digne de pitié, a produit une tres grande sensation, et a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule, il auroit été sifflé et l'on auroit envoyé la Comtesse avec l'Auteur aux Petites-Maisons. 30

(**) Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de esta Corte.

Romödien, die Joseph Padrino zu Sevillen gedruckt hat, und in der er das vier und siebenzigste Stück ist. Wenn er fertiget worden, weiß ich nicht; ich sehe auch nichts, woraus es sich ungefehr abnehmen ließe. Das ist klar, daß sein Verfasser weder die französischen und
 5 englischen Dichter, welche die nehmliche Geschichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er ist ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leser nicht vorgreifen.

Esfer kömmt von seiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abstatten. Wie er
 10 anlangt, hört er, daß sie sich zwey Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Diese Blanca ist die Geliebte des Grafen, und auf diesem Landgute hat er, noch bey Lebenszeiten ihres Vaters, viele heimliche Zusammenkünfte mit
 15 Schlüssels, den er noch von der Gartenthüre bewahret, durch die er ehemals zu ihr gekommen. Es ist natürlich, daß er sich seiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern schleichet, wird er, an dem schattichten Ufer eines durch denselben geleiteten Armes der Temse, ein Frauenzimmer ge-
 20 wahr, (es ist ein schwüler Sommerabend,) das mit den bloßen Füßen in dem Wasser sitzt, und sich abkühlet. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit stehen, ob sie schon das Gesicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Diese Schönheit, wie billig, wird weitläufig beschrieben, und besonders werden
 25 über die allerliebsten weissen Füße in dem klaren Wasser, sehr spitzfindige Dinge gesagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwey krystallene Säulen in einem fließenden Krystalle stehen sieht; er weiß vor Erstaunen nicht, ob das Wasser der Krystall ihrer Füße ist, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Krystall des Wassers
 30 sind, der sich in diese Form condensirt hat. *) Noch verwirrter macht

(*) Las dos columnas bellas

Metió dentro del rio, y como al vellas
 Vi un crystal en el rio desatado,
 Y vi crystal en ellas condensado,
 35 No supe si las aguas que se vian
 Eran sus pies, que liquidos corrian,

ihn die halbe schwarze Maske auf dem weissen Gesichte: er kann nicht begreifen, in welcher Absicht die Natur ein so göttliches Monstrum gebildet, und auf seinem Gesichte so schwarzen Basalt mit so glänzendem Helfenbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verspottung? (*) Raum hat sich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: *Stirb Tyranninn!* ein Schuß auf sie geschieht, und gleich darauf zwey mastirte Männer mit bloßem Degen auf sie los gehen, weil der Schuß sie nicht getroffen zu haben scheint. Esser besinnt sich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und sie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, sein Leben nicht in Gefahr zu setzen. Sie sieht, daß er verwundet ist, knüpft ihre Schärpe los, und giebt sie ihm, sich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, sagt sie, soll diese Schärpe dienen, mich Euch zu seiner Zeit zu erkennen zu geben; ist muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß

O si sus dos columnas se formaban
De las aguas, que alli se congelaban.

Diese Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beschreiben will, wie die Dame, das Wasser zu kosten, es mit ihrer hohlen Hand geschöpft, und nach dem Munde geführt habe. Diese Hand, sagt er, war dem klaren Wasser so ähnlich, daß der Fluß selbst für Schreden zusammen fuhr, weil er befürchtete, sie möchte einen Theil ihrer eignen Hand mittrinken.

Quiso probar a caso
El agua, y fueron crystalino vaso
Sus manos, acercò las a los labios, 25
Y entonces el arroyo¹ llorò agravios,
Y como tanto, en fin, se parecia
A sus manos aquello que bebia,
Temi con sobresalto (y no fue en vano)
Que se bebiera parte de la mano. 30
(*) Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el rostro,
Juzguè, mirando tan divino monstruo,
Que la naturaleza cuidadosa 35
Desigualdad² uniendo tan hermosa,
Quiso hacer por assombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

¹ arroyo [1767]

² Desigual [1767; desigualdad (spanische Vorlage)]

mehr Vermen entsteht; ich möchte nicht gern, daß die Königin den Zufall erführe, und ich beschwöre Euch daher um Eure Verschwiegenheit. Sie geht, und Essex bleibt voller Erstaunen über diese sonderbare Begebenheit, über die er mit seinem Bedienten, Namens Cosme, 5 allerley Betrachtungen anstellt. Dieser Cosme ist die lustige Person des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als sein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und versperrte ihm den Eingang. Furchtsam ist Cosme für viere; (*) 10 und das sind die spanischen Narren gemeiniglich alle. Essex bekennt, daß er sich unfehlbar in die schöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht schon so völlig Besitz von seinem Herzen genommen hätte, daß sie durchaus keiner andern Leidenschaft darinn Raum lasse. Aber, sagt er, wer mag sie wohl gewesen seyn? Was 15 dünkt dich, Cosme? — Wer wirds gewesen seyn, antwortet Cosme, als des Gärtners Frau, die sich die Beine gewaschen? — (***) Aus diesem Zuge, kann man leicht auf das Uebrige schließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es ist zu spät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen seyn; Essex getraut sich daher 20 nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verschiebt seinen Besuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Manzoni auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene ist noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte¹ waren in dem Garten. 25 Es ist des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der

(*) Ruido de armas en la Quinta.
Y dentro el Conde? Que aguardo
Que no voi à socorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo à que quiera el miedo
Dexarme entrar — — —

30

— — — — —
Cosme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

(**) La muger del hortelano,
Que se lavaba las piernas.

35

¹ Auftritten [1787]

Elisabeth eine Verbindung mit seinem jüngsten Bruder vorgeschlagen. Dieses ist der Herzog von Anzon. Er ist, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft, nach England gekommen, um diese Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt sich alles, sowohl von Seiten des Parlaments als der Königin, sehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt sich in sie. Jetzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in seiner Liebe behülflich zu seyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringste von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr stehet, zu entdecken. Sie sagt bloß, Blanca suche sich zu verheyrathen, und da sie hierauf sich mit einem Manne, dessen Stand so weit über den ihrigen erhaben sey, doch keine Rechnung machen könne, so dürfte¹ sie schwerlich seiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf diesen Einwurf die Lauterkeit seiner Absichten bethauern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier sind in diesem Punkte lange 15 so strenge und delikat nicht, als die Franzosen.) Er hat einen Brief an die Blanca geschrieben, den Flora übergeben soll. Er wünscht, es selbst mit anzusehen, was dieser Brief für Eindruck auf sie machen werde. Er schenkt Floren eine güldne Kette, und Flora versteckt ihn in eine anstoßende Gallerie, indem Blanca mit Cosme hereintritt, 20 welcher ihr die Ankunft seines Herrn meldet.

Essex kömmt. Nach den zärtlichsten Bewillkommungen der Blanca, nach den theuersten Versicherungen des Grafen, wie sehr er ihrer Liebe sich würdig zu zeigen wünsche, müssen sich Flora und Cosme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er sich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem sie ihm drey Jahre widerstanden, habe sie endlich sich ihm ergeben, und ihn, unter Versicherung sie zu heyrathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hico dueño de mi honor: der Ausdruck sagt im Spanischen 30 ein wenig viel.) Nur die Feindschaft, welche unter ihren beyderseitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Essex ist nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwischen gekommen sey. Nun aber 35

¹ durfte [1767]

habe er diese glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und so kann ich dir denn, sagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimnisse sicher anvertrauen. (*) —

5

Ein und sechzigstes Stück.

Den 1sten December, 1767.

Hierauf beginnt sie eine lange Erzählung von dem Schicksale der Maria von Schottland. Wir erfahren, (denn Essex selbst muß alles das, ohne Zweifel, längst wissen,) daß ihr Vater und Bruder
 10 dieser unglücklichen Königin sehr zugethan gewesen; daß sie sich geweigert, an der Unterdrückung der Unschuld Theil zu nehmen; daß Elisabeth sie daher gefangen setzen, und in dem Gefängnisse heimlich hinrichten lassen. Kein Wunder, daß Blanca die Elisabeth haßt; daß sie fest entschlossen ist, sich an ihr zu rächen. Zwar hat Elisabeth
 15 nachher sie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und sie ihres ganzen Vertrauens gewürdiget. Aber Blanca ist unversöhnlich. Umsonst wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daselbst ruhig zu genießen. — Diesen Vorzug selbst wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen
 20 lassen. Sie hatte an ihren Oheim geschrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie seinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er sich im Verborgnen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieser Oheim war es gewesen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Essex, und wir
 25 mit ihm, wer die Person ist, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Essex ist, welcher ihren Anschlag vereiteln müssen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegrenzte Liebe, deren sie Essex versichert, und wagt es, ihn nicht bloß zum Mitschuldigen machen

30

(*) Bien podrá seguramente
 Revelarte intentos míos,
 Como a galán, como a dueño
 Como a esposo, y como a amigo.

zu wollen, sondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er soll sogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen ist, schreiben, und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyranninn müsse sterben; ihr Name sey allgemein verhaßt; ihr Tod sey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Essex, dem Vaterlande diese Wohlthat zu verschaffen. 5

Essex ist über diesen Antrag äußerst betroffen. Blanca, seine theure Blanca, kann ihm eine solche Verrätherey zumuthen? Wie sehr schämt er sich, in diesem Augenblicke, seiner Liebe! Aber was soll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, seinen Unwillen zu 10 erkennen geben? Wird sie darum weniger bey ihren schändlichen Gefinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das ist unmöglich: Blanca, seine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er sie, durch Bitten und Vorstellungen, von ihrem Entschlusse abzubringen suchen? Er müßte nicht wissen, was für ein 15 rachsüchtiges Geschöpf eine beleidigte Frau ist; wie wenig es sich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abschrecken läßt. Wie leicht könnte sie seine Abrathung, sein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß sie sich einem andern entdeckte, der so gewissenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme? (*) — Dieses in der Geschwindigkeit 20

- (*) Ay tal traicion! vive el Cielo,
 Que de amarla estoi corrido.
 Blanca, que es mi dulce dueño,
 Blanca, à quien quiero, y estimo,
 Me propone tal traicion! 25
 Que harè, porque si ofendido,
 Respondiendo, como es justo,
 Contra su traicion me irrito,
 No por esso ha¹ de evitar
 Su resuelto desatino. 30
 Pues darle cuenta a la Reina
 Es imposible, pues quiso
 Mi suerte, que tenga parte
 Blanca en^a aqueste delito.
 Pues si procuro con ruegos 35
 Disuadirla, es desvario,

¹ he [spanische Vorlage]

^a in [1767]

überlegt, faßt er den Vorfaß, sich zu verstellen, um den Roberto, so heißt der Dheim der Blanca, mit allen seinen Anhängern, in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Effeß nicht sogleich antwortet.
 5 „Graf, sagt sie, wenn Du erst lange mit Dir zu Rathe gehst, so liebst Du mich nicht. Auch nur zweifeln, ist Verbrechen. Undankbarer! — (*) Sey ruhig, Blanca! erwiedert Effeß: ich bin entschlossen. — Und wozu? — Gleich will ich Dir es schriftlich geben.“

Effeß setzt sich nieder, an ihren Dheim zu schreiben, und indem
 10 tritt der Herzog aus der Gallerie näher. Er ist neugierig zu sehen, wer sich mit der Blanca so lange unterhält; und erstaunt, den Grafen von Effeß zu erblicken. Aber noch mehr erstaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekommt. Effeß hat an den Roberto geschrieben, und sagt der Blanca den Inhalt seines Schreibens, das er
 15 sofort durch den Cosme abschicken will. Roberto soll mit allen seinen Freunden einzeln nach London kommen; Effeß will ihn mit seinen Leuten unterstützen; Effeß hat die Gunst des Volks; nichts wird leichter seyn, als sich der Königin zu bemächtigen; sie ist schon so gut, als todt. — Erst müßt ich sterben! ruft auf einmal der Herzog,
 20 und kömmt auf sie los. Blanca und der Graf erstaunen über diese

Que es una muger resuelta
 Animal tan vengativo,
 Que no se dobla à los riesgos:
 Antes con afecto impio,
 25 En el mismo rendimiento
 Suelen agusar los filos;
 Y quizá desesperada
 De mi enojo, o mi desvio,
 Se declarara con otro
 30 Menos leal, menos fino,
 Que quizá por ella intente,
 Lo que yo hacer no he querido.
 (*) Si estás consultando,¹ Conde,
 Allà dentro de ti mismo
 35 Lo que has de hacer, no me quieres,
 Ya el dudarle fue delito.
 Vive Dios, que eres ingrato!

¹ consultado, [spanische Vorlage, sicher nur verbrüdt]

plötzliche Erscheinung; und das Erstaunen des Lesern ist nicht ohne Eifersucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bey sich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertiget die Blanca, und versichert, daß sie von seiner Anwesenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und sey von selbst hereingegangen, die Gemählde darinn 5 zu betrachten. (*)

Der Herzog. Bey dem Leben meines Bruders, bey dem mir noch kostbarern Leben der Königin, bey — Aber genug, daß Ich es sage: Blanca ist unschuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie diese Erklärung zu danken. Auf Sie, ist im geringsten nicht dabey ge- 10 sehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freylich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie sind ein Verräther. 15

Der Graf. Wer darf das sagen?

(*) Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas estimo,
De la Reina mi señora,
Y por — pero yo lo digo 20
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del' decirlo,
Que no tiene Blanca parte
De estar yo aqui — —

Y estad mui agradecido 25
A Blanca, de que yo os dè,
No satisfacion, aviso
De esta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — COND. Imagino
Que no me conoceis bien. 30

DUQ. No os havia conocido
Hasta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he visto
Que os reconozco traidor.
COND. Quien dixere — DUQ. Yo lo digo, 35
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo sufriros.

* el [spanische Vorlage] del [1767, vielleicht doch nur verdruckt]

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Absicht mag auch gewesen seyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther 5 kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um so weniger darf ich mich dieses Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verlustig sind. Wären Sie so unbescholten, als ich Sie sonst geglaubt, so würde ich Sie zu züchtigen wissen.

10 Der Graf. Ich bin der Graf von Essex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht sind, ein Mann von Ehre: so

COND. Qualquier cosa que yo intente —

15 DUQ. Mirad que estoi persuadido

Que hace¹ la traicion cobardes;

Y assi quando os he cogido

En un lance que me dà

20 De que sois cobarde indicios,

No he de aprovecharme de esto,

Y assi os perdona mi brio

Este rato que teneis

El valor desminuido;

25 Que a estar todo vos entero,

Supiera daros castigo.

COND. Yo soi el Conde de Sex

Y nadie se me ha atrevido

Sino el hermano del Rey

De Francia. DUQ. Yo tengo brio

30 Para que sin ser quien soi,

Pueda mi valor invicto

Castigar, non digo yo

Solo a vos, mas a vos mismo,

Siendo leal, que es lo mas

35 Con que queda encarecido.

Y pues sois tan gran Soldado,

No echeis a perder, os pido,

Tantas heroicaz hazañas

Con un hecho tan indigno —

¹ hacer [1767]

sollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Essex? Wenn Sie dieser berufene Krieger sind: wie können Sie so viele große Thaten durch eine so unwürdige That vernichten wollen? —

Zwey und sechzigstes Stück.

5

Den 4ten December, 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm sein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, sich eines bessern zu befinnen; er will es vergessen, was er gehört habe; er ist versichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einstimme, und daß sie 10 selbst ihm eben das würde gesagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zugekommen wäre. Er schließt endlich: „Noch einmal, Graf; „gehen Sie in sich! „Stehen Sie von einem so schändlichen Vorhaben „ab! Werden Sie wieder Sie selbst! Wollen Sie aber meinem Rathe „nicht folgen: so erinnern Sie sich, daß Sie einen Kopf haben, und 15 „London einen Henker!“(*) — Hiermit entfernt sich der Herzog. Essex ist in der äußersten Verwirrung; es schmerzt ihn, sich für einen Verräther gehalten zu wissen; gleichwohl darf er es ihm nicht wagen, sich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß sich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da seiner Königin am getreuesten gewesen 20 sey, als er es am wenigsten zu seyn geschienen.** So spricht er

(*) Miradlo mejor, dexad

Un intento tan indigno,
Corresponded à quien sois,
Y sino bastan avisos,

25

Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

(**) No' he de responder al Duque

Hasta que el sucesso mismo
Muestre como fueron falsos
De mi traicion los indicios,
Y que soi mas leal, quando'
Mas traidor he parecido.

30

'Non [1767] * quando [1767, ebenso die spanische Vorlage] quanto [unnötige Konjektur Bachmanns]

mit sich selbst: zur Blanca aber sagt er, daß er den Brief sogleich an ihren Oheim senden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen; nachdem sie ihren Unstern verwünscht, sich aber noch damit getröstet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog sey, welcher von dem An= 5 schlage des Grafen wisse.

Die Königin erscheint mit ihrem Kanzler, dem sie es ver= trauet hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl besetze; und morgen will sie nach Lon= don zurückkehren. Der Kanzler ist der Meinung, die Mäuchelmörder 10 aufsuchen zu lassen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der sie anzeigen werde, eine ansehnliche Belohnung zu verheiffen, sollte er auch selbst ein Mitschuldiger seyn. „Denn da es ihrer zwey waren,“ sagt er, „die den Anfall thaten, so kann leicht einer davon ein eben „so treulofer Freund seyn, als er ein treulofer Unterthan ist.“ (*) — 15 Aber die Königin mißbilliget diesen Rath; sie hält es für besser, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu lassen, daß es Menschen gegeben, die sich einer solchen That erkühnen dürfen. „Man muß, sagt sie, die Welt glauben machen, daß die „Könige so wohl bewacht werden, daß es der Verrätherey unmöglich 20 „ist, an sie zu kommen. Außerordentliche Verbrechen werden besser „verschwiegen, als bestraft. Denn das Beyspiel der Strafe ist von „dem Beyspiele der Sünde unzertrennlich; und dieses kann oft eben „so sehr anreizen, als jenes abschrecken.“ (**)

(*) Y pues son dos los culpados
25 Podrà ser, que alguno de ellos
Entregue al otro, que es llano,
Que será traidor amigo
Quien fue desleal vassallo.

(**) Y es gran materia de estado
30 Dar a entender, que los Reyes
Estan en si tan guardados
Que aunque la traicion los busque,
Nunca ha de poder hallarlos;
Y assi el secreto averigüe
35 Enormes delitos, quando
Mas que el castigo escarmientos,
Dè exemplares¹ el pecado.

¹ el castigo, escarmientos dé exemplares [spanische Vorlage] el castigo, escarmientos Dé de exemplares [1767]

Indem wird Effer gemeldet, und vorgelassen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge seiner Expedition abstattet, ist kurz. Die Königin sagt ihm, auf eine sehr verbindliche Weise: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges schon genug.“(*) Sie will von keinen nähern Umständen hören, bevor sie seine Dienste nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen sogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Effer sind allein; das Gespräch wird vertraulicher; Effer hat die Schärpe um; die Königin bemerkt sie, und Effer würde es aus dieser bloßen Bemerkung schließen, daß er sie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht schon geschlossen hätte. Die Königin hat den Grafen schon längst heimlich geliebt; und nun ist sie ihm sogar das Leben schuldig.** Es kostet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verschiedne Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob sein Herz schon eingenommen, und ob er es vermuthet, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch seine Antworten gewissermaßen zu verstehen, und zugleich, daß er für eben diese Person mehr empfinde, als er derselben zu entdecken sich erlauben dürfe. Die Königin ist auf dem Punkte, sich ihm zu erkennen zu geben: doch siegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben so sehr hat der Graf mit seinem Stolze zu kämpfen: er kann sich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er schon die Vermessenheit dieses Gedankens erkennt. (Daß diese Scene größtentheils aus Reden bestehen müsse, die jedes seitab führet, ist leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder so lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; sie überreicht es ihm; er bedankt sich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —

(*) Que ya solo con miraros
Sè el suceso de la guerra.

(**) No bastaba, amor tyranno,
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te ayas' ayudado
Del deberle yo la vida?

30

85

¹ aya [1767] haya [spanische Vorlage]

- Essex. Eitler Wahnsinn! —
 Die Königin. Wie blind! —
 Essex. Wie verwegen! —
 Die Königin. So tief willst du, daß ich mich herabsetze? —
 5 Essex. So hoch willst du, daß ich mich versteige?
 Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!
 Essex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!
 Die Königin. Du stürzest mich bis in den Abgrund, —
 Essex. Du erhebest mich bis zur Sonne, —
 10 Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.
 Essex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.
 Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeistert: —
 Essex. Aber, weil Du meiner Seele Dich bemächtigt: —
 Die Königin. So stirb da, und komm nie auf die Zunge!
 15 Essex. So stirb da, und komm nie über die Lippen! (*)

(Ist das nicht eine sonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht sagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, sondern 20 aus der Seele. Man sage jedoch nicht, daß man ein Spanier seyn muß, um an solchen unnatürlichen Künstelehen Geschmack zu finden. Noch vor einige dreißig Jahren fanden wir Deutsche eben so viel Geschmack daran; denn unsere Staats- und Helden-Actionen wimmel-

- 25 (*) REIN. Loco Amor — COND. Necio imposible —
 REIN. Què ciego — COND. Què temerario —
 REIN. Me abates a tal baxeza —
 COND. Me quieres subir tan alto —
 REIN. Advierte, que soi la Reina —
 COND. Advierte que soi vasallo —
 30 REIN. Pues me humillas a el abysmo —
 COND. Pues me acercas a los rayos —
 REIN. Sin reparar mi grandeza —
 COND. Sin mirar mi humilde estado —
 REIN. Ya que te miro acà dentro —
 35 COND. Ya que en mi te vas entrando —
 REIN. Muere entre el pecho, y la voz.
 COND. Muere entre el alma, y los labios.

ten davon, die in allem nach den spanischen Mustern zugeschnitten waren.)

Nachdem die Königin den Esser beurlaubet und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verschiedene Seiten ab, und machen dem ersten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drey, welche sie Jornadas, Tagewerte, nennen. Ihre allerältesten Stücke hatten viere: sie krochen, sagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erste, welcher die vier Aufzüge auf drey brachte; und Lope folgte ihm darinn, ob er schon 10 die ersten Stücke seiner Jugend, oder vielmehr seiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieses aus einer Stelle in des leßtern Neuen Kunst, Komödien zu machen; (*) mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerspruch finde, (**) wo sich dieser den Ruhm anmaßt, die spanische Komödie von fünf Akten, aus welchen 15 sie sonst bestanden, auf drey gebracht zu haben. Der spanische Litterator mag diesen Widerspruch entscheiden; ich will mich dabey nicht aufhalten.

Drey und sechzigstes Stück.

Den 8ten December, 1767.

Die Königin ist von dem Landgute zurückgekommen; und Esser 20 gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilte er nach Hofe, um sich keinen Augenblick vermissen zu lassen. Er eröffnet mit seinem Cosme den zweyten Akt, der in dem königlichen Schlosse spielt. Cosme

(*) Arte nuevo de hazer Comedias, die sich hinter des Lope Rimas befindet.
 El Capitan Virves insigne ingenio, 25
 Puso en tres actos la Comedia, que antes
 Andava en quatro, como pies de niño,
 Que eran entonces niñas las Comedias,
 Y yo las escrivi de onze, y doze años,
 De à quatro actos, y de à quatro pliegos, 30
 Porque cada acto un pliego contenia.

(**) In der Vorrede zu seinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

hat, auf Befehl des Grafen, sich mit Pistolen versehen müssen; der Graf hat heimliche Feinde; er besorgt, wenn er des Nachts spät vom Schlosse gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Cosme, die Pistolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und sie von Floren 5 aufheben zu lassen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanca gehen will. Blanca ist eifersüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; sie könnte sie haben wollen; und er würde sie ihr abschlagen müssen. Indem er sie dem Cosme zur Verwahrung übergibt, kommt Blanca dazu. Cosme will sie geschwind verstecken: aber 10 es kann so geschwind nicht geschehen, daß es Blanca nicht merken sollte. Blanca nimt den Grafen mit sich zur Königin; und Effex ermahnt im Abgehen den Cosme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und sie niemanden zu zeigen.

Cosme hat, unter seinen andern guten Eigenschaften, auch diese, 15 daß er ein Erzplauderer ist. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geschwür im Leibe davon zu bekommen; und das Verboth des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er sich dieser Gefahr bereits sechs und dreyßig Stunden ausgesetzt habe. (*) Er giebt Floren die Pistolen, und hat den Mund schon auf, ihr auch 20 die ganze Geschichte, von der maskirten Dame und der Schärpe, zu erzählen. Doch eben besinnt er sich, daß es wohl eine würdigere Person seyn müsse, der er sein Geheimniß zuerst mittheile. Es würde nicht lassen, wenn sich Flora rühmen könnte, ihn dessen deslorirt zu haben. (**) (Ich muß von allerley Art des spanischen Wizes eine 25 kleine Probe einzuflechten suchen.)

Cosme darf auf diese würdigere Person nicht lange warten.

(*) — Yo no me acordaba

De decirlo, y lo callaba,

Y como me lo entregò,

30

Ya por decirlo rebiento,

Que tengo tal propiedad,

Que en un hora, ò la mitad,

Se me hace postema un cuento.

(**) Alla va¹ Flora; mas no,

35

Sera persona mas grave —

No es bien que Flora se alabe

Que el cuento me desflorò.

¹ va [fehlt 1767]

Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu sehr gequält, daß sie sich nicht, sobald als möglich, von dem Grafen losmachen sollen, um zu erfahren, was Cosme vorhin so hastig vor ihr zu verbergen gesucht. Sie kömmt also sogleich zurück, und nachdem sie ihn zuerst gefragt, warum er nicht schon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf schicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreisen werde: verlangt sie zu wissen; was er da versteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Cosme läßt nicht lange in sich dringen. Er sagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimt sie ihm ab. Die Art, mit der er sich seines Geheimnisses entlediget, ist äußerst eckel. Sein Magen will es nicht länger bey sich behalten; es stößt ihm auf; es kneipt ihn; er steckt den Finger in den Hals; er giebt es von sich; und um einen bessern Geschmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geschwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen. (*) Blanca kann aus seinem verwirrten Geschwätze zwar nicht recht klug werden: sie versteht aber doch so viel daraus, daß die Schärpe das Geschenk einer Dame ist, in die Eßszug verliebt werden könnte, wenn er es nicht schon sey. „Denn er ist doch nur „ein Mann; sagt sie. Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne „anvertrauet hat! Der beste, ist noch so schlimm!“ (**). — Um seiner Untreue also zuvorzukommen, will sie ihn je eher je lieber heyrathen.

(*) Ya se me viene a la boca

La purga. — —

O que regueldos tan secos

Me vienen! terrible aprieto. —

25

Mi estomago no lo lleva;

Protesto que es gran trabajo,

Meto los dedos — —

Y pues la purga he trocado,

Y el secreto he vomitado

30

Desde el principio hasta el fin,

Y sin dexar cosa alguna,

Tal asco me diò al decillo,

Voi à probar de un membrillo,

O a morder¹ de una azeituna. —

35

(**) Es hombre al fin, y ay de aquella

Que a un hombre fiò su honor,

Siendo tan malo el mejor.

¹ morder [verbrüßt 1767]

Die Königin tritt herein, und ist äußerst niedergeschlagen. Blanca fragt, ob sie die übrigen Hofdamen rufen soll: aber die Königin will lieber allein seyn; nur Irene soll kommen, und vor dem Zimmer singen. Blanca geht auf der einen Seite nach Ire-
5 ab, und von der andern kömmt der Graf.

Essex liebt die Blanca: aber er ist ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin seyn zu wollen. Er wirft sich diesen Ehrgeiz selbst vor; er bestrast sich deswegen; sein Herz gehört der Blanca; eigennützige Absichten müssen es ihr nicht entziehen wollen; unechte
10 Convenienz muß keinen echten Affekt besiegen. (*) Er will sich also lieber wieder entfernen, als er die Königin gewahr wird: und die Königin, als sie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber sie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu singen. Sie singt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, dessen
15 Sinn dieser ist: „Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß „gelangen: o so laß das Mitleid, welches sie verdienen, den Unwillen „überwältigen, den du darüber empfindest, daß ich es bin, der sie „führet.“ Der Königin gefällt das Lied; und Essex findet es bequem, ihr durch dasselbe, auf eine versteckte Weise, seine Liebe zu er-
20 klären. Er sagt, er habe es glossiret, (**) und bittet um Erlaubniß,

(*) Abate, abate las alas,
No subas tanto, busquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.

25 Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia bastarda
30 Venza un legitimo afecto.

(**) Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche sie Glossas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichsam zum Texte, und erklären oder umschreiben diesen Text so, daß sie die Zeilen selbst in diese Erklärung oder Um-
35 schreibung wiederum einflechten. Den Text heißen sie Moto oder Letra, und die Auslegung insbesondere Glossa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt ist. Hier läßt der Dichter den Essex das Lied der Irene zum Moto machen, das aus vier Zeilen besteht, deren jede er in einer besondern Stanze umschreibt, die sich mit der umschriebenen Zeil: schließt. Das Ganze sieht so aus:

ihr seine Glosse vorschlagen zu dürfen. In dieser Glosse beschreibt er sich als den zärtlichsten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiethe, sich dem geliebten Gegenstande zu entdecken. Die Königin lobt seine Poesie: aber sie mißbilliget seine Art zu lieben. „Eine Liebe, sagt

MOTE.

5

Si acaso mis desvarios
Llegaren a tus umbrales,
La lastima de ser males
Quite el horror de ser mios.

GLOSSA.

10

Aunque el dolor me provoca
De mis quejas, y no puedo,¹
Que es mi osadia tan poca,
Que entre el respeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y assi non llegan tan mios
Mis males a tus orejas.

15

Porque no han de ser oidos
Si acaso digo mis quejas,
Si acaso mis desvarios.

20

El ser tan mal explicados
Sea su mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El silencio, y vos su oficio,
Quedaran mas ponderados:
Desde oy por estas señales
Sean de² ti conocidos,
Que sin duda son mis males
Si algunos mal³ repetidos

25

Llegaren a tus umbrales.

30

Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no sabiendo a quales
Mas tu ingratitud se deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te nueva

35

¹ [ebenso in der spanischen Vorlage; vielleicht doch verbrudt statt] Decir quejas, y no puedo,
[oder statt] Decir mis quejas, no puedo, ² di [verbrudt 1767] ³ mas [1767]

sie unter andern, die man verschweigt, kann nicht groß seyn; denn Liebe wächst nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man sich durch das Schweigen muthwillig verlustig.“

Vier und sechzigstes Stück.

5

Den 1ten December, 1767.

Der Graf versteht, daß die vollkommenste Liebe die sey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe sey Belohnung. Sein Stillschweigen selbst mache sein Glück: denn so lange er seine Liebe verschweige, sey sie noch unverworfen, könne er sich noch von der süßen
 10 Vorstellung täuschen lassen, daß sie vielleicht dürfte genehmiget werden. Der Unglückliche sey glücklich, so lange er noch nicht wisse, wie unglücklich er sey. (*) Die Königin widerlegt diese Sophistereyen als

La lastima de ser males.

15

En mi este afecto¹ violento
 Tu hermoso desde le causa;
 Tuyo, y mio es mi tormento;
 Tuyo, porque eres la causa;
 Y² mio, porque yo le³ siento:
 Sepan, Laura, tus desvios
 20 Que mis males son tan tuyos,
 Y en mis cuerdos desvarios
 Esto⁴ que tienen de tuyos

20

Quite el horror de ser mios.

Es müssen aber eben nicht alle Stossen so symmetrisch seyn, als diese. Man hat
 25 alle Freyheit, die Stangen, die man mit den Zeilen des Note schließt, so ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuslechten; man kann sich auf eine einzige einschränken, und diese mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören diese Stossen unter die ältern Gattungen der spanischen Poesie, die nach dem Boscan und Garcilasso ziemlich aus der Mode gekommen.

30

(*) — El mas verdadero amor
 Es el que en si mismo quieto
 Descansa, sin atender
 A mas paga, o mas intento:
 La correspondencia es paga,

¹ efecto [spanische Vorlage] ² Y [fehlt in der spanischen Vorlage] ³ le [fehlt 1767 und in der spanischen Vorlage]. ⁴ Estos [1767]

eine Person, der selbst daran gelegen ist, daß Essex nicht länger darnach handle: und Essex, durch diese Widerlegung erdreistet, ist im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weise wagen müsse; als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Diese Erscheinung der Blanca bewirkt einen 5 von den sonderbarsten Theaterstreichchen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die sie dem Cosme abgenommen, welches zwar die Königin, aber nicht Essex gewahr wird. (*)

Essex. So sey es gewagt! — Frisch! Sie ermuntert mich selbst. Warum will ich an der Krankheit sterben, wenn ich an dem 10 Hülfsmittel sterben kann? Was fürchte ich noch? — Königin, wann denn also, —

Blanca. Der Herzog, Ihre Majestät, —

Essex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königin. Ah! Himmel!

15

Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. —

Dentro esta nel silencio, y del respeto
Mi amor, y assi mi dicha esta segura,
Presumiendo tal vez¹ (dulce locura!)

20

Que es admitido del mayor sugeto.
Dexandome engañar de este concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;

Necia² sera la lengua, si aventura

25

Un bien que esta seguro en el secreto. —

Que es feliz quien no siendo venturoso
Nunca llega a saber, que es desdichadò.

(*) Por no morir de mal, quando

Puedo morir de remedio,

30

Digo pues, ea, ossadia,

Ella me alentò, que temo? —

Que sera bien que a tu Alteza —

(Sale Blanca con la vanda puesta.)

BL. Señora, el duque — CON. A mal tiempo

35

Viene Blanca. BL. Esta aguardando

En la antecamara — REIN. Ay, cielo!³

¹ voz [verbrudt 1767]

² Necio [1767]

³ cielos! [spanische Vorlage]

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was seh ich! — Sag ihm, er
5 soll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, sag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihre Majestät? —

Die Königin. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es ist kein

10 BL. Para entrar — REIN. Que es lo que miro!

BL. Licencia. REIN. Decid; — que veo! —

Decid que espere; — estoy loca!

Decid, andad. BL. Ya obedezco.

15 REIN. Venid aca, volved. BL. Que manda

Vuestra Alteza? REIN. El daño es cierto. —

Decidle — no ay que dudar —

Entretenedle un momento —

Ay de mí! — mientras yo salgo —

20 Y dexadme. BL. Que es aquesto?

Ya voi. CON. Ya Blanca se fue,

Quiero pues volver — REIN. Ha zelos!

CON. A declararme atrevido,

Pues si me atrevo, me atrevo

En fè de sus pretensiones.

25 REIN. Mi prenda en poder ageno?

Vive dios, pero es verguenza

Que pueda tanto un afecto

En mí. CON. Segun lo que dixo

30 Vuestra Alteza aqui, y supuesto,

Que cuesta cara la dicha,

Que se compra con el miedo,

Quiero morir noblemente.¹

REIN. Porque lo decis? CON. Que espero,

Si a vuestra Alteza (que dudo!)

35 Le declarasse mi afecto,

Algun amor — REIN. Que decis?

A mí? como, loco, necio,

Conoceisme? Quien soi yo?

40 Decid, quien soi? que sospecho,

Que se os huyo la memoria. —

¹ nobelmente [1767]

Zweifelt mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir!
— Bis ich selbst zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was ist das? — Ich gehe.

Essex. Blanca ist weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eifersucht!

5

Essex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.

Die Königin. Mein Geschenk in fremden Händen! Bey Gott!
— Aber ich muß mich schämen, daß eine Leidenschaft so viel über mich vermag!

10

Essex. Wenn denn also, — wie Ihre Majestät gesagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkaufte, — sehr theuer zu stehen kömmt; — wenn man viel edler stirbt: — so will auch ich, —

Die Königin. Warum sagen Sie das, Graf?

15

Essex. Weil ich hoffe, daß, wann ich — Warum fürchte ich mich noch? — wann ich Thro Majestät meine Leidenschaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königin. Was sagen Sie da, Graf? An mich richtet sich das? Wie? Thor! Unsinniger! Kennen Sie mich auch? Wissen Sie, wer ich bin? Und wer Sie sind? Ich muß glauben, daß Sie den Verstand verlohren. —

Und so fahren Thro Majestät fort, den armen Grafen auszufenstertern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wisse, wie weit der Himmel über alle menschliche Erfrechungen erhaben sey? Ob er nicht wisse, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrausen müsse? Ob er nicht wisse, daß die Dünste, welche sich zur Sonne erhoben, von ihren Stralen zerstreuet würden? — Wer vom Himmel gefallen zu seyn glaubt, ist Essex. Er zieht sich beschämt zurück, und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angesicht zu meiden, nie ihren Pallast wieder zu betreten, und sich glücklich zu schätzen, daß sie ihm den Kopf lasse, in welchem sich so eitle Gedanken erzeugen können. (*) Er entfernt

(*) — — No me veais.

Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que se engendraron
Tan livianos pensamientos.

35

sich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu lassen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinstimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer. Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frey gestanden, auf welchem Fuße
5 sie mit dem Grafen stehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müsse, oder ihre Ehre sey verlohren. Der Herzog faßt den Entschluß, den er wohl fassen muß; er will sich seiner Liebe entschlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verspricht er sogar, sich bey der Königin ihrer anzunehmen, wenn sie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen
10 sie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald, in tiefen Gedanken, wieder zurück. Sie ist mit sich selbst im Streit, ob der Graf auch wohl so schuldig sey, als er scheine. Vielleicht, daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur so ähnlich ist. — Der Herzog tritt sie an. Er sagt,
15 er komme, sie um eine Gnade zu bitten, um welche sie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde sich näher darüber erklären; er wolle sie zusammen allein lassen: und so läßt er sie.

Die Königin wird neugierig, und Blanca verwirrt. Endlich entschließt sich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem ver-
20 änderlichen Willen eines Mannes abhängen; sie will es seiner Recht- schaffenhait nicht länger anheim stellen, was sie durch Gewalt erhalten kann. Sie flehet die Elisabeth um Mitleid an: die Elisabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da sie eine Schwachheit ihres Geschlechts bekennen müsse: so suche sie in ihr nicht die Königin, sondern nur
25 die Frau. (*)

Fünf und sechzigstes Stück.

Den 15ten December, 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleyen, Seufzer, Liebfosungen, und besonders

30

(*) — — Ya estoi resuelta;
No a la voluntad mudable
De un hombre esté yo sujeta,
Que aunque no sé que me' olvide,

¹ mi [1767]

Sie sieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, sich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verschiedene Brieffschaften, die ihm die Königin nur auf einen Tisch zu legen befiehlt; sie will sie vor Schlafengehen noch durchsehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachsamkeit, mit der sie ihren Reichsgeschäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht, und beurlaubet den Kanzler. Nun ist sie allein, und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen, und anständigern Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen 10 Felix. Eines Grafen! „Ruß es denn eben, sagt sie, von einem Grafen seyn, was mir zuerst vorkömmt!“ Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den sie ißt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca ist ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Last macht. 15 Bis sie der Tod von dieser Marter befreye, will sie bey dem Bruder des Todes Vinderung suchen: und so fällt sie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein, und hat eine von den Pistolen des Grafen, die sie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte sie, zu Anfange dieses Akts, nicht vergebens dahin tragen lassen.) Sie 20 findet die Königin allein und entschlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte sie sich wünschen? Aber eben hat der Graf die Blanca gesucht, und sie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne

Que le mirara, o le viera;
 Que es verle? No sé que diga, 25
 No hai cosa que menos sea —
 No la quitara la vida?
 La sangre no la bebiera? —
 Los zelos, aunque fingidos,
 Me arrebataron la lengua, 30
 Y dispararon¹ mi enojo —
 Mirad que no me deis zelos,
 Que si fingidos se altera
 Tanto mi enojo, ved vos,
 Si fuera verdad, que hiciera — 35
 Escarmentad en las burlas,
 No me deis zelos de veras.

¹ despertaron [spanische Vorlage]

schlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieser Eifer der Königin, Eifersucht seyn müsse: und giebt es ihr zu verstehen.

Die Königin. Eifersucht? — Nein; bloß deine Aufführung ent-
 5 rüstet mich. — Und gesetzt, — ja gesetzt, ich liebte den Grafen. Wenn
 ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre so vermessen, so thöricht,
 ihn neben mir zu lieben, — was sage ich, zu lieben? — ihn nur
 anzusehen, — was sage ich, anzusehen? — sich nur eine Gedanke von
 ihm in den Sinn kommen zu lassen: das sollte dieser andern nicht
 10 das Leben kosten? — Du siehest, wie sehr mich eine bloß vorausge-
 setzte, erdichtete Eifersucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bey
 einer wahren thun würde. Ist stelle ich mich nur eifersüchtig: hüte
 dich, mich es wirklich zu machen! (*)

Mit dieser Drohung geht die Königin ab, und läßt die Blanca
 15 in der äußersten Verzweiflung. Dieses fehlte noch zu den Beleidig-
 ungen, über die sich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königin
 hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will
 sie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war schon beschlossen:
 aber warum soll Blanca noch erst warten, bis sie ein anderer für sie
 20 vollzieht? Sie will sie selbst bewerkstelligen, und noch diesen Abend.
 Als Kammerfrau der Königin, muß sie sie auskleiden helfen; da ist
 sie mit ihr allein; und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. —

(*) REIN. Este es zelo, Blanca. BL. Zelos,
 Añadiendose¹ una letra.

25 REIN. Que decis? BL. Señora, que
 Si acaso possible fuera,
 A no ser vos la que dice
 Essas palabras, dixera,
 Que eran zelos. REIN. Que son zelos?
 30 No son zelos, es ofensa
 Que me estais haciendo vos.
 Supongamos, que quisiera²
 A el Conde en esta ocasiou:
 Pues si yo a el Conde quisiera
 35 Y alguna atrevida, loca
 Presumida, descompuesta
 Le quisiera, que es querer?

¹ añadiendole [spanische Vorlage]

² quisieras [spanische Vorlage]

Sie sieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, sich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verschiedene Brieffschaften, die ihm die Königin nur auf einen Tisch zu legen befiehlt; sie will sie vor Schlafengehen noch durchsehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachsamkeit, mit der sie ihren Reichsgeschäften obliegt; die Königin erkennt es für ihre Pflicht, und beurlaubet den Kanzler. Nun ist sie allein, und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kammers entschlagen, und anständiger Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen 10 Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben, sagt sie, von einem Grafen seyn, was mir zuerst vorkommt!“ Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den sie iht nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca ist ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Last macht. 15 Bis sie der Tod von dieser Marter befreye, will sie bey dem Bruder des Todes Linderung suchen: und so fällt sie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein, und hat eine von den Pistolen des Grafen, die sie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte sie, zu Anfange dieses Akts, nicht vergebens dahin tragen lassen.) Sie 20 findet die Königin allein und entschlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte sie sich wünschen? Aber eben hat der Graf die Blanca gesucht, und sie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne

Que le mirara, o le viera;	
Que es verle? No sé que diga,	25
No hai cosa que menos sea —	
No la quitara la vida?	
La sangre no la bebiera? —	
Los zelos, aunque fingidos,	
Me arrebataron la lengua,	30
Y dispararon' mi enojo —	
Mirad que no me deis zelos,	
Que si fingidos se altera	
Tanto mi enojo, ved vos,	
Si fuera verdad, que hiciera —	35
Escarmentad en las burlas,	
No me deis zelos de veras.	

1 despertaron [spanische Sorlage]

Zweifel erräth man, was nun geschieht. Er kömmt also, sie hier zu suchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderischen Arm zu fallen, und ihr die Pistole, die sie auf die Königin schon gespannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der
5 Schuß los: die Königin erwacht, und alles kömmt aus dem Schlosse herzugelaufen.

Die Königin. (im Erwachen.) Ha! Was ist das?

Der Kanzler. Herbey, herbey! Was war das für ein Knall, in dem Zimmer der Königin? Was geschieht hier?

10 Essex. (mit der Pistole in der Hand) Grausamer Zufall!

Die Königin. Was ist das, Graf?

Essex. Was soll ich thun?

Die Königin. Blanca, was ist das?

Blanca. Mein Tod ist gewiß!

15 Essex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Essex. (bey Seite) Wozu soll ich mich entschliessen? Schweige ich: so fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: so werde ich der nichtswürdige Verfläger meiner Geliebten, meiner Blanca,
20 meiner theuersten Blanca.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Bist du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherinn! Verräther! Und doch kann nur eines von euch diesen Namen verdienen.
25 Wenn eines von euch mein Leben suchte, so bin ich es dem andern schuldig. Wem bin ich es schuldig, Graf? Wer suchte es, Blanca? Ihr schweigt? — Wohl, schweigt nur! Ich will in dieser Ungewißheit bleiben; ich will den Unschuldigen nicht wissen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben so sehr schmerzen,
30 meinen Beschüger zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherey vergeben, ich will sie ihr verdanken: wenn da für der Graf nur unschuldig war. (*)

(*) Conde, vos traidor? Vos, Blanca?

El juicio esta indiferente,

35 Qual me libra, qual me mata.

Conde, Blanca, respondedme!

Aber der Kanzler sagt: wenn es die Königin schon hierbey wolle bewenden lassen, so dürfe er es doch nicht; das Verbrechen sey zu groß; sein Amt erfodere, es zu ergründen; besonders da aller Anschein sich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es untersuchen. — Graf, —

Essex. Königin! —

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit. — (bey Seite) Aber wie sehr fürchtet meine Liebe, sie zu hören! — War es Blanca?

Essex. Ich Unglücklicher! 10

Die Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Essex. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

Die Königin. Sie waren es also?

Essex. Schreckliches Schicksal! — Ich weiß nicht.

Tu a la Reina? tu a la Reina? 15

Oi,¹ aunque confusamente:

Ha, traidora, dixo el Conde;

Blanca dixo: Traidor eres.

Estas razones de entrambos

A entrambas cosas convienen: 20

Uno de los dos me libra,

Otro de los dos me ofende.

Conde, qual me daba vida?

Blanca, qual me daba muerte?

Decidme! — no lo digais, 25

Que neutral mi valor quiere,

Por no saber el traidor,

No saber el inocente.

Mejor es quedar confusa,

En duda mi juicio quede, 30

Porque quando mire a alguno,

Y de la traicion me acuerde,

A pensar, que es el traidor,

Que es el leal tambien piense.

Yo le agradeciera à Blanca, 35

Que ella la traidora fuesse,

Solo à trueque* de que el Conde

Fuera el, que estaba inocente. —

¹ Oid [1767]

* trueque [1767]

Die Königin. Sie wissen es nicht? — Und wie kommt dieses mörderische Werkzeug in Ihre Hand? —

Der Graf schweigt, und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis sich die Sache mehr aufhelle, soll in ihrem 5 Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt, und der zweite Aufzug schließt

Sechs und sechzigstes Stück.

Den 18ten December, 1767.

Der dritte Aufzug fängt sich mit einer langen Monologe der 10 Königin an, die allen Scharffinn der Liebe aufbiethet, den Grafen unschuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht gespart, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Besonders geht sie mit den Voraussetzungen wider die Blanca ein wenig sehr weit; sie denkt über diesen Punkt überhaupt 15 lange so zärtlich und sittsam nicht, als wir es wohl wünschen möchten, und als sie auf unsern Theatern denken müßte. (*)

Es kommen der Herzog, und der Kanzler: jener, ihr seine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieser, ihr einen neuen Beweis, der sich wider den Essex äußert, vorzulegen. Auf 20 der Pistole, die man ihm aus der Hand genommen, steht sein Name;

(*) No pudo ser que mintiera
 Blanca en lo que me conto
 De gozarla el Conde? No,
 Que Blanca no lo fingiera:
 25 No pudo haverla gozado,
 Sin estar enamorado,
 Y quando tierno, y rendido,
 Entonces la haya querido,
 No puede haverla olvidado?
 30 No le vieron mis antojos
 Entre acogimientos sabios,
 Mui callando con los labios,
 Mui bachiller con los ojos,
 Quando al decir sus enojos
 35 Yo su despecho reñi?

sie gehört ihm; und wem sie gehört, der hat sie unstreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts scheint den Eßez unwidersprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Cosme hat, bey anbrechendem Tage, mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen, und ist angehalten 5 worden. Seine Reise sieht einer Flucht sehr ähnlich, und eine solche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen seines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird also vor den Kanzler gebracht, und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem sich Cosme rechtfertiget, kann man leicht errathen. 10 Er weiß von nichts; und als er sagen soll, wo er hingewollt, läßt er sich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm sein Graf, an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieser Brief enthält. Er wird gelesen, und Cosme erstaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit 15 abgesehen gewesen. Aber noch mehr erstaunt er über den Schluß desselben, worinn der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto seine Antwort sicher bestellen könne. „Was höre ich? ruft Cosme. „Ich ein Vertrauter? Bey diesem und jenem! ich bin kein Vertrauter; „ich bin niemals einer gewesen, und will auch in meinem Leben keiner 20 „seyn. — Habe ich wohl das Ansehen zu einem Vertrauten? Ich „möchte doch wissen, was mein Herr an mir gefunden hätte, um mich „dafür zu nehmen. Ich, ein Vertrauter, ich, dem das geringste Geheimniß zur Last wird? Ich weiß, zum Exempel, daß Blanca und „mein Herr einander lieben, und daß sie heimlich mit einander ver- 25 „heyrahtet sind: es hat mir schon lange das Herz abdrücken wollen; „und nun will ich es nur sagen, damit Sie hübsch sehen, meine Herren, „was für ein Vertrauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel „wichtigeres ist: ich würde es eben so wohl sagen.“ (*) Diese Nach-

(*) Que escucho? Señores mios, 30
 Dos mil demonios me llevan,
 Si yo¹ confidente soi,
 Si lo he sido, o si lo fuere,
 Ni tengo intencion de serlo.
 — — — Tengo yo 35
 Cara de ser confidente?

¹ si lo [[spanische Vorlage]]

richt schmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der sie durch den unglücklichen Brief von der Verräthery des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch sein Stillschweigen brechen zu müssen, und der Königin nicht länger zu verbergen, was er in dem 5 Zimmer der Blanca zufälliger Weise angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Bestrafung des Verräthers, und sobald die Königin wieder allein ist, reizen sie sowohl beleidigte Majestät, als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beschließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm, in das Gefängniß.
10 Der Kanzler kömmt und eröffnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für schuldig erkannt, und zum Tode verurtheilet habe, welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden solle. Der Graf betheuert seine Unschuld.

Der Kanzler. Ihre Unschuld, Mylord, wollte ich gern glauben: aber so viele Beweise wider Sie! — Haben Sie den Brief an den 15 Roberto nicht geschrieben? Ist es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Essex. Allerdings ist er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Manzon Sie, in dem Zimmer der Blanca, nicht ausdrücklich den Tod der Königin beschließen hören?

Essex. Was er gehört hat, hat er freulich gehört.

20 Der Kanzler. Sahen die Königin, als sie erwachte, nicht die Pistole in Ihrer Hand? Gehört die Pistole, auf der Ihr Name gestochen, nicht Ihnen?

Essex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So sind Sie ja schuldig.

25 Essex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an Roberto schrieben?

30 Yo no sé que ha visto en mi
Mi amo para tenerme
En esta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fuesse
Cosa de mas importancia
Un secretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
35 Que es que el Conde a Blanca quiero,
Que estan casados los dos
En secreto — — —

Essex. Ich weiß nicht.

Der Kamler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätherischen Vorfall aus Ihrem eignen Munde vernehmen mußte?

Essex. Weil es der Himmel so wollte.

Der Kamler. Wie kam es denn, daß sich das mörderische Werkzeug in Ihren Händen fand? 5

Essex. Weil ich viel Unglück habe

Der Kamler. Wenn alles das Unglück, und nicht Schuld ist: wahrlich, Freund, so spielet Ihnen Ihr Schicksal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müssen. 10

Essex. Schlimm genug. (*)

(*) COND. Solo el descargo que tengo

Es el estar inocente.

SENESCAL. Aunque yo quiera creerlo

No me dexan los indicios,

15

Y advertid, que ya no es tiempo

De dilacion, que mañana

Haveis de morir. CON. Yo muero

Inocente. SEN. Pues decid

No escribisteis a Roberto

20

Esta¹ carta? Aquesta firma

No es la vuestra? CON. No lo niego.

SEN. El gran duque de Alanzon

No os oyò en el aposento

De Blanca trazar la muerte

25

De la Reina? CON. Aquesso es cierto.

SEN. Quando despertò^a la Reina

No os hallò, Conde, a vos mesmo

Con la pistola en la mano?

Y la pistola que vemos

30

Vuestro nombre alli gravado

No es vuestro? CON. Os lo concedo.

SEN. Luego vos estais culpado.

CON. Eso solamente niego.

SEN. Pues como escribisteis, Conde,

35

La carta al traidor Roberto?

CON. No lo sè. SEN. Pues como el Duque

Que escuchò vuestros intentos,

Os convence en la traicion?

Este [1767] * desbertò [verbrudt 1767]

Lessing, sämtliche Schriften. X.

„Wissen Ihre Gnaden nicht,“ fragt Cosme, der dabey ist, „ob
 „sie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler antwortet Nein,
 weil ihn sein Herr hinlänglich gerechtfertiget habe; und der Graf er-
 sucht den Kanzler, zu verstaten, daß er die Blanca noch vor seinem
 5 Tode sprechen dürfe. Der Kanzler betauert, daß er, als Richter, ihm
 diese Bitte versagen müsse; weil beschlossen worden, seine Hinrichtung
 so heimlich, als möglich, geschehen zu lassen, aus Furcht vor den Mit-
 verschwornen, die er vielleicht sowohl unter den Großen, als unter
 dem Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, sich zum Tode
 10 zu bereiten, und geht ab. Der Graf wünschte blos deswegen die
 Blanca noch einmal zu sprechen, um sie zu ermahnen, von ihrem
 Vorhaben abzustehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, so will
 er es schriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, sein Leben für
 sie hinzugeben; bey diesem Opfer, das die Verliebten alle auf der
 15 Zunge führen, das aber nur bey ihm zur Wirklichkeit gelangt, will
 er sie beschwören, es nicht fruchtlos bleiben zu lassen. Es ist Nacht;
 er setzt sich nieder zu schreiben, und befiehlt Cosmen, den Brief, den
 er ihm hernach geben werde, sogleich nach seinem Tode der Blanca
 einzuhändigen. Cosme geht ab, um indeß erst auszuschlafen.

20

CON. Porque assi lo quiso el cielo.

SEN. Como hallado¹ en vuestra mano

Os culpa el vil instrumento?

CON. Porque tengo poca dicha. —

SEN. Pues sabed, que si es desdicha

25

Y no culpa, en tanto aprieto

Os pone vuestra fortuna,

Conde amigo, que supuesto

Que no dais otro descargo,

En fe de indicios tan ciertos,

30

Mañana vuestra cabeza

Ha de pagar —

¹ hallando [1787]

Sieben und sechzigstes Stück.

Den 22sten December, 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl schwerlich erwartet hätte. Alles ist ruhig und stille, als auf einmal eben die Dame, welcher Essex in dem ersten Akte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem Gesichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es ist die Königin. „Der Graf,“ jagt sie vor sich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das schreyet um Rache. Durch seine Verurtheilung ist der Gerechtigkeit ein Genüge geschehen: nun geschehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!“ (*) Indem sie näher kömmt, wird sie gewahr, daß der Graf schreibt. „Ohne Zweifel,“ sagt sie, „an seine Blanca! Was schadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurigsten, uneigennüchigsten Liebe: ist schweige die Eifersucht! — Graf!“ — Der Graf hört sich rufen, sieht hinter sich, und springt voller Erstaunen auf. „Was seh ich!“ — „Meinen Traum,“ fährt die Königin fort, „sondern die Wahrheit. Eilen Sie, sich davon zu überzeugen, und lassen Sie uns kostbare Augenblicke nicht mit Zweifeln verlieren. — Sie erinnern sich doch meiner? Ich bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie morgen sterben sollen; und ich komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. Ich habe den Schlüssel des Gefängnisses zu bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier ist er; nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröffnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir so theuer ist.“ —

Essex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich sonst so viel gewagt haben, als ich wage?

(*) El Conde me dió la vida
 Y assi obligada me veo; 30
 El Conde me daba muerte,
 Y assi ofendida me quexo.
 Pues ya que con la sentencia
 Esta parte he satisfecho,
 Pues cumpli con la justicia, 35
 Con el amor cumplir quiero. —

Essex. Wie sinnreich ist das Schicksal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück selbst unglücklich zu machen. Ich scheine glücklich, weil die mich zu befreien kömmt, die meinen Tod will: aber ich bin um so viel unglücklicher, weil die meinen Tod
5 will, die meine Freyheit mir anbiethet. — (*)

Die Königin versteht hieraus genugsam, daß sie Essex kennet. Er verweigert sich der Gnade, die sie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, sie mit einer andern zu vertauschen.

Die Königin. Und mit welcher?

10 Essex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß sie in Ihrem Vermögen steht, — mit der Gnade, mir das Angesicht meiner Königin sehen zu lassen. Es ist die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bey dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beschwöre ich Sie, Madame, mir
15 diese Gnade zu erzeigen.

Die Königin. (vor sich) Was soll ich thun? Vielleicht, wenn er mich sieht, daß er sich rechtfertiget! Das wünsche ich ja nur.

Essex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl:
20 aber nehmen Sie erst diesen Schlüssel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich igt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie gesichert wissen. (**)

(*) Ingeniosa mi fortuna

25 Hallò en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoso veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien desdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

30 (***) Pues si esto ha de ser, primero
Tomad Conde, aqueste llave,
Que si ha de ser instrumento
De vuestra vida, quiza
Tan otra, quitando¹ el velo,
35 Serè, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida

¹ quitado [spanische Vorlage]

Essex. (indem er den Schlüssel nimt) Ich erkenne diese Vorsicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schicksal auf dem Angesichte der Königin, oder dem Ihrigen zu lesen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eines sind, so gehört doch nur das, welches Sie noch sehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken, (indem sie die Maske abnimt) ist der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erst sprach, ist nicht mehr.

Essex. Nun sterbe ich zufrieden! Zwar ist es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte diese Wohlthat des Gesetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir selbst, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienste zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleistet — (*)

Die Königin. An diese habe ich mich schon selbst erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, ist größer als Ihre Dienste. 15

Essex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu versprechen?

Die Königin. Nichts.

Essex. Wenn die Königin so streng ist, so rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Diese wird doch wohl gütiger mit 20 mir verfahren?

Me empeñé, por lo que os debo,
 Por si no puedo despues,
 De esta suerte me prevengo.
 (*) Moriré yo¹ consolado, 25
 Aunque si por² privilegio
 En viendo la cara al Rey
 Queda perdonado el reo;
 Yo de este indulto, Señora,
 Vida por ley me prometo; 30
 Esto es en comun, que es
 Lo que a todos da el derecho;
 Pero si en particular
 Merecer el perdon quiero,
 Oid, vereis, que me ayuda 35
 Mayor³ indulto en mis hechos,
 Mis hazañas — —

¹ ya [spanische Vorlage]

² par [1787]

³ Major [1767]

Die Königin. Diese hat schon mehr gethan, als sie sollte: sie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Effex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben schuldig ist?

5 Die Königin. Sie haben schon gehört, daß ich diese Dame nicht bin. Aber gesetzt ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben so viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Effex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüssel gegeben?

10 Die Königin. Dadurch allerdings.

Effex. Der Weg, den mir dieser Schlüssel eröffnen kann, ist weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freiheit bewirken soll, muß nicht meiner Furchtsamkeit zu dienen scheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit diesem Schlüssel, für die Reiche, 15 die ich ihr ersochten, für das Blut, das ich um sie vergossen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit diesem elenden Schlüssel für alles das abzulohnen? (*) Ich will mein Leben einem anständigeren Mittel zu danken haben, oder sterben. (indem er nach dem Fenster geht)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

20 Effex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn bey dir alle meine Hoffnung beruhet, so empfang die Fluth, in ihrem tiefsten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröffnet das Fenster, und wirft den Schlüssel durch das Gitter in den Kanal) Durch die Flucht, wäre mein Leben viel zu theuer erkauft. (**)

25 (*) Luego esta, que assi camino
Abrirá a mi vida, abriendo,
Tambien lo' abrirá a mi infamia;
Luego esta, que instrumento
De mi libertad, tambien
30 Lo havrà de ser de mi miedo.
Esta, que solo me sirve
De huir, es el desempeño
De Reinos, que os he ganado,
De servicios, que os he hecho,
35 Y en fin, de essa vida, de essa,
Que teneis oy por mi esfuerzo?
En esta se cifra tanto? —

(**) Vil instrumento

¹ la [1787]

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben sehr übel gethan.

Essex. Wann ich sterbe: so darf ich wenigstens laut sagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlasse. — Will sie aber diesen Vorwurf nicht: so denke sie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieses 5 unanständigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienste: es steht bey ihr sie zu belohnen, oder mit dem Andenken derselben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie 10 nicht thun.

Essex. So muß ich dann sterben?

Die Königin. Ohnfehlbar. Die Frau wollt' Sie retten; die Königin muß dem Rechte seinen Lauf lassen. Morgen müssen Sie sterben; und es ist schon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; 15 die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es ist nun einmal das Schicksal der Könige, daß sie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorsicht! —

Acht und sechzigstes Stück.

Den 25sten December, 1767.

20

Noch einiger Wortwechsel zum Abschiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beide, der Graf und die Königin, gehen ab; jedes von einer besondern Seite. Im Herausgehen, muß man sich einbilden, hat Essex Cosmen den Brief gegeben, den er an die Blanca geschrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieser damit herein, und 25

De mi vida, y de mi infamia,
 Por esta rexa cayendo
 Del parque, que bate el rio,
 Entre sus crystales quiero,
 Si sois mi esperanza, hundiros,
 Caed al humedo centro,
 Donde el Tamasis sepulte
 Mi esperanza, y mi remedio.

30

sagt, daß man seinen Herrn zum Tode führe; sobald es damit vorbei sey, wolle er den Brief, so wie er es versprochen, übergeben. Indem er ihn aber ansieht, erwacht seine Neugierde „Was mag dieser Brief wohl enthalten? Eine Eheverschreibung? die käme ein wenig zu spät.
 5 „Die Abschrift von seinem Urtheile? die wird er doch nicht der schicken, die es zur Wittwe macht. Sein Testament? auch wohl nicht. Nun „was denn?“ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm schon einmal fast das Leben gekostet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe seines Herrn stünde. „Wäre ich nicht,
 10 „sagt er, bey einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Wohl „der Geyer die Vertraulichkeit! Nein, das muß mir nicht wieder be- „gegen!“ Kurz, Cosme beschließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerst betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das so wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht
 15 geschwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in seinen Händen finden könne, ehe er es freywillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königin zu bringen.

Eben kömmt die Königin mit dem Kanzler heraus. Cosme will sie den Kanzler nur erst abfertigen lassen; und tritt bey Seite. Die
 20 Königin ertheilt dem Kanzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; sie soll sogleich, und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk soll nichts davon erfahren, bis der geköpft Leichnam ihm mit stummer Zunge Treue und Gehorsam zurufe. (*) Den Kopf soll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebst dem blutigen Beile,
 25 unter einen Teppich legen lassen; hierauf die Großen des Reichs versammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich sie an diesem Beispiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuschärfen, daß ihre Königin eben so strenge zu seyn wisse, als sie gnädig seyn zu können wünsche: und das alles, wie sie der Dichter sagen
 30 läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes. (**)

(*) Hasta que el tronco cadaver
 Le sirva de muda lengua.

(**) Y assi al salon de palacio
 Harois que llamados vengam
 Los Grandes y los Milordes,
 Y para que alli le vean,
 Debaxo de una cortina

Der Kanzler geht mit diesen Befehlen ab, und Cosme tritt die Königin an. „Diesen Brief,“ sagt er, „hat mir mein Herr gegeben, „ihn nach seinem Tode der Blanca einzuhändigen. Ich habe ihn „aufgemacht, ich weiß selbst nicht warum; und da ich Dinge darinn „finde, die Ihre Majestät wissen müssen, und die dem Grafen vielleicht 5 „noch zu Statten kommen können: so bringe ich ihn Ihrer Majestät, „und nicht der Blanca.“ Die Königin nimt den Brief, und liest: „Blanca, ich nahe mich meinem letzten Augenblicke; man will mir „nicht vergönnen, mit dir zu sprechen: empfang also meine Ermah- „nung schriftlich. Aber vors erste lerne mich kennen; ich bin nie der 10 „Verräther gewesen, der ich dir vielleicht geschienen; ich versprach, dir „in der bewußten Sache behülflich zu seyn, blos um der Königin „desto nachdrücklicher zu dienen, und den Roberto, nebst seinen An- „hängern, nach London zu locken. Urtheile, wie groß meine Liebe „ist, da ich dem ohngeachtet eher selbst sterben, als dein Leben in 15 „Gefahr setzen will. Und nun die Ermahnung: stehe von dem Vor- „haben ab, zu welchem dich Roberto anreizet; du hast mich nun nicht „mehr; und es möchte sich nicht alle Tage einer finden, der dich so sehr „liebte, daß er den Tod des Verräthers für dich sterben wollte.“ (*) —

Hareis poner la cabeza	20
Con el sangriento cuchillo,	
Que amenaza junto a ella,	
Por simbolo de justicia,	
Costumbre de Inglaterra:	
Y en estando todos juntos,	25
Mostrandome ¹ justiciera,	
Exhortandolos primero	
Con amor a la obediencia,	
Les mostraré luego al Conde,	
Para que todos atiendan,	30
Que en mi ay rigor que los rinda,	
Si ay piedad que los atreva.	
(*) Blanca en el ultimo trance,	
Porque hablarte no me dexan,	
He de escribirte un consejo,	35
Y tambien una advertencia;	
La advertencia es, que yo nunca	
Fui traidor, que la promessa	

¹ Monstrandome [1767]

Mensch! ruft die bestürzte Königin, was hast du mir da gebracht? Nun? sagt Cosme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, —
 5 geschwind!“ — Und eben wird er gebracht: sein Leichnam nehmlich. So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überströmte, ihren Grafen unschuldig zu wissen: so groß sind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu sehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag
 10 zittern! —

So schließt sich dieses Stück, bey welchem ich meine Leser vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir sind mit den dramatischen Werken der Spanier so wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns übersetzt, oder auch nur Auszugsweise
 15 mitgetheilet hätte. Denn die Virginia des Augustino de Montiano y Luyando ist zwar spanisch geschrieben; aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der correcten Manier der Franzosen, regelmäßig aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bey weiten so vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. (*)

20 De ayudar¹ en lo que sabes,
 Fue por servir a la Reina,
 Cogiendo a Roberto en Londres,
 Y a los que seguirle intentan;
 Para aquesto fue la carta:
 25 Esto he querido que sepas,
 Porque adviertas el prodigio
 De mi amor, que assi se dexa
 Morir, por guardar tu vida.
 Esta² ha sido la advertencia:
 30 (Valgame dios!) el consejo
 Es, que desistas la empresa
 A que Roberto te incita.
 Mira que sin mi te quedas,
 Y no ha de haver cada dia
 35 Quien por mucho que te quiera,
 Por conservarte la vida
 Por traidor la suya pierda. —

(*) Theatralische Bibliothek, erstes Stück, S. 117.³

¹ ayudarte [spanische Vorlage] ² Esto [1767] ³ [Band VI, Seite 70 dieser Ausgabe]

Wenn das zweyte Stück des nehmlichen Verfassers nicht besser gerathen ist; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben diesen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: so mögen sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

5

Die echten spanischen Stücke sind vollkommen nach der Art dieses Esser. In allen einerley Fehler, und einerley Schönheiten: mehr oder weniger; das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen: aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel; eine sehr sinnreiche Verwicklung; sehr viele, und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen; meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das sind allerdings Schönheiten: ich sage nicht, daß es die höchsten sind; ich leugne nicht, daß sie zum Theil sehr leicht bis in das Romanenhafte, Abentheuerliche, Unnatürliche, können getrieben werden, daß sie bey den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frey sind. Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit: und sage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten solcher Art, übrig bleiben? Was haben sie sonst noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterstreiche und Situationen?

Anständigkeit: wird man sagen. — Nun ja; Anständigkeit. Alle ihre Verwicklungen sind anständiger, und einförmiger; alle ihre Theaterstreiche anständiger, und abgedroschener; alle ihre Situationen anständiger, und gezwungner. Das kömmt von der Anständigkeit!

25

Aber Cosme, dieser spanische Hanswurst; diese ungeheure Verbindung der pöbelhaftesten Poffen mit dem feyerlichsten Ernste; diese Vermischung des Komischen und Tragischen, durch die das spanische Theater so berüchtigt ist? Ich bin weit entfernt, diese zu vertheidigen. Wenn sie zwar bloß mit der Anständigkeit stritte, — man versteht schon, welche Anständigkeit ich meine; — wenn sie weiter keinen Fehler hätte, als daß sie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß sie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel, und allen den Gaukeleyen zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit besserem Stoffe sey, als er: so würde mir die unsinnigste Abwechslung

35

von Niedrig auf Groß, von Überwitz auf Ernst, von Schwarz auf Weiß, willkommner seyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armseligkeiten mehr heißen, unfehlbar einschläfert. Doch es kommen
5 ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Neun und sechzigstes Stück.

Den 29ten December, 1767.

Lope de Vega, ob er schon als der Schöpfer des spanischen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwiterton
10 einführte. Das Volk war bereits so daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anstimmen mußte. In seinem Lehrgedichte, über die Kunst, neue Komödien zu machen, dessen ich oben schon gedacht, jammert er genug darüber. Da er sahe, daß es nicht möglich sey, nach den Regeln und Mustern der Alten für seine Zeitgenossen mit Beyfall
15 zu arbeiten: so suchte er der Regellosigkeit wenigstens Grenzen zu setzen; das war die Absicht dieses Gedichts. Er dachte, so wild und barbarisch auch der Geschmack der Nation sey, so müsse er doch seine Grundsätze haben; und es sey besser, auch nur nach diesen mit einer beständigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. [Stücke,
20 welche die klassischen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müssen dergleichen beobachten, wenn sie gefallen wollen. Diese also, aus dem bloßen Rationalgeschmacke hergenommen, wollte er festsetzen; und so ward die Verbindung des Ernsthaften und Lächerlichen die erste.

25 „Auch Könige, sagt er, könnet ihr in euern Komödien auftreten „lassen. Ich höre zwar, daß unser weiser Monarch (Philipp der „zweyte) dieses nicht gebilliget; es sey nun, weil er einsahe, daß es „wider die Regeln laufe, oder weil er es der Würde eines Königes „zuwider glaubte, so mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich
30 „gebe auch gern zu, daß dieses wieder zur ältesten Komödie zurück- „kehren heißt, die selbst Götter einführte; wie unter andern in dem „Amphitruo des Plautus zu sehen: und ich weiß gar wohl, daß

„Plutarch, wenn er von Menandern redet, die älteste Komödie nicht
 „sehr lobt. Es fällt mir also freylich schwer, unsere Mode zu billigen.
 „Aber da wir uns nun einmal in Spanien so weit von der Kunst
 „entfernen: so müssen die Gelehrten schon auch hierüber schweigen.
 „Es ist wahr, das Komische mit dem Tragischen vermischet, Seneca 5
 „mit dem Terenz zusammengesmolzen, giebt kein geringeres Unge-
 „heuer, als der Minotaurus der Pasiphae war. Doch diese Abwechse-
 „lung gefällt nun einmal; man will nun einmal keine andere Stücke
 „sehen, als die halb ernsthaft und halb lustig sind; die Natur selbst
 „lehrt uns diese Mannigfaltigkeit, von der sie einen Theil ihrer Schön- 10
 „heit entlehnet.“(*)

Die letzten Worte sind es, weswegen ich diese Stelle anführe.
 Ist es wahr, daß uns die Natur selbst, in dieser Vermengung des
 Gemeinen und Erhabnen, des Possirlichen und Ernsthaften, des Lustigen
 und Traurigen, zum Muster dienet? Es scheint so. Aber wenn 15

- (*) Eligase el sujeto, y no se mire,
 (Perdonen¹ los preceptos) si es de Reyes,
 Aunque por esto entiendo, que el prudente,
 Filipo Rey de España, y Señor nuestro,
 En viendo un Rey en ellos se enfadava, 20
 O fuesse el ver, que al arte contradize,
 O que la autoridad real no deve
 Andar fingida entre la humilde plebe,
 Esto² es bolver à la Comedia antigua,
 Donde vemos, que Plauto puso Dioses, 25
 Como en su Anfitrión lo muestra Jupiter.
 Sabe Dios, que me pesa de aprobarlo,
 Porque Plutarco hablando de Menandro,
 No siente bien de la Comedia antigua,
 Mas pues del arte vamos tan remotos, 30
 Y en España le hazemos mil agravios,
 Cierren los Doctos esta vez los labios.
 Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
 Y Terencio con Seneca, aunque sea, 35
 Como otro Minotauro de Pasife,
 Haran grave una parte, otra ridicula,
 Que aquesta variedad deleyta mucho,
 Buen exemplo nos da naturaleza,
 Que por tal variedad tiene belleza.

¹ Pardonen [1767]

² Esto [Rope de Vega] Este [1767]

es wahr ist, so hat Lope mehr gethan, als er sich vornahm; er hat nicht blos die Fehler seiner Bühne beschöniget; er hat eigentlich erwiesen, daß wenigstens dieser Fehler keiner ist; denn nichts kann ein Fehler seyn, was eine Nachahmung der Natur ist.

- 5 „Man tadelt,“ sagt einer von unsern neuesten Scribenten, „an „Shafespear, — demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die „Menschen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäsar bis „zu Jak Fallstaff, am besten gekannt, und mit einer Art von ungreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat, — daß seine Stücke
10 „keinen, oder doch nur einen sehr fehlerhaften unregelmäßigen und „schlecht ausgedachten Plan haben; daß komisches und tragisches „darinn auf die seltsamste Art durch einander geworfen ist, und oft „eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur, „Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf
15 „uns durch irgend einen seltsamen Einfall oder barokischen Ausdruck „ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daß es ihm hernach sehr schwer wird, uns wieder in die Fassung zu setzen, worinn er uns haben möchte. — Man tadelt das, „und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darinn natürliche Ab-
20 „bildungen des menschlichen Lebens sind.“

- „Das Leben der meisten Menschen, und (wenn wir es sagen „dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper selbst, in so fern „wir sie als eben so viel moralische Wesen betrachten, gleicht den „Haupt- und Staats-Actionen im alten gothischen Geschmacke in so
25 „vielen Punkten, daß man beynähe auf die Gedanken kommen möchte, „die Erfinder dieser letztern wären klüger gewesen, als man gemeinlich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die heimliche Absicht gehabt, das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die „Natur eben so getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich ange-
30 „legen seyn ließen, sie zu verschönern. Um ikt nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu sagen, daß in diesen Stücken, so wie im „Leben, die wichtigsten Rollen sehr oft gerade durch die schlechtesten „Acteurs gespielt werden, — was kann ähnlicher seyn, als es beide „Arten der Haupt- und Staats-Actionen einander in der Anlage,
35 „in der Abtheilung und Disposition der Scenen, im Knoten und in „der Entwicklung zu seyn pflegen. Wie selten fragen die Urheber

„der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes
 „gerade so und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraschen
 „sie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vor-
 „bereitet waren? Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder
 „abtreten, ohne daß sich begreifen läßt, warum sie kamen, oder warum 5
 „sie wieder verschwinden? Wie viel wird in beiden dem Zufall
 „überlassen? Wie oft sehen wir die größten Wirkungen durch die
 „armseligsten Ursachen hervorgebracht? Wie oft das Ernsthafte und
 „Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit
 „lächerlicher Gravität behandelt? Und wenn in beiden endlich alles 10
 „so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daß man
 „an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie
 „glücklich sehen wir durch irgend einen unter Blitz und Donner aus
 „papiernen Wolken herabspringenden Gott, oder durch einen frischen
 „Degenhieb, den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöset, aber doch 15
 „aufgeschnitten, welches in so fern auf eines hinausläuft, daß auf die
 „eine oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die Zuschauer
 „klatschen oder zischen können, wie sie wollen oder — dürfen. Uebrigens
 „weiß man, was für eine wichtige Person in den komischen Tragö-
 „dien, wovon wir reden, der edle Hanswurst vorstellt, der sich, ver- 20
 „muthlich zum ewigen Denkmal des Geschmacks unserer Voreltern,
 „auf dem Theater der Hauptstadt des deutschen Reiches erhalten zu
 „wollen scheinet. Wollte Gott, daß er seine Person allein auf dem
 „Theater vorstellte! Aber wie viel große Aufzüge auf dem Schau-
 „plage der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurst, — 25
 „oder, welches noch ein wenig ärger ist, durch Hanswurst, — auf-
 „führen gesehen? Wie oft haben die größten Männer, dazu ge-
 „bohren, die schützenden Genii eines Throns, die Wohlthäter ganzer
 „Völker und Zeitalter zu seyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit
 „durch einen kleinen schalkischen Streich von Hanswurst, oder solchen 30
 „Leuten vereitelt sehen müssen, welche, ohne eben sein Wamms und
 „seine gelben Hosen zu tragen, doch gewiß seinen ganzen Charakter an
 „sich trugen? Wie oft entsteht in beiden Arten der Tragi-Komödien die
 „Verwicklung selbst lediglich daher, daß Hanswurst durch irgend ein
 „dummes und schelmisches Stückchen von seiner Arbeit den geschiedten 35
 „Leuten, eh sie sichs versehen können, ihr Spiel verderbt?“ —

Wenn in dieser Vergleichung des großen und kleinen, des ursprünglichen und nachgebildeten, heroischen Possenspiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeschrieben, welches unstreitig unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört, aber für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben zu seyn scheint. In Frankreich und England würde es das äusserste Aufsehen gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf aller Zungen seyn. Aber bey uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen vorzuerste an den *** kauen; und freylich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon. *) Dieses ist das Werk von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier als gar nicht, sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klassischem Geschmack. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, vielleicht, daß es einige Leser mehr dadurch bekommt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedem nichts gelegen.)

Siebzigstes Stück.

Den 1sten Januar, 1768.

Wenn in dieser Vergleichung, sage ich, die satyrische Laune nicht zu sehr vorstäche: so würde man sie für die beste Schukschrift des komisch tragischen, oder tragisch komischen Drama, (Mischspiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden) für die gebliffendlichsste Ausführung des Gedankens beyrn Lope halten dürfen. Aber zugleich würde sie auch die Widerlegung desselben seyn. Denn sie würde zeigen, daß eben das Beyspiel der Natur, welches die Verbindung des feyerlichen Ernstes mit der possenhaften Lustigkeit recht-

(*) Zweyter Theil S. 192.

fertigen soll, eben so gut jedes dramatische Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menschenverstand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundsatz der Kunst seyn; oder, wenn sie es doch bliebe, würde durch ihn selbst die Kunst, Kunst zu seyn aufhören; wenigstens keine höhere Kunst seyn, als etwa die Kunst, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der seltsamste kann so seltsam nicht seyn, daß er nicht natürlich scheinen könnte; bloß und allein der scheint es nicht, bey welchem sich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunst die Kunst ausmacht; der künstlichste in diesem Verstande ist hier der schlechteste, und der wildeste der beste.

Als Criticus dürfte unser Verfasser ganz anders sprechen. Was er hier so sinnreich aufstügen zu wollen scheint, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburth des barbarischen Geschmacks verdammen, wenigstens als die ersten Versuche der unter ungeschlachteten¹ Völkern wieder auflebenden Kunst vorstellen, an deren Form irgend ein Zusammenfluß gewisser äußerlichen Ursachen, oder das Ohngefähr, den meisten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigsten, auch wohl ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde schwerlich sagen, daß die ersten Erfinder des Mißspiels (da das Wort einmal da ist, warum soll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben so getreu nachahmen, wollen, als die Griechen sich angelegen seyn lassen, sie zu verschönern.“

Die Worte getreu und verschönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenstande der Nachahmung, gebraucht, sind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wissen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; selbst was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verschönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die schöner seyn wolle, so als die Natur, sey eben darum nicht Natur. Beide erklären sich für Verehrer der einzigen Natur, so wie sie ist: jene finden in ihr nichts zu vermeiden; diese nichts hinzuzusetzen. Jenen also müßte nothwendig das gothische Mißspiel gefallen; so wie diese Mühe haben würden, an den Meisterstücken der Alten Geschmack zu finden.

35

¹ [vielleicht doch nur verdrückt für] ungeschlachten

Wann dieses nun aber nicht erfolgte? Wann jene, so große Bewunderer sie auch von der gemeinsten und alltäglichsten Natur sind, sich dennoch wider die Vermischung des Possenhaften und Interessanten erklärten? Wann diese, so ungeheuer sie auch alles finden, was besser und schöner seyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechische Theater, ohne den geringsten Anstoß von dieser Seite, durchwandelten? Wie wollten wir diesen Widerspruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erst behauptet, widerrufen müssen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer solchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir streiten, mit dem menschlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, ist doch so richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können. — Der Hauptgedanke ist dieser: es ist wahr, und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie, gothischer Erfindung, die Natur getreu nachahmet; sie ahmet sie nur in einer Hälfte getreu nach, und vernachlässiget die andere Hälfte gänzlich; sie ahmet die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genuße desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes seyn; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem

Gegenstände, oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sey der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern, oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand, oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände, so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet. 5

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft queer ein: so suchen wir der Zerstreung, die diese uns drohet, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig eckeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten. 10

Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimt, und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man sieht schon, wo ich hinaus will. — 20

Den fünf und vierzigsten Abend (Freytags, den 17ten Julius,) wurden die Brüder des Hrn. Romanus, und das Orfel vom Saint-Foiz gespielt.

Das erstere Stück kann für ein deutsches Original gelten, ob es schon, größten Theils, aus den Brüdern des Terenz genommen ist. Man hat gesagt, daß auch Moliere aus dieser Quelle geschöpft habe; und zwar seine Männerschule. Der Herr von Voltaire macht seine Anmerkungen über dieses Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen: wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt: wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere; (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich befallen) und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von 35 Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweyte zu ersteigen,

weniger behülflich seyn könnte; secundus, vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst¹ jemanden, mit dem er streiten kann: so kömmt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählet, und unter diesen besonders den Hrn. von Voltaire. Also auch igt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwann mehr muthwillig als gründlich scheinen wollte: der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O des Bedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es bloß aus Mißtrauen in mich selbst.

„Die Brüder des Terenz, sagt der Herr von Voltaire, können „höchstens die Idee zu der Mannerschule gegeben haben. In den „Brüdern sind zwey Alte von verschiedner Gemüthsart, die ihre Söhne „ganz verschieden erziehen; eben so sind in der Mannerschule zwey „Vormünder, ein sehr strenger und ein sehr nachsehender: das ist die „ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern ist fast ganz und gar keine „Intrigue: die Intrigue in der Mannerschule hingegen ist fein, und „unterhaltend und komisch. Eine von den Frauenzimmern des „Terenz, welche eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, er- „scheinet bloß auf dem Theater, um nieder zu kommen. Die Isabelle „des Moliere ist fast immer auf der Scene, und zeigt sich immer „witzig und reizend, und verbindet sogar die Streiche, die sie ihrem „Vormunde spielt, noch mit Anstand. Die Entwicklung in den Brüdern „ist ganz unwahrscheinlich; es ist wider die Natur, daß ein Alter, der „sechzig Jahre ärgerlich und streng und geizig gewesen, auf einmal „lustig und höflich und freigebig werden sollte. Die Entwicklung in der „Mannerschule aber, ist die beste von allen Entwicklungen des Moliere; „wahrscheinlich, natürlich, aus der Intrigue selbst hergenommen, und „was ohnstreitig nicht das schlechteste daran ist, äußerst komisch.“

¹ ersten [1788]

Ein und siebenzigstes Stück.

Den 5ten Januar, 1768.

Es scheint nicht, daß der Herr von Voltaire, seit dem er aus der Klasse bey den Jesuiten gekommen, den Terenz viel wieder gelesen habe. Er spricht ganz so davon, als von einem alten Traume; 5 es schwebt ihm nur noch so was davon im Gedächtnisse; und das schreibt er auf gut Glück so hin, unbekümmert, ob es gehauen oder gestochen ist. Ich will ihm nicht aufmucken, was er von der Pamphila des Stücks sagt, „daß sie bloß auf dem Theater erscheine, um nieder zu kommen.“ Sie erscheinet gar nicht auf dem Theater; sie kömmt 10 nicht auf dem Theater nieder; man vernimt bloß ihre Stimme aus dem Hause; und warum sie eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, das läßt sich auch gar nicht absehen. Den Griechen und Römern war nicht alles interessant, was es den Franzosen ist. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Wasser ge- 15 gangen, und Gefahr läuft, von ihm verlassen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehemals sehr ungeschickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea ist der mürrische strenge Vater, und dieser soll seinen Charakter auf 20 einmal völlig verändern. Das ist, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet seinen Charakter bis ans Ende. Donatus sagt: *Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, saevus Demea, Leno avarus u. s. w.* Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire sagen. Nach Belieben; wenn wir 25 Deutsche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger gelesen und besser verstanden, als Voltaire. Doch es ist ja von keinem verkehrten Stücke die Rede; es ist noch da; man lese selbst.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigsten Vorstellungen zu befänstigen gesucht, bittet er ihn, wenigstens auf heute sich seines 30 Aergernisses zu entschlagen, wenigstens heute lustig zu seyn. Endlich bringt er ihn auch so weit; heute will Demea alles gut seyn lassen; aber morgen, bey früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelassen hat; die Sängerinn, die 35

diesem der Better gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es ist doch immer eine Slavinn mehr, und eine, die ihm nichts kostet; aber zu singen wird sie nicht viel bekommen, sie soll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Akts, wo Demea 5 allein ist, scheint es zwar, wenn man seine Worte nur so obenhin nimit, als ob er völlig von seiner alten Denckungsart abgehen, und nach den Grundsätzen des Micio zu handeln anfangen wolle. (*) Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er sich anthun soll, verstehen muß. Denn auch diesen Zwang 10 weiß er hernach so zu nutzen, daß er zu der förmlichsten hämischsten Verpottung seines gefälligen Bruders ausschlägt. Er stellt sich lustig, um die andern wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er macht in dem verbindlichsten Tone die bittersten Vorwürfe; er wird nicht freygebig, sondern er spielt den Verschwender; und wohl 15 zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Absicht, als um alles, was er Verschwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieses erhellet unwidersprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der sich durch den Anschein betriegen läßt, und ihn wirklich verändert glaubt. (**) Hic ostendit Terentius, sagt Donatus, magis Demeam 20 simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meint, selbst diese Verstellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geschmäht und gepolttert habe: denn eine solche Verstellung erfodere mehr Gelassenheit und Kälte, als man dem Demea 25 zutrauen dürfe. Auch hierinn ist Terenz ohne Tadel, und er hat alles so vortreflich motiviret, bey jedem Schritte Natur und Wahrheit so genau beobachtet, bey dem geringsten Uebergange so feine

(*) — Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excursu spatio mitto —

30 (***) Mi. Quid istuc? quae res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quae istaec subita est largitas? DE. Dicam tibi:
Ut id ostenderem, quod te isti facilem et festivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex aequo et bono,
Sed ex assentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
35 Nunc adeo, si ob eam rem vobis mea vita invisus est, Aeschine,
Quia non justa injusta prorsus omnia, omnino obsequor;
Missa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur ist öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe sehr nöthig, sich das Spiel des Akteurs dabey zu denken; denn dieses schrieben die alten Dichter nicht bey. Die Dekla- 5 mation hatte ihren eignen Künstler, und in dem Uebrigen konnten sie sich ohne Zweifel auf die Einsicht der Spieler verlassen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten. Nicht selten befanden sich unter diesen die Dichter selbst; sie sagten, wie sie es haben wollten; und da sie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, 10 als bis sie gespielt waren, als bis man sie gesehen und gehört hatte: so konnten sie es um so mehr überhoben seyn, den geschriebenen Dialog durch Einschiebssel zu unterbrechen, in welchen sich der beschreibende Dichter gewissermaßen mit unter die handelnden Personen zu mischen scheint. Wenn man sich aber einbildet, daß die alten 15 Dichter, um sich diese Einschiebssel zu ersparen, in den Reden selbst, jede Bewegung, jede Gebehrde, jede Mine, jede besondere Abänderung der Stimme, die dabey zu beobachten, mit anzudeuten gesucht: so irret man sich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer solchen Andeutung sich nicht die geringste Spur 20 zeigt, und wo gleichwohl der wahre Verstand nur durch die Erathung der wahren Aktion kann getroffen werden; ja in vielen scheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was der Schauspieler durch jene ausdrücken muß.

Selbst in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung 25 des Demea vorgeht, finden sich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewissermaßen die Mißdeutung beruhet, die ich bestreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit seinen eignen Augen gesehen, daß es sein ehrbarer frommer Sohn ist, für den die Sängerin entführt worden, und stürzt mit dem unbändigsten Ge- 30 schrey heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Gesicht.

Demea. Ha! da ist er, der mir sie beide verdirbt — meine Söhne, mir sie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O so mäzige dich, und komm wieder zu dir! 35

Demea. Gut, ich mäzige mich, ich bin bey mir, es soll mir

kein hartes Wort entfahren. Laß uns blos bey der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warest du es nicht selbst, der es zuerst auf die Bahn brachte, daß sich ein jeder nur um den seinen bekümmern sollte? Antworte. (*) u. s. w.

- 5 Wer sich hier nur an die Worte hält, und kein so richtiger Beobachter ist, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geschwind austobe, viel zu geschwind diesen gelassenern Ton anstimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beyfallen, daß jeder Affect, wenn er außs äußerste gekommen, nothwendig wieder sinken müsse; daß Demea, auf den Verweiß seines Bruders, sich des ungestümen Jachzorns nicht anders als schämen könne: das alles ist auch ganz gut, aber es ist doch noch nicht das rechte. Dieses lasse er sich also vom Donatus lehren, der hier zwey vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, sagt er, paulo citius destomachatus, quam
10 res etiam incertae poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati, omissa saevitia ad ratiocinationes saepe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er sich einbildet, daß sich gegen seine Beschwerden durchaus nichts einwenden lasse: so wird er sich bey dem Schelten gerade am wenigsten aufhalten, sondern zu den
20 Beweisen eilen, um seinen Gegner durch eine so sonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen seines kochenden Geblüts nicht so unmittelbar gebiethen kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: so macht Donatus die zweyte Anmerkung; non quid¹ dicatur, sed quo gestu dicatur, specta:
25 et videbis neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea sagt zwar, ich mäßige mich, ich bin wieder bey mir: aber Gesicht und Gebehrde und Stimme verrathen genugsam, daß er sich noch nicht gemäßiget hat, daß er noch nicht wieder bey sich ist.

(*) — — — — DE. Eccum adest

30

Communis corruptela nostrum liberum.

Mi. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.

DE. Repressi, redii, mitto maledicta omnia:

Rem ipsam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,

Et ex te adeo est ortum, ne tu^a curares meum,

35

Neve ego tuum? responde. —

¹ quid [Donatus] quod [1768] ^a te [1768]

Er bestürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle seine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

Zwey und siebenzigstes Stück.

Den 8ten Januar, 1768.

5

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringsten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart seiner Kinder, unwillig zu seyn, ist ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nerrgeln. Micio muß auch nur abbrechen, und sich begnügen, daß ihm die mürrische Laune, die er nicht ändern 10 kann, wenigstens auf heute Frieden lassen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabey nehmen läßt, sind meisterhaft. (*)

Demea. Nun gib nur Acht, Micio, wie wir mit diesen schönen Grundjagen, mit dieser deiner lieben Nachsicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Besser, als du glaubest. — Und nun 15 genug davon! Heute schenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute seyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, sobald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Burische geht mit. —

Micio. Lieber, noch ehe es Tag wird; dächte ich. Sey nur 20 heute lustig!

Demea. Auch das Mensch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird sich der Sohn gewiß nicht weg wünschen. Nur halte sie auch gut.

(*) — — — DE. Ne nimium modo 25

Bonae tuae istae nos rationes, Micio,

Et tuus iste animus aequus subvertat. Mi. Tace;

Non fiet. Mitte jam istaec; da te hodie mihi:

Expurge frontem. DE. Scilicet ita tempus fert,

Faciendum est: ceterum rus cras cum filio 30

Cum primo lucu ibo hinc. Mi. De nocte censeo:

Hodie modo hilarum fac te. DE. Et istam psaltriam

Una illuc mecum hinc abstraham. Mi. Pugnaveris.

Eo pacto prorsum illic alligaris filium.

Modo facito, ut illam serves. DE. Ego istuc videro, 35

Demea. Da laß mich vor sorgen! Sie soll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlstaubs und Kohlstaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu soll sie mir am heißen Mittage stoppeln gehn, bis sie so trocken, so schwarz geworden, als ein Löschbrand.

5 Micio. Das gefällt mir! Nun bist du auf dem rechten Wege! — Und alsdenn, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bey ihr schlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachst du mich aus? — Bey so einer Gemüthsart, freylich, kannst du wohl glücklich seyn. Ich fühl es, leider —

10 Micio. Du fängst doch wieder an?

Demea. Ru, nu; ich höre ja auch schon wieder auf.

Bey dem „Lachst du mich aus?“ des Demea, merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus EGO SENTIO, amare severeque dicit. Unver-
 15 gleichlich! Demea, dessen voller Ernst es war, daß er die Sängerin, nicht als Sängerin, sondern als eine gemeine Sklavinn halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio selbst braucht nicht zu lachen: je ernsthafter er sich stellt, desto besser. Demea kann darum doch sagen: Lachst du mich aus? und muß sich
 20 zwingen wollen, sein eignes Lachen zu verbeissen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl es leider“ sagt er wieder in einem ärgerlichen und bitteren Tone. Aber so ungern, so kurz das Lachen auch ist: so große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann, wie Demea, hat man wirklich vors erste gewonnen, wenn man ihn
 25 nur zu lachen machen kann. Je seltner ihm diese wohlthätige Erschütterung ist, desto länger hält sie innerlich an; nachdem er längst alle Spur derselben auf seinem Gesichte vertilgt, dauert sie noch fort, ohne daß er es selbst weiß, und hat auf sein nächstfolgendes Betragen einen gewissen Einfluß. —

30 Atque ibi favillae plena, fumi, ac pollinis,
 Coquendo sit faxo et molendo; praeter haec
 Meridie ipso faciam ut stipulam colligat:

Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo est. Mi. Placet.
 Nunc mihi videre sapere. Atque equidem filium,

35 Tum etiam si nolit, cogam, ut cum illa una cubet.

DE. Derides? fortunatus, qui istoc animo sies:

Ego sentio. Mi. Ah, pergisne? DE. Jam jam desino.

Aber wer hätte wohl bey einem Grammatiker so feine Kenntnisse gesucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir icht bey dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einsicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebieth. Was von ihren Auslegungen klassischer Schriften auf uns gekommen, verdient daher 5 nicht bloß wegen der Sprache studiert zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterscheiden wissen. Daß aber dieser Donatus (Aelius) so vorzüglich reich an Bemerkungen ist, die unsern Geschmack bilden können, daß er die verstecktesten Schönheiten seines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt 10 vielleicht weniger von seinen größern Gaben, als von der Beschaffenheit seines Autors selbst. Das römische Theater war, zur Zeit des Donatus, noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch gespielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Uebersetzungen gespielt, die sich aus den bessern Zeiten des römischen Ge- 15 schmacks herschrieben: er durfte also nur anmerken, was er sah und hörte; er brauchte also nur Aufmerksamkeit und Treue, um sich das Verdienst zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er selbst schwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauspieler mehr 20 lernen könnte, als diesen Commentar des Donatus über den Terenz: und bis das Latein unter unsern Schauspielern üblicher wird, wünschte ich sehr, daß man ihnen eine gute Uebersetzung davon in die Hände geben wollte. Es versteht sich, daß der Dichter dabey seyn, und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung 25 betrifft. Die Dacier hat in dieser Absicht den Donatus nur schlecht genutzt, und ihre Uebersetzung des Textes ist wäßrig und steif. Eine neuere deutsche, die wir haben, hat das Verdienst der Richtigkeit so so, aber das Verdienst der komischen Sprache fehlt ihr gänzlich; (*) und Donatus ist auch nicht weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu 30

(*) Halle 1753. Wundern halben erlaube man mir die Stelle daraus anzuführen, die ich eben icht übersezt habe. Was mir hier aus der Feder geflossen, ist weit entfernt, so zu seyn, wie es seyn sollte: aber man wird doch ungesehr daraus sehen können, worinn das Verdienst besteht, das ich dieser Uebersetzung absprechen muß.

35

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine schönen Gründe, und dein gleichgültiges Gemüthe sie ganz und gar ins Verderben stürzen.

brauchen für gut befunden. Es wäre also keine gethane Arbeit, was ich vorschlage: aber wer soll sie thun? Die nichts bessers thun könnten, können auch dieses nicht: und die etwas bessers thun könnten, werden sich bedanken.

- 5 Doch endlich vom Terenz auf unsern Nachahmer zu kommen — Es ist doch sonderbar, daß auch Herr Romanus den falschen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben scheint. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigstens läßt er sie mit dem Charakter seines Lysimons
10 vorgehen. „Se Kinder, läßt er ihn rufen, schweig doch! Ihr überhäuft mich ja mit Liebesungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles „schmeichelt mir, bloß weil ich einmal ein bißchen freundlich aussehe. „Bin ichs denn, oder bin ichs nicht? Ich werde wieder recht jung, „Bruder! Es ist doch hübsch, wenn man geliebt wird. Ich will auch
15 „gewiß so bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich so eine vergnügte Stunde ge„habt hätte.“ Und Frontin sagt: „Nun unser Alter stirbt gewiß bald.“ (*)

Micio. Ach, schweig doch nur, das wird nicht geschehen. Laß das immer seyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

- Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es so mit sich, ich muß es wohl thun.
20 Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehn willst; sey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerinn will ich zugleich mit heraus schleppen.

- Micio. Da thust du wohl, dadurch wirst du machen, daß dein Sohn
25 ohne sie nicht wird leben können. Aber Sorge auch, daß du sie gut verhältst.

Demea. Dafür werde ich schon sorgen. Sie soll mir kochen, und Rauch, Asche und Mehl sollen sie schon kenntlich machen. Außerdem soll sie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren lesen, und dann will ich sie ihm so verbrannt und so schwarz, wie eine Kohle, überliefern.

- 30 Micio. Das gefällt mir; nun sey ich recht ein, daß du weislich handelst; aber dann kannst du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er sie mit zu Bette nimt.

Demea. Nachst du mich etwa aus? Du bist glücklich, daß du ein solches Gemüth hast; aber ich fühle.

- 35 Micio. Ach! hältst du noch nicht inne?

Demea. Ich schweige schon.

(*) So soll es ohne Zweifel heißen, und nicht: stirbt ohnmöglich bald. Für viele von unsern Schauspielern ist es nöthig, auch solche Druckfehler anzumerken.

„Die Veränderung ist gar zu plötzlich.“ Ja wohl; aber das Sprüchwort, und der gemeine Glaube, von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, soll doch wohl nicht im Ernste hier etwas rechtfertigen?

Drey und siebenzigstes Stück.

5

Den 12ten Januar, 1768.

Die Schlußrede des Demea bey dem Terenz, geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun so macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!“ Er ist es ganz und gar nicht, der sich nach der Weise der andern, sondern die 10 andern sind es, die sich nach seiner Weise künftig zu bequemen versprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Dymon in unsern deutschen Brüdern, bey der Vorstellung gleichwohl immer so wohl aufgenommen werden? Der beständige Rückfall des Dymon in seinen alten Charakter macht sie 15 komisch: aber bey diesem hätte es auch bleiben müssen. — Ich spare das Weitere, bis zu einer zweyten Vorstellung des Stücks.

Das Drakel vom Saint-Foiz, welches diesen Abend den Beschluß machte, ist allgemein bekannt, und allgemein beliebt.

Den sechs und vierzigsten Abend (Montags, den 20sten Julius,) 20 ward Miß Sara, (*) und den sieben und vierzigsten, Tages darauf, Nanine (**) wiederholt. Auf die Nanine folgte, der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Akte.

Oder, wie es wörtlicher und besser heißen würde: die unvermuthete Entwicklung. Denn es ist einer von denen Titeln,¹ die nicht 25 sowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewissen Einwendungen vorbauen sollen, die der Dichter gegen seinen Stoff, oder dessen Behandlung, vorher sieht. Ein Vater will seine Tochter an einen jungen Menschen verheyrathen, den sie nie gesehen hat. Sie ist mit einem andern schon halb richtig, aber dieses auch schon seit 30

(*) S. den 11ten Abend, Seite 103.²

(**) S. den 27sten und 33sten und 37sten Abend, Seite 162.²

¹ Tittel, [1768]

² [Wb. IX, S. 238 in dieser Ausgabe]

³ [Wb. IX, S. 269 in dieser Ausgabe]

so langer Zeit, daß es fast gar nicht mehr richtig ist. Unterdessen möchte sie ihn doch noch lieber, als einen ganz Unbekannten, und spielt sogar, auf sein Angeben, die Rolle einer Wahnsinnigen, um den neuen Freyer abzuschrecken. Dieser kömmt; aber zum Glück ist es
 5 ein so schöner liebenswürdiger Mann, daß sie gar bald ihre Verstellung vergißt, und in aller Geschwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel, und alle Leser und Zuschauer werden ausrufen: das ist auch sehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen so mühsam geschürzt hat, in einer
 10 einzigen nicht zu lösen, sondern mit eins zu zerhauen! Nun aber ist dieser Fehler in dem Titel selbst angekündigt, und durch diese Ankündigung gewissermaßen gerechtfertiget. Denn, wenn es nun wirklich einmal so einen Fall gegeben hat: warum soll er nicht auch vorgestellt werden können? Er sahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie
 15 so ähnlich: und sollte er denn eben deswegen um so unschicklicher zur Komödie seyn? — Nach der Strenge, allerdings: denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennet, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht sehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

20 Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang ist, daß Jungfer Argante den Craß und nicht den Dorante heyrathet, und dieser ist hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten ist so lau, so wetterläunisch; sie liebt ihn, weil sie seit vier Jahren niemanden gesehen
 25 hat, als ihn; manchmal liebt sie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, so wie es kömmt; hat sie ihn lange nicht gesehen, so kömmt er ihr liebenswürdig genug vor; sieht sie ihn alle Tage, so macht er ihr Langeweile; besonders stoßen ihr dann und wann Gesichtser auf, gegen welche sie Dorantens Gesicht so kahl, so unschmackhaft, so eckel findet! Was brauchte es also weiter, um sie ganz von ihm abzubringen, als daß Craß, den ihr ihr Vater bestimmte, ein solches Gesicht ist? Daß sie diesen also nimt, ist so wenig unerwartet, daß es vielmehr sehr unerwartet seyn würde, wenn sie bey jenem bliebe. Entwicklung hingegen ist ein mehr relatives Wort;
 35 und eine unerwartete Entwicklung involviret eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abspringt, ohne

sich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil seiner Personen läßt. Und so ist es hier: Peter wird es mit Doranten schon ausmachen; der Dichter empfiehlt sich ihm.

Den acht und vierzigsten Abend (Mittewochs, den 22sten Julius,) ward das Trauerspiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Beschlusse, Herzog Michel. 5

Dieses Stück ist ohnstreitig eines von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, im geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese 10 Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakespear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. „Sollte ich „also, sagt er, bey der Vergleichung schon viel verlieren: so wird 15 „man doch wenigstens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; „— aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an dem Shakespear „ein Plagium zu begehen.“

Vorausgesetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine 20 Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch vom Shakespear sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen! 25

Shakespear will studiert, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespear das seyn, was dem Landschaftsmahler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus. 30

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespears keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile bey dem Shakespear, sind nach den großen Maassen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie 35 französischen Geschmacks, ungefehr wie ein weitläufiges Frescogemälde

gegen ein Migniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzeln Gedanken beim Shakespear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Armel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Armel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschul-
10 digung des Plagiums ganz ruhig seyn. Die meisten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er gesponnen ist. Die wenigen, welche die Kunst verstehen, verrathen den Meister nicht, und wissen, daß ein Goldkorn so künstlich kann getrieben seyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem übersteiget.

15 Ich für mein Theil betauere es also wirklich, daß unserm Dichter Shakespears Richard so spät beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben so original geblieben seyn, als er izt ist: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß eine einzige übergetragene Gedanke davon gezeugt hätte.

20 Wäre mir indeß eben das begegnet, so würde ich Shakespears Werk wenigstens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermögend gewesen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieses nicht gethan? Und warum sollte er es
25 nicht gethan haben?

Kann es nicht eben so wohl seyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtentheils viel scharffsichtiger ist, als das
30 scharffsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht, und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten seyn, sie auch von andern
35 machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilet; schaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämisch,

alles gilt ihm gleich; und auch das schaalste, linkste, hämißchste Urtheil, ist ihm lieber, als kalte Bewunderung. Senes wird er auf die eine oder die andre¹ Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen: aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für so etwas außerordentliches halten: und doch 5 muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigstens nicht bey dem Verfasser, — höchstens nur bey einem 10 oder dem andern Mitsprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner übrigen Lustspiele gelobt hätte. (*) — Auf Unkosten? aber doch wenigstens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke so möge tabeln können. Der 15 Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß Ihr letztes immer Ihr bestes ist! —

Vier und siebenzigstes Stück.

Den 15ten Januar 1768.

Zur Sache. — Es ist vornehmlich der Charakter des Richards, 20 worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünschte.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen: 25 und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht seyn müsse. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke, lasse sich jener Zweck erreichen.

(*) Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmidts Zusätzen zu seiner 30 Theorie der Poesie. S. 45.

¹ andre [fehlt 1768]

Räume ich dieses ein: so ist Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie ist.

Denn Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, 5 ist unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es darauf 10 nicht angelegt; und es sind ganz andere Personen in seinem Werke, die er zu Gegenständen unsers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieser Bösewicht, der die Klust, die sich zwischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der Welt hätten 15 seyn müssen; sollte dieser blutdürstige, seines Blutdurstes sich rühmende, über seine Verbrechen sich kizelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die 20 unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauer zu verstehen ist, der uns bey Erblickung vorfekhlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.

Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des 25 Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menschen in eine Maschine: 30 ehe sie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey.

Bey den Franzosen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in der Tragödie nicht seyn sollte, als von dem echten, das der Philosoph zu 35 dem Wesen der Tragödie rechnet.

Und dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen.

Das Wort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, sagt er, soll die Tragödie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der Furcht; es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben dieses Plötzliche, dieses Ueberraschende, welches die Idee desselben einschließt, zeigt deutlich, 5 daß die, von welchen sich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht, herschreibt, nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles meine. — Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen: man erlaube mir also einen kleinen Ausschweif.

„Das Mitleid, sagt Aristoteles, verlangt einen, der unverdient 10 „leidet: und die Furcht einen unsers gleichen. Der Bösewicht ist „weder dieses, noch jenes: folglich kann auch sein Unglück, weder das „erste noch das andere erregen.“ (*)

Diese Furcht, sage ich, nennen die neuern Ausleger und Uebersetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieses Worttausches, 15 dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat sich, sagt einer aus der Menge, (**) über die Er- „klärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That „enthält sie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches sie an „ihrer Allgemeinheit hindert, und sie allzusehr einschränkt. Wenn 20 „Aristoteles durch den Zusatz „unsers gleichen,“ nur bloß die Ähnlich- „keit der Menschheit verstanden hat, weil nehmlich der Zuschauer und „die handelnde Person beide Menschen sind, gesetzt auch, daß sich unter „ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher „Abstand befände: so war dieser Zusatz überflüssig; denn er verstand 25 „sich von selbst. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugend- „hafte Personen, oder solche, die einen vergeblichen Fehler an sich „hätten, Schrecken erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die „Vernunft und die Erfahrung ist ihm sodann entgegen. Das Schrecken „entspringt ohnstreitig aus einem Gefühl der Menschlichkeit: denn 30 „jeder Mensch ist ihm unterworfen, und jeder Mensch erschüttert sich, „vermöge dieses Gefühls, bey dem widrigen Zufalle eines andern „Menschen. Es ist wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, „dieses von sich zu leugnen: allein dieses würde allemal eine Ver-

(*) Im 13ten Kapitel der Dichtkunst.

(**) Hr. S. in der Vorrede zu s. komischen Theater, S. 35.

„Leugnung seiner natürlichen Empfindungen, und also eine bloße
 „Prahlerey aus verderbten Grundsätzen, und kein Einwurf seyn. —
 „Wenn nun auch einer lasterhaften Person, auf die wir eben unsere
 „Aufmerksamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zustößt,
 5 „so verlieren wir den Lasterhaften aus dem Gesichte, und sehen bloß
 „den Menschen. Der Anblick des menschlichen Elendes überhaupt,
 „macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir
 „sodann haben, ist das Schrecken.“

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was
 10 sagt das wider den Aristoteles? Nichts. Aristoteles denkt an dieses
 Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das
 Unglück unsers gleichen setzen könne. Dieses Schrecken, welches uns
 bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern
 bevorstehet, ist ein mitleidiges Schrecken, und also schon unter dem
 15 Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen, Mitleiden und
 Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modi-
 fication des Mitleids verstünde.

„Das Mitleid,“ sagt der Verfasser der Briefe über die Empfin-
 dungen, (*) „ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu
 20 „einem Gegenstande, und aus der Unlust über dessen Unglück zu-
 „sammengesetzt ist. Die Bewegungen, durch welche sich das Mitleid
 „zu erkennen giebt, sind von den einfachen Symptomen der Liebe,
 „sowohl als der Unlust, unterschieden, denn das Mitleid ist eine Er-
 „scheinung. Aber wie vielerley kann diese Erscheinung werden! Man
 25 „ändere nur in dem betauerten Unglück die einzige Bestimmung der
 „Zeit: so wird sich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu
 „erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders
 „weinet, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn sie hält das
 „Unglück für geschehen, und bejammert ihren gehabten Verlust. Was
 30 „wir bey den Schmerzen des Philoktets fühlen, ist gleichfalls Mit-
 „leiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Quaal, die
 „dieser Tugendhafte auszustehen hat, ist gegenwärtig, und überfällt
 „ihn vor unsern Augen. Wenn aber Oedip sich entsetzt, indem das
 „große Geheimniß sich plöglich entwickelt; wenn Monime erschrickt,

35 (*) Philosophische Schriften des Herrn Moses Mendelssohn, zweyter
 Theil, S. 4.

„als sie den eifersüchtigen Mithridates sich entfärben sieht; wenn die
 „tugendhafte Desdemona sich fürchtet, da sie ihren sonst zärtlichen
 „Othello so drohend mit ihr reden höret: was empfinden wir da?
 „Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entsetzen, mitleidige Furcht,
 „mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen sind verschieden, allein das 5
 „Wesen der Empfindungen ist in allen diesen Fällen einerley. Denn,
 „da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, uns an die
 „Stelle des Geliebten zu setzen: so müssen wir alle Arten von Leiden
 „mit der geliebten Person theilen, welches man sehr nachdrücklich Mit-
 „leiden nennet. Warum sollten also nicht auch Furcht, Schrecken, 10
 „Born, Eifersucht, Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unan-
 „genehmen Empfindungen, sogar den Neid nicht ausgenommen, aus
 „Mitleiden entstehen können? — Man sieht hieraus, wie gar unge-
 „schickt der größte Theil der Kunsttrichter die tragischen Leidenschaften
 „in Schrecken und Mitleiden eintheilet. Schrecken und Mitleiden! 15
 „Ist denn das theatralische Schrecken kein Mitleiden? Für wen
 „erschrickt der Zuschauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den
 „Dolch ziehet? Gewiß nicht für sich, sondern für den Registh, dessen
 „Erhaltung man so sehr wünschet, und für die betrogne Königin,
 „die ihn für den Mörder ihres Sohnes ansiehet. Wollen wir aber 20
 „nur die Unlust über das gegenwärtige Uebel eines andern, Mitleiden
 „nennen: so müssen wir nicht nur das Schrecken, sondern alle übrige
 „Leidenschaften, die uns von einem andern mitgetheilet werden, von
 „dem eigentlichen Mitleiden unterscheiden.“ —

 Fünf und siebenzigstes Stück.

25

Den 19ten Januar, 1768.

Diese Gedanken sind so richtig, so klar, so einleuchtend, daß uns
 dünkt, ein jeder hätte sie haben können und haben müssen. Gleich-
 wohl will ich die scharfsinnigen Bemerkungen des neuen Philosophen
 dem alten nicht unterschreiben; ich kenne jenes Verdienste um die Lehre 30
 von den vermischten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie der-
 selben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er so vortrefflich

auseinandergesetzt hat, das kann doch Aristoteles im Ganzen ungefehr empfunden haben: wenigstens ist es unleugbar, daß Aristoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und solle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unlust über das gegenwärtige Uebel eines andern, erwecken, welches ihm schwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenschaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Aristoteles, ist es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragischen Leidenschaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falsch verstanden, falsch übersetzt. Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Uebel eines andern, für diesen andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Aehnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhänget sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Dacierischen weit hinter sich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studieren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten: sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklärung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beyfüget, findet sich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger ihrer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch

davon gemacht, der sich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne sie einfahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nehmlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beygesetzt habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts, und ich möchte wohl hören, was sie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man sie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben so wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe? 5 10

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nehmlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unsers Mitleidens werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst, oder für eines von den Unsrigen, zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sähe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zustossen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde: (*) und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für 15 20 25

(*) Ὡς δ' ἀπλως εἶπειν, φοβερα εἶναι, ὅσα ἐφ' ἑτερον γιννομενα, ἢ 30
 μελλοντα, εἰλεῖνα εἶναι. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in seiner Ausgabe der Rhetorik, Spirae 1598.) eingekommen ist, dieses zu übersetzen: Denique ut simpliciter loquar, formidabilia sunt, quaecunq; simulac in aliorum potestatem venerunt, vel ventura sunt, miseranda sunt. Es muß schlechtweg heißen, quaecunq; simulac¹ aliis evenerunt, vel eventura sunt. 35

¹ simulac [fehlt 1768]

uns verlohren, sey nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer
 5 mache, als wir gemeiniglich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht,
 10 daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen: und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

† So dachte Aristoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklärung der
 15 Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, so wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklärung
 20 des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

* Corneille hatte seine Stücke schon alle geschrieben, als er sich hinsetzte, über die Dichtkunst des Aristoteles zu commentiren. (*) Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet: und nach dieser Er-
 25 fahrung würde er uns unstreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatischen Codex haben sagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit seiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieses scheint er, höchstens nur in Absicht auf die mechanischen Regeln der Kunst, gethan zu haben. In den wesentlichern ließ er sich um ihn
 30 unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verstoßen, gleichwohl nicht wider ihn verstoßen haben wollte: so suchte er sich

(*) Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scène, sagt er in seiner Abhandlung über das Drama. Sein erstes Stück, Melite, war von 1625, und sein letztes, Surena, von 1675; welches gerade die
 35 funfzig Jahr ausmacht, so daß es gewiß ist, daß er, bey den Auslegungen des Aristoteles, auf alle seine Stücke ein Auge haben konnte, und hatte.

durch Auslegungen zu helfen, und ließ seinen vorgeblichen Lehrmeister Dinge sagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und sie als die vollkommensten untadelhaftesten Personen geschildert; er hatte die abscheulichsten Ungeheuer in dem Prusias, in dem Phokas, in der 5 Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Aristoteles, daß sie zur Tragödie unschicklich wären, weil beide weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bey diesem Widerspruche weder sein Ansehen, noch das Ansehen des Aristoteles leiden möge? „O, sagt er, 10 „mit dem Aristoteles können wir uns hier leicht vergleichen. (*) Wir „dürfen nur annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß „beide Mittel zugleich, sowohl Furcht als Mitleid, nöthig wären, um „die Reinigung der Leidenschaften zu bewirken, die er zu dem letzten „Endzwecke der Tragödie macht: sondern nach seiner Meinung sey 15 „auch eines zureichend. — Wir können diese Erklärung, fährt er fort, „aus ihm selbst bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, „welche er von der Ausschließung derjenigen Begebenheiten, die er in „den Trauerspielen mißbilliget, giebt. Er sagt niemals: dieses oder „jenes schickt sich in die Tragödie nicht, weil es blos Mitleiden und 20 „keine Furcht erweckt; oder dieses ist daselbst unerträglich, weil es „blos die Furcht erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; sondern „er verwirft sie deswegen, weil sie, wie er sagt, weder Mitleid noch „Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch zu erkennen, daß sie „ihm deswegen nicht gefallen, weil ihnen sowohl das eine als das 25 „andere fehlet, und daß er ihnen seinen Beyfall nicht versagen würde, „wenn sie nur eines von beiden wirkten.“

Sechs und siebenzigstes Stück.

Den 22sten Januar, 1768.

Aber das ist grundfalsch! — Ich kann mich nicht genug wundern, 30 wie Dacier, der doch sonst auf die Verdrehungen ziemlich aufmerksam

(*) Il est aisé de nous accommoder avec Aristote etc.

war, welche Corneille von dem Texte des Aristoteles zu seinem Besten zu machen suchte, diese größte von allen übersehen können. Zwar, wie konnte er sie nicht übersehen, da es ihm nie einkam, des Philosophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie gesagt, 5 es ist grundfalsch, was sich Corneille einbildet. Aristoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er seine eigene Erklärungen vergessen können, man müßte glauben, daß er sich auf die handgreiflichste Weise widersprechen können. Wenn, nach seiner Lehre, kein Uebel eines andern unser Mitleid erregt, was wir nicht 10 für uns selbst fürchten: so konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden seyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erregt; denn er hielt die Sache selbst für unmöglich; dergleichen Handlungen existirten ihm nicht; sondern sobald sie unser Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten sie auch Furcht für uns erwecken; oder 15 vielmehr, nur durch diese Furcht erweckten sie Mitleid. Noch weniger konnte er sich die Handlung einer Tragödie vorstellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unser Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns selbst erzeuge, auch unser Mitleid erwecken müsse, sobald wir andere damit bedrohet, 20 oder betroffen erblickten; und das ist eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, sondern anderen begegnen sehen.

Es ist wahr, wenn Aristoteles von den Handlungen spricht, die sich in die Tragödie nicht schicken, so bedient er sich mehrmalen des 25 Ausdrucks von ihnen, daß sie weder Mitleid noch Furcht erwecken. Aber desto schlimmer, wenn sich Corneille durch dieses weder noch verführen lassen. Diese disjunctive Partikeln involviren nicht immer, was er sie involviren läßt. Denn wenn wir zwey oder mehrere Dinge von einer Sache durch sie verneinen, so kömmt es darauf an, 30 ob sich diese Dinge eben so wohl in der Natur von einander trennen lassen, als wir sie in der Abstraction und durch den symbolischen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ohngeachtet noch bestehen soll, ob ihr schon das eine oder das andere von diesen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer sagen, sie sey weder schön 35 noch witzig: so wollen wir allerdings sagen, wir würden zufrieden seyn, wenn sie auch nur eines von beiden wäre; denn Witz und Schön-

heit lassen sich nicht blos in Gedanken trennen, sondern sie sind wirklich getrennet. Aber wenn wir sagen, dieser Mensch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch sagen, daß wir zufrieden seyn würden, wenn er nur eines von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel 5 glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung sind relativ; wenn das eine ist, ist auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunst zu nehmen; wenn wir sagen, dieses Gemählde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch 10 Kolorit: wollen wir damit sagen, daß ein gutes Gemählde sich mit einem von beiden begnügen könne? — Das ist so klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Aristoteles von dem Mitleiden giebt, falsch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns selbst auf 15 keine Weise zu besorgen haben?

Es ist wahr: es braucht unserer Furcht nicht, um Unlust über das physikalische Uebel eines Gegenstandes zu empfinden, den wir lieben. Diese Unlust entstehet blos aus der Vorstellung der Unvollkommenheit, so wie unsere Liebe aus der Vorstellung der Vollkommenheiten desselben; und aus dem Zusammenflusse dieser Lust und Unlust entspringet die vermischte Empfindung, welche wir Mitleid nennen. 20

Jedoch auch so nach glaube ich nicht, die Sache des Aristoteles nothwendig aufgeben zu müssen.

Denn wenn wir auch schon, ohne Furcht für uns selbst, Mitleid 25 für andere empfinden können: so ist es doch unstreitig, daß unser Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und stärker und anzüglicher wird, als es ohne sie seyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermischte Empfindung über das physikalische Uebel eines geliebten Gegenstandes, nur allein durch die dazu kom- 30 mende Furcht für uns, zu dem Grade erwächst, in welchem sie Affekt genannt zu werden verdient?

Aristoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nach seinen primitiven Regungen, er betrachtet es blos als Affekt. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funke den Namen 35 der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nennt

er Philanthropie: und nur den stärkern Regungen dieser Art, welche mit Furcht für uns selbst verknüpft sind, giebt er den Namen des Mitleids. Also behauptet er zwar, daß das Unglück eines Bösewichts weder unser Mitleid noch unsere Furcht erzeuge: aber er spricht ihm 5 darum nicht alle Rührung ab. Auch der Bösewicht ist noch Mensch, ist noch ein Wesen, das bey allen seinen moralischen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um sein Verderben, seine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bey dieser etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichsam, zu empfinden. Aber, wie schon 10 gesagt, diese mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, sondern Philanthropie. „Man muß, sagt er, keinen Bösewicht aus unglücklichen in glückliche Umstände gelangen lassen; denn das ist das untragischste, was nur seyn kann; es hat nichts von allem, was es haben sollte; es erweckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch 15 „Furcht. Auch muß es kein völliger Bösewicht seyn, der aus glücklichen Umständen in unglückliche verfällt; denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder Mitleid noch Furcht „erwecken.“ Ich kenne nichts kahleres und abgeschmackteres, als die gewöhnlichen Uebersetzungen dieses Wortes Philanthropie. Sie geben 20 nehmlich das Adjectivum davon im Lateinischen durch *hominibus gratum*; im Französischen durch *ce que peut faire quelque plaisir*; und im Deutschen durch „was Vergnügen machen kann.“ Der einzige Goulston, so viel ich finde, scheint den Sinn des Philosophen nicht verfehlt zu haben; indem er das *φιλανθρωπον* durch *quod humanitatis* 25 *sensu tangat* übersetzt. Denn allerdings ist unter dieser Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Bösewichts Anspruch macht, nicht die Freude über seine verdiente Bestrafung, sondern das sympathetische Gefühl der Menschlichkeit zu verstehen, welches, Trotz der Vorstellung, daß sein Leiden nichts als Verdienst sey, dennoch in dem Augenblicke 30 des Leidens, in uns sich für ihn reget. Herr Curtius will zwar diese mitleidige Regungen für einen unglücklichen Bösewicht, nur auf eine gewisse Gattung der ihn treffenden Uebel einschränken. „Solche „Zufälle des Lasterhaften, sagt er, die weder Schrecken noch Mitleid „in uns wirken, müssen Folgen seines Lasters seyn: denn treffen sie 35 „ihn zufällig, oder wohl gar unschuldig, so behält er in dem Herzen „der Zuschauer die Vorrechte der Menschlichkeit, als welche auch einem

„unschuldig leidenden Gottlosen ihr Mitleid nicht versagt.“ Aber er scheint dieses nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Bösewicht befällt, eine unmittelbare Folge seines Verbrechen ist, können wir uns nicht entwehren, bey dem Anblicke dieses Unglücks mit ihm zu leiden.

5

„Seht jene Menge,“ sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, „die sich um einen Verurtheilten in dichte¹ Haufen „drenget. Sie haben alle Greuel vernommen, die der Lasterhafte be- „gangen; sie haben seinen Wandel, und vielleicht ihn selbst verabscheuet. „Izt schleppt man ihn entstellt und ohnmächtig auf das entsetzliche 10 „Schaugerüste. Man arbeitet sich durch das Gewühl, man stellt sich „auf die Zähen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des „Todes sein Gesicht entstellen zu sehen. Sein Urtheil ist gesprochen; „sein Henker naht sich ihm: ein Augenblick wird sein Schicksal ent- „scheiden. Wie sehnlich wünschen izt aller Herzen, daß ihm verziehen 15 „würde! Ihm? dem Gegenstande ihres Abscheues, den sie einen „Augenblick vorher selbst zum Tode verurtheilet haben würden? Wo- „durch wird izt ein Strahl der Menschenliebe wiederum bey ihnen „rege? Ist es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der ent- „setzlichsten physikalischen Uebel, die uns sogar mit einem Ruchlosen 20 „gleichsam ausöhnen, und ihm unsere Liebe erwerben? Ohne Liebe „könnten wir unmöglich mitleidig mit seinem Schicksale seyn.“

Und eben diese Liebe, sage ich, die wir gegen unsern Nebenmenschen unter keinerley Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere stärkere Empfindungen überdecken, unver- 25 löschlich fortglimmet, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben diese Liebe ist es, welche Aristoteles unter dem Namen der Philanthropie versteht. Wir haben Recht, wenn wir sie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Aristoteles 30 hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um sie, wie gesagt, von dem höchsten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem sie, durch die Dazukunft einer wahrscheinlichen Furcht für uns selbst, Affect werden, zu unterscheiden.

¹ dichten [Wendelssohn]

Sieben und siebenzigstes Stück.

Den 26sten Januar, 1768.

Einem Einwurfe ist hier noch vorzukommen. Wenn Aristoteles diesen Begriff von dem Affekte des Mitleids hatte, daß er nothwendig 5 mit der Furcht für uns selbst verknüpft seyn müsse: was war es nöthig, der Furcht noch insbesondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid schloß sie schon in sich, und es wäre genug gewesen, wenn er 10 bloß gesagt hätte: die Tragödie soll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unserer Leidenschaft bewirken. Denn der Zusatz der Furcht sagt nichts mehr, und macht das, was er sagen soll, noch dazu schwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Aristoteles uns bloß hätte lehren wollen, welche Leidenschaften die Tragödie erregen könne und solle, so würde er sich den Zusatz der Furcht allerdings haben ersparen können, und 15 ohne Zweifel sich wirklich erspart haben; denn nie war ein Philosoph ein größerer Wortsparer, als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenschaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereinigt werden sollten; und in dieser Absicht mußte er der Furcht insbesondere gedenken. Denn ob schon, nach ihm, der Affekt des Mit- 20 leids, weder in noch außer dem Theater, ohne Furcht für uns selbst seyn kann; ob sie schon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids ist: so gilt dieses doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere ist kein Ingredienz der Furcht für uns selbst. Sobald die Tragödie aus ist, höret unser Mitleid auf, und nichts bleibt von 25 allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrscheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns selbst schöpfen lassen. Diese nehmen wir mit; und so wie sie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, so hilft sie nun auch, als eine vor sich fortbauernde Leidenschaft, sich selbst reinigen. Folglich, um 30 anzuzeigen, daß sie dieses thun könne und wirklich thue, fand es Aristoteles für nöthig, ihrer insbesondere zu gedenken.

Es ist unstreitig, daß Aristoteles überhaupt keine strenge logische Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne sich auf die 35 bloß wesentlichen Eigenschaften derselben einzuschränken, hat er verschiedene zufällige hineingezogen, weil sie der damalige Gebrauch noth-

wendig gemacht hatte. Diese indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmahle in einander reduciret, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nemlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht ist, welches Mitleid erreget. Ihrem Geschlechte nach, ist sie die Nachahmung einer Handlung; so wie die Epöee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus diesen beiden Begriffen lassen sich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und sogar ihre dramatische Form ist daraus zu bestimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigstens wüßte ich keinen Kunsttrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu versuchen. Sie nehmen alle die dramatische Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun so ist, weil es einmal so ist, und das man so läßt, weil man es gut findet. Der einzige Aristoteles hat die Ursache ergründet, aber sie bey seiner Erklärung mehr vorausgesetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie, sagt er, ist die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelt der Erzählung, sondern vermittelt des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirket.“ So drückt er sich von Wort zu Wort aus. Wem sollte hier nicht der sonderbare Gegensatz, „nicht vermittelt der Erzählung, sondern vermittelt des Mitleids und der Furcht,“ befremden? Mitleid und Furcht sind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Absicht zu erreichen: und die Erzählung kann sich nur auf die Art und Weise beziehen, sich dieser Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheinet hier also Aristoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheinet hier nicht offenbar der eigentliche Gegensatz der Erzählung, welches die dramatische Form ist, zu fehlen? Was thun aber die Uebersetzer bey dieser Lücke? Der eine umgeht sie ganz behutsam: und der andere füllt sie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darinn, als eine vernachlässigte Wortfügung, an die sie sich nicht halten zu dürfen glauben, wenn sie nur den Sinn des Philosophen liefern. Dacier übersetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. s. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, sondern (durch Vorstellung der Handlung selbst) uns, vermittelt des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reiniget.“

O, sehr recht! Beide sagen, was Aristoteles sagen will, nur daß sie es nicht so sagen, wie er es sagt. Gleichwohl ist auch an diesem Wie gelegen; denn es ist wirklich keine bloß vernachlässigte Wortfügung. Kurz, die Sache ist diese: Aristoteles bemerkte, daß das

 5 Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfodere; daß wir längst vergangene oder fern in der Zukunft bevorstehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bey weitem nicht so stark bemitleiden können, als ein anwesendes; daß es folglich nothwendig sey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das ist,

 10 nicht in der erzählenden Form, sondern als gegenwärtig, das ist, in der dramatischen Form, nachzuahmen. Und nur dieses, daß unser Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, sondern fast einzig und allein durch die gegenwärtige Anschauung erregt wird, nur dieses berechtigte ihn, in der Erklärung anstatt der Form der

 15 Sache, die Sache gleich selbst zu setzen, weil diese Sache nur dieser einzigen Form fähig ist. Hätte er es für möglich gehalten, daß unser Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: so würde es allerdings ein sehr fehlerhafter Sprung gewesen seyn, wenn er gesagt hätte, „nicht durch die Erzählung, sondern durch Mitleid und

 20 „Furcht.“ Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatische Form zu erregen sey: so konnte er sich diesen Sprung, der Kürze wegen, erlauben. — Ich verweise desfalls auf das nehmliche neunte¹ Kapitel des zweyten Buchs seiner Rhetorik. (*)

25 Was endlich den moralischen Endzweck anbelangt, welchen Aristoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derselben bringen zu müssen glaubte: so ist bekannt, wie sehr, besonders in den neuern Zeiten, darüber gestritten worden. Ich getraue mich aber zu erweisen, daß alle, die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht ver-

 30 standen haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken unterge-

(*) *Ἐπει δ' ἔγγυς φαινόμενα τα παθη, ἔλεεινα εἰσι. Τα δε μυριοσον ἔτος γενομενα, ἢ ἔσομενα, οὐτ' ἐλπίζοντες, οὐτε μεμνημενοι, ἢ ὁλως οὐκ ἔλεουσιν, ἢ οὐκ ὁμοιως, ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωνασι, και ἐσθητι, και ὁλως τη ὑποκρισει, ἔλεεινότερους εἶναι.*

¹ [wohl verschrieben statt] achte

schoben, ehe sie gewiß wußten, welches seine wären. Sie bestreiten Grillen, die sie selbst gefangen, und bilden sich ein, wie unwider-
sprechlich sie den Philosophen widerlegen, indem sie ihr eigenes Hirn-
gespinste zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörte-
rung dieser Sache hier nicht einlassen. Damit ich jedoch nicht ganz 5
ohne Beweis zu sprechen scheine, will ich zwey Anmerkungen machen.

1. Sie lassen den Aristoteles sagen, „die Tragödie solle uns,
„vermitteltst des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vor-
„gestellten Leidenschaften reinigen.“ Der vorgestellten? Also, wenn
der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn un- 10
glücklich wird: so ist es unsere Neugierde, unser Ehrgeiz, unsere Liebe,
unser Zorn, welchen die Tragödie reinigen soll? Das ist dem Aristoteles
nie in den Sinn gekommen. Und so haben die Herren gut streiten;
ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Riesen; sie jagen, in der
gewissen Hoffnung des Sieges, darauf los, und kehren sich an keinen 15
Sancho, der weiter nichts als gefunden Menschenverstand hat, und
ihnen auf seinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, sich nicht zu
übereilen, und doch nur erst die Augen recht aufzusperrern. *των τοιούτων*
παθημάτων, sagt Aristoteles: und das heißt nicht, der vorgestellten Lei-
denschaften; das hätten sie übersetzen müssen durch, dieser und dergleichen, 20
oder, der erweckten Leidenschaften. Das *τοιούτων* bezieht sich lediglich
auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie soll unser
Mitleid und unsere Furcht erregen, bloß um diese und dergleichen
Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen.
Er sagt aber *τοιούτων* und nicht *τουτων* [er sagt, dieser und dergleichen, 25
und nicht bloß, dieser: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid, nicht
bloß das eigentlich sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle philan-
thropische Empfindungen, so wie unter der Furcht nicht bloß die Unlust
über ein uns bevorstehendes Uebel, sondern auch jede damit verwandte
Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über 30
ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verstehe. In diesem
ganzen Umfange soll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie
erweckt, unser Mitleid und unsere Furcht reinigen; aber auch nur diese
reinigen, und keine andere Leidenschaften.] Zwar können sich in der
Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenschaften, nützliche 35
Lehren und Beispiele finden; doch sind diese nicht ihre Absicht; diese

hat sie mit der Epöee und Komödie gemein, in so fern sie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt ist, nicht aber in so fern sie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbesondere ist. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: 5 es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worinn es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, 10 das allein ist ihre eigentliche Bestimmung.

Acht und siebenzigstes Stück.

Den 29sten Januar, 1768.

2. Da die Gegner des Aristoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenschaften er eigentlich, durch das Mitleid und die Furcht 15 der Tragödie, in uns gereinigt haben wollte: so war es natürlich, daß sie sich auch mit der Reinigung selbst irren mußten. Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläufiger zu handeln. „Weil man aber, sagt Corneille, 20 „ganz und gar nichts von dieser Materie darinn findet, so ist der „größte Theil seiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß sie „nicht ganz auf uns gekommen sey.“ Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch schon in dem, was uns von seiner Dichtkunst noch übrig, es mag viel oder wenig seyn, alles zu finden, was er 25 einem, der mit seiner Philosophie sonst nicht ganz unbekannt ist, über diese Sache zu sagen für nöthig halten konnte. Corneille selbst bemerkte eine Stelle, die uns, nach seiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weise zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenschaften in der Tragödie geschehe: nehmlich die, wo Aristoteles sagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die 30 Furcht einen unsers gleichen.“ Diese Stelle ist auch wirklich sehr wichtig, nur daß Corneille einen falschen Gebrauch davon machte,

und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenschaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem „Unglücke, sagt er, von welchem wir unsern gleichen befallen sehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; „diese Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und diese Begierde ein Bestreben, die Leidenschaft, durch welche die Person, die „wir betauern, sich ihr Unglück vor unsern Augen zuziehet, zu reinigen, „zu mäßigen, zu bessern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die „Vernunft sagt, daß man die Ursache abschneiden müsse, wenn man „die Wirkung vermeiden wolle.“ Aber dieses Raisonnement, welches 10 die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenschaften bewirkt, ist falsch, und kann unmöglich die Meinung des Aristoteles seyn; weil so nach die Tragödie gerade alle Leidenschaften reinigen könnte, nur nicht die zwey, die Aristoteles ausdrücklich durch sie gereinigt wissen will. Sie könnte unsern Zorn, 15 unsere Neugierde, unsern Neid, unsern Ehrgeiz, unsern Haß und unsere Liebe reinigen, so wie es die eine oder die andere Leidenschaft ist, durch die sich die bemitleidete Person ihr Unglück zugezogen. Nur unser Mitleid und unsere Furcht müßte sie ungereinigt lassen. Denn Mitleid und Furcht sind die Leidenschaften, die in der Tragödie wir, 20 nicht aber die handelnden Personen empfinden; sind die Leidenschaften, durch welche die handelnden Personen uns rühren, nicht aber die, durch welche sie sich selbst ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem sie beides sind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein solches Stück: ein Stück nehmlich, in welchem sich die 25 bemitleidete Person durch ein übelverstandenes Mitleid, oder durch eine übelverstandene Furcht ins Unglück stürze. Gleichwohl würde dieses Stück das einzige seyn, in welchem, so wie es Corneille versteht, das geschehe, was Aristoteles will, daß es in allen Tragödien geschehen soll: und auch in diesem einzigen würde es nicht auf 30 die Art geschehen, auf die es dieser verlangt. Dieses einzige Stück würde gleichsam der Punkt seyn, in welchem zwey gegen einander sich neigende gerade Linien zusammentreffen, um sich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar sehr konnte Dacier den Sinn des Aristoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf 35 die Worte seines Autors aufmerkamer zu seyn, und diese besagen es

zu positiv, daß unser Mitleid und unsere Furcht, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, gereinigt werden sollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie sehr gering seyn würde, wenn er bloß hierauf eingeschränkt wäre: so ließ er sich ver-
 5 leiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenschaften beizulegen. Wie nun Corneille diese für sein Theil leugnete, und in Beyspielen zeigte, daß sie mehr ein schöner Gedanke, als eine Sache sey, die gewöhnlicher Weise zur Wirklichkeit gelange: so mußte er sich mit ihm in diese Beyspiele selbst
 10 einlassen, wo er sich denn so in der Enge fand, daß er die gewaltsamsten Drehungen und Wendungen machen mußte, um seinen Aristoteles mit sich durch zu bringen. Ich sage, seinen Aristoteles: denn der rechte ist weit entfernt, solcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieser, um es abermals und abermals zu sagen, hat an
 15 keine andere Leidenschaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen solle, als an unser Mitleid und unsere Furcht selbst; und es ist ihm sehr gleichgültig, ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenschaften¹ viel oder wenig be trägt. An jene Reinigung hätte sich Dacier allein halten sollen: aber freylich hätte er
 20 sodann auch einen vollständigern Begriff damit verbinden müssen. „Wie die Tragödie, sagt er, Mitleid und Furcht errege, um Mitleid „und Furcht zu reinigen, das ist nicht schwer zu erklären. Sie erregt sie, indem sie uns das Unglück vor Augen stellet, in das unsers „gleichen durch nicht vorsehlliche Fehler gefallen sind; und sie reiniget
 25 „sie, indem sie uns mit diesem nehmlichen Unglücke bekannt macht, „und uns dadurch lehret, es weder allzusehr zu fürchten, noch allzusehr davon gerührt zu werden, wann es uns wirklich selbst treffen „sollte. — Sie bereitet die Menschen, die allerwidrigsten Zufälle „muthig zu ertragen, und macht die Allerelendesten geneigt, sich für
 30 „glücklich zu halten, indem sie ihre Unglücksfälle² mit weit größern „vergleichen, die ihnen die Tragödie vorstellet. Denn in welchen „Umständen kann sich wohl ein Mensch finden, der bey Erblickung „eines Oedips, eines Philoktets, eines Drefts, nicht erkennen mußte, „daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen die, welche diese Männer
 35 „erdulden müssen, gar nicht in Vergleichung kommen?“ Nun das

¹ Leidenschaft [1768] ² Unglücksfällen [1768]

ist wahr; - diese Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand sie fast mit den nehmlichen Worten bey einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unsers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben sich duldet; daß folglich bey dem Elenden, dessen Mitleid nicht zu erregen ist, die Reinigung oder Linderung seiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, so wie er es sagt, gelten lassen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit gesagt? Ob er im geringsten mehr damit gesagt, als, daß das Mitleid unsere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Forderung des Aristoteles. Denn wenn Aristoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht erzeuge, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer sieht nicht, daß dieses weit mehr sagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn, nach den verschiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Aristoteles ganz erschöpfen will, stückweise zeigen, 1. wie das tragische Mitleid unser Mitleid, 2. wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3. wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4. wie die tragische Furcht unser Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat sich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch diesen nur sehr schlecht, und auch diesen nur zur Helfte erläutert. Denn wer sich um einen richtigen und vollständigen Begriff von der Aristotelischen Reinigung der Leidenschaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in sich schließt. Da nehmlich, es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts anders beruhet, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bey jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich disseits und jenseits ein Extremum findet, zwischen welchem sie inne stehet: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend seyn; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, son-

dern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste,
 auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzet. Gleichfalls muß das
 tragische Mitleid, in Ansehung der Furcht, dem was zu viel, und
 dem was zu wenig, steuern: so wie hinwiederum die tragische Furcht,
 5 in Ansehung des Mitleids. Dacier aber, wie gesagt, hat nur gezeigt,
 wie das tragische Mitleid unsere allzu große Furcht mäßige: und noch
 nicht einmal, wie es den gänzlichen Mangel derselben abhelfe, oder
 sie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heil=
 samern Grade erhöhe; geschweige, daß er auch das Uebrige sollte ge=
 10 zeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlassen,
 auch im geringsten nicht ergänzt; aber wohl sonst, um nach ihrer
 Meinung, den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu setzen,
 Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges
 der Tragödie, als Tragödie, insbesondere zukommen; z. E. daß sie
 15 die Triebe der Menschlichkeit nähren¹ und stärken; daß sie Liebe zur
 Tugend und Haß gegen das Laster wirken solle u. s. w. (*) Lieber!
 welches Gedicht sollte das nicht? Soll es aber ein jedes: so kann
 es nicht das unterscheidende Kennzeichen der Tragödie seyn; so kann
 es nicht das seyn, was wir suchten.

20

Neun und siebenzigstes Stück

Den 2ten Februar, 1768.

Und nun wieder auf unsern Richard zu kommen. — Richard
 also erweckt eben so wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken
 in dem gemißbrauchten Verstande, für die plötzliche Ueberraschung des
 25 Mitleids; noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles, für
 heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn
 wenn er diese erregte, würde er auch Mitleid erregen; so gewiß er
 hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unsers Mitleids
 nur im geringsten würdig fänden. Aber er ist so ein abscheulicher

30 (*) Hr. Curtius in seiner Abhandlung von der Absicht des Trauerspiels,
 hinter der Aristotelischen Dichtkunst.

¹ nähren [1768]

Kerl, so ein eingefleischter Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unsern Augen den Martern der Hölle übergeben sehen, ohne das geringste für ihn zu empfinden, ohne im geringsten zu fürchten, daß, wenn solche Strafe nur auf solche Verbrechen folge, sie auch 5 unserer erwarte. Und was ist endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach so vielen Missethaten, die wir mit ansehen müssen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Faust gestorben. Als der Königin dieses erzählt wird, läßt sie der Dichter sagen:

Dies ist etwas! —

10

Ich habe mich nie enthalten können, bey mir nachzusprechen: nein, das ist gar nichts! Wie mancher gute König ist so geblieben, indem er seine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard stirbt doch, als ein Mann, auf dem Bette der Ehre. Und so ein Tod sollte mich für den Unwillen schadlos halten, den ich das ganze Stück durch, über den Triumph seiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechische Sprache ist die einzige, welche ein eigenes Wort hat, diesen Unwillen über das Glück eines Bösewichts, auszudrücken: *νεμεσις, νεμεσαν*.) Sein Tod selbst, welcher wenigstens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen sollte, unterhält noch meine Nemesis. 20 Du bist wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetische!

Man wird vielleicht sagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm; aber er ist darum nicht der Held desselben, nicht die Person, durch welche die Absicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel seyn sollen, unser Mitleid für andere zu erregen. Die Königin, Elisabeth, die Prinzen, erregen diese nicht Mitleid? —

Um allem Wortstreite auszuweichen: ja. Aber was ist es für eine fremde, herbe Empfindung, die sich in mein Mitleid für diese 30 Personen mischt? die da macht, daß ich mir dieses Mitleid ersparen zu können wünschte? Das wünsche ich mir bey dem tragischen Mitleid doch sonst nicht; ich verweile gern dabey; und danke dem Dichter für eine so süße Quaal.

Aristoteles hat es wohl gesagt, und das wird es ganz gewiß 35

(*) Arist. Rhet. lib. II. cap. 9.

seyn! Er spricht von einem *μαρον*, von einem Gräßlichen, das sich bey dem Unglücke ganz guter, ganz unschuldiger Personen finde. Und sind nicht die Königin, Elisabeth, die Prinzen, vollkommen solche Personen? Was haben sie gethan? wodurch haben sie es sich zugezogen, daß sie in den Klauen dieser Bestie sind? Ist es ihre Schuld, daß sie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Besonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterscheiden können! Wer wird leugnen, daß sie unsern ganzen Jammer verdienen? Aber ist dieser Jammer, der mich mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider die Vorsehung sich zugesellet, und Verzweiflung von weiten nachschleicht, ist dieser Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiße, wie er wolle — Aber ist er das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte?

Man sage nicht: erweckt ihn doch die Geschichte; gründet er sich doch auf etwas, das wirklich geschehen ist. — Das wirklich geschehen ist? es sey: so wird es seinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheineth. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers seyn; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen: und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsehung mit in seinen¹ kleinen Zirkel slicht, und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt? — O verschonet uns damit, ihr, die ihr unser Herz in eurer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben soll, wenn wir, bey unserer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröh-

¹ seinem [1768]

lichen Muth behalten sollen: so ist es höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyspiele solcher unverdienten schrecklichen Verhängnisse so wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es seyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber der Personen des Richards keine einzige, die 5
erforderlichen Eigenschaften hat, die sie haben müßten, Falls er wirklich das seyn sollte, was er heißt: wodurch ist er gleichwohl ein so interessantes Stück geworden, wofür ihn unser Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was ist denn seine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat sie. Und wenn er Wirkung 10
hat: ist es nicht gleichviel, ob er diese, oder ob er jene hat? Wenn er die Zuschauer beschäftigt, wenn er sie vergnügt: was will man denn mehr? Müßten sie denn, nothwendig nur nach den Regeln des Aristoteles, beschäftigt und vergnügt werden?

Das klingt so unrecht nicht: aber es ist darauf zu antworten. 15
Ueberhaupt: wenn Richard schon keine Tragödie wäre, so bleibt er doch ein dramatisches Gedicht; wenn ihm schon die Schönheiten der Tragödie mangelten, so könnte er doch sonst Schönheiten haben. Poesie des Ausdrucks; Bilder; Tiraden; kühne Gefinnungen; einen feurigen hinreißenden Dialog; glückliche Veranlassungen für den Akteur, den 20
ganzen Umfang seiner Stimme mit den mannichfaltigsten Abwechslungen zu durchlaufen, seine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. s. w.

Von diesen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen. 25

Richard ist ein abscheulicher Böfewicht: aber auch die Beschäftigung unsers Abscheues ist nicht ganz ohne Vergnügen; besonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheuere in den Verbrechen participiret von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken. 30

Alles, was Richard thut, ist Greuel; aber alle diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch 35
unabhängig von der Moralität des Zweckes, Vergnügen gewähret.

Wir wollten, daß Richard seinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erspart uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewandte Mittel: wenn er ihn nicht erreicht, so ist so viel Blut völlig umsonst vergossen worden; da es einmal vergossen ist, möchten wir es nicht gern, auch noch bloß vor langer Weile, vergossen finden. Hinwiederum wäre dieses Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Absicht interessirte uns, als zu erreichende Absicht; wenn sie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abscheuliche derselben erblicken, würden wir wünschen, daß sie nicht erreicht wäre; diesen Wunsch sehen wir voraus, und uns schaudert vor der Erreichung.

Die guten Personen des Stücks lieben wir; eine so zärtliche feurige Mutter, Geschwister, die so ganz eines in dem andern leben; diese Gegenstände gefallen immer, erregen immer die süßesten sympathetischen Empfindungen, wir mögen sie finden, wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu sehen, ist zwar herbe, ist zwar für unsere Ruhe, zu unserer Besserung, kein sehr ersprißliches Gefühl: aber es ist doch immer Gefühl.

Und so nach beschäftigt uns das Stück durchaus, und vergnügt durch diese Beschäftigung unserer Seelenkräfte. Das ist wahr; nur die Folge ist nicht wahr, die man daraus zu ziehen meint: nehmlich, daß wir also damit zufrieden seyn können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß diese vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen; besonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit, und Kostbarkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung eben sowohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigstes Stück.

Den 5ten Februar, 1768.

Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, 5
und mit der Aufführung desselben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefehr auch hervorbringen würde.

Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern Form 10
diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darinn erregen, als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.

Das Publikum nimt vorlieb. — Das ist gut, und auch nicht 15
gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes, auf das tragische. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Wo- 20
her diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der 25
Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begaft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und diese wenige nur sparsam, aus anderer Absicht. 30

Ich sage, wir, unser Volk, unsere Bühne: ich meine aber nicht bloß, uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunststichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen, und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabey denken: das kann ich so eigentlich 35

nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabey denke. Ich denke nehmlich dabey: daß nicht allein wir Deutsche; sondern, daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die
5 Franzosen noch kein Theater haben.

Kein Tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt! — Man höre einen Franzosen selbst, davon sprechen.

„Bey den hervorstechenden Schönheiten unsers Theaters,“ sagt
10 der Herr von Voltaire, „sah sich ein verborgner Fehler, den man
„nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von selbst keine höhere Ideen
„haben konnte, als ihm die großen Meister durch ihre Muster bey-
„brachten. Der einzige Saint-Evremont hat diesen Fehler aufgemerkt;
„er sagt nehmlich, daß unsere Stücke nicht Eindruck genug machten,
15 „daß das, was Mitleid erwecken solle, aufs höchste Zärtlichkeit erzeuge,
„daß Rührung die Stelle der Erschütterung, und Erstaunen die Stelle
„des Schreckens vertrate; kurz, daß unsere Empfindungen nicht tief
„genug gingen. Es ist nicht zu leugnen: Saint-Evremont hat mit
„dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des französischen Theaters
20 „getroffen. Man sage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfasser
„der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe, und noch einer andern
„eben so elenden, die Opern genannt, ist; daß seine kleinen gesell-
„schaftlichen Gedichte das kahlste und gemeinste sind, was wir in dieser
„Gattung haben; daß er nichts als ein Phrasendreschler war: man
25 „kann keinen Funken Genie haben, und gleichwohl viel Witz und Ge-
„schmack besitzen. Sein Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da
„er die Ursache, warum die meisten von unsern Stücken so matt und
„kalt sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von
„Wärme gefehlt: das andere hatten wir alles.“

30 Das ist: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben sollten; unsere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Diese Kälte aber, fährt er fort, diese einförmige Mattigkeit, „entsprang zum Theil von dem kleinen Geiste der Galanterie, der
35 „damals unter unsern Hofleuten und Damen so herrschte, und die
„Tragödie in eine Folge von verliebten Gesprächen verwandelte, nach

„dem Geschmacke des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke sich
 „hiervon noch etwa ausnahmen, die bestanden aus langen politischen
 „Raisonnements, dergleichen den Sertorius so verdorben, den Otho
 „so kalt, und den Surenna und Attila so elend gemacht haben. Noch
 „sah sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe Pathetische 5
 „von unserer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragisch
 „zu machen verhinderte: und diese war, das enge schlechte Theater
 „mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem
 „Paar Duzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt
 „waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen 10
 „konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen?
 „Welche große tragische Action ließ sich da aufführen? Welche Frey-
 „heit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke
 „mußten aus langen Erzählungen bestehen, und so wurden sie mehr
 „Gespräche als Spiele. Jeder Akteur wollte in einer langen Mono- 15
 „loge glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward ver-
 „worfen. — Bey dieser Form fiel alle theatralische Handlung weg;
 „fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenschaften, alle die kräftigen
 „Gemählde der menschlichen Unglücksfälle, alle die schrecklichen bis in
 „das Innerste der Seele dringende Züge weg; man rührte das Herz 20
 „nur kaum, anstatt es zu zerreißen.“

Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit. Galanterie
 und Politik läßt immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der
 Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu
 verbinden. Jene lassen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeister 25
 hören: und diese fodern, daß wir nichts als den Menschen hören sollen.

Aber die zweyte Ursache? — Sollte es möglich seyn, daß der
 Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen, einen
 solchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Ist es wahr,
 daß jede tragische Handlung Pomp und Zurüstungen erfordert? Oder 30
 sollte der Dichter nicht vielmehr sein Stück so einrichten, daß es auch
 ohne diese Dinge seine völlige Wirkung hervorbrächte?

Nach dem Aristoteles, sollte er es allerdings. „Furcht und
 „Mitleid, sagt der Philosoph, läßt sich zwar durchs Gesicht erregen;
 „es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten selbst 35
 „entspringen, welches letztere vorzüglicher, und die Weise des bessern

„Dichters ist. Denn die Fabel muß so eingerichtet seyn, daß sie, auch
 „ungelesen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloß anhört,
 „zu Mitleid und Furcht über diese Begebenheiten bringet; so wie die
 „Fabel des Oedipus, die man nur anhören darf, um dazu gebracht
 5 „zu werden. Diese Absicht aber durch das Gesicht erreichen wollen,
 „erfordert weniger Kunst, und ist deren Sache, welche die Vorstellung
 „des Stücks übernommen.“

Wie entbehrlich überhaupt die theatralischen Verzierungen sind,
 davon will man mit den Stücken des Shakespears eine sonderbare
 10 Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer be-
 ständigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Bestandes
 der Scenen und der ganzen Kunst des Decorateurs wohl mehr, als
 eben diese? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen
 sie gespielt wurden, aus nichts bestanden, als aus einem Vorhange
 15 von schlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen
 blanken, höchstens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigte;
 da war nichts als die Einbildung, was dem Verständnisse des Zu-
 schauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte:
 und dem ohngeachtet, sagt man, waren damals die Stücke des Shate-
 20 spears ohne alle Scenen verständlicher, als sie es hernach mit den-
 selben gewesen sind. (*)

Wenn sich also der Dichter um die Verzierung gar nicht zu
 bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo sie nöthig scheint,
 ohne besondern Nachtheil seines Stücks wegbleiben kann: warum sollte
 25 es an dem engen, schlechten Theater gelegen haben, daß uns die

(*) (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78. 79.)
 — Some have insinuated, that fine scenes proved the ruin of acting. —
 In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of
 very coarse stuff, upon the drawing up of which, the stage appeared
 30 either with bare walls on the sides, coarsly matted, or covered with
 tapestry; so that for the place originally represented, and all the succes-
 sive changes, in which the poets of those times freely indulged themselves,
 there was nothing to help the spectator's understanding, or to assist the
 actor's performance, but bare imagination. — The spirit and judgement
 35 of the actors supplied all deficiencies, and made as some would insi-
 nuate, plays more intelligible without scenes, than they afterwards were
 with them.

französischen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen selbst.

Und das beweiset die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzosen eine schönere, geräumlichere Bühne; keine Zuschauer werden mehr darauf geduldet; die Coulissen sind leer; der Decorateur hat freyes Feld; er mahlt und bauet dem Poeten alles, was dieser von ihm verlangt: aber wo sind sie denn die wärmern Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich der Herr von Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug; ein Gespenst oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als seine Semiramis. 5

Ein und achtzigstes Stück.

Den 9ten Februar, 1768.

Will ich denn nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sey, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sey? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es giebt eben so viel witzige Engländer, als witzige Franzosen; und eben so viel tiefsinnige Franzosen, als tief- sinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber ist keines von beiden. — 20

Was will ich denn? Ich will blos sagen, was die Franzosen gar wohl haben könnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen. 30

Ich meine: sie haben es noch nicht; weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freylich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

- 5 Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menschen. — Gottsched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf diesen falle,) galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Critik setzten nach und nach diesen Unterschied ins Helle:
- 10 und wenn Gottsched mit dem Jahrhundert nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmaç nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmaçe seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten
- 15 Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.
- 20 Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Raucorriß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarey: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie gewesen,) ob der tragische Dichter nicht
- 25 noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen:
- 30 nun komme einer, und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!
- Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet, und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber, durch seine Muster und Lehren zugleich.
- 35 Diese letztern besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwey Bedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst

nicht wußten, was sie wollten,) als Drafelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt: haben, ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen, — nichts anders, als das kahlfte, wäßrigste, untragichste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles, sind alle auf die höchste Wirkung 5 der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet: so sucht er, bey einer nach der andern, quelque moderation, quelque favorable interpretation; entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligés 10 de condamner beaucoup de poemes que nous avons vü réüssir sur nos theatres; um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beyfall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpunkte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, 15 wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kömmt; beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit einem zufrieden; ist einmal Mitleid, ohne Furcht; ein andermal Furcht, ohne Mitleid. 20 Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid; und sehr großes Mitleid: aber Furcht wohl schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? Aber 25 Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille: und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist 30 es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwey Empfindungen hervorzubringen: so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan: und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche 35 die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was X

diesen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen: die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete
 5 Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen: genug, daß es nicht die aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch
 10 nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahiret hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahre Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französische Tragödien geworden; weil ihre Verfasser alle, nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille, sich vorsetzten. Ich habe schon ge-
 15 sagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen: aber auch durch diese bloße Verbindung, wird die erstere geschwächt, und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödien seiner Zeit, noch eher die erste, als die
 20 zweyte Absicht erreichten. „Unsere Tragödie, sagt er, ist, zu Folge jener, noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu erwecken und „zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur sehr selten, die doch gleichwohl „die wichtigere ist, und sie reiniget die übrigen Leidenschaften nur sehr „wenig, oder; da sie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält,
 25 „wenn sie ja eine davon reinigte, so würde es einzig und allein die „Liebe seyn, woraus denn klar erhellet, daß ihr Nutzen nur sehr klein „ist.“ (*) Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher französische Tragödien, welche der zweyten, als welche der ersten Absicht ein Genüge leisten. Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen

30 (*) (Poet. d'Arist. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragedie peut réussir assez dans la premiere partie, c'est a dire, qu'elle peut exciter et purger la terreur et la compassion. Mais elle parvient rarement à la derniere, qui est pourtant la plus utile, elle purge peu les autres passions, ou comme elle roule ordinairement sur des intrigues d'amour, si elle en purgeoit
 35 quelqu'une, ce seroit celle-la seule, et par la il est aisé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen; aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich, aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen 5 kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders, als sehr gute Köpfe seyn; sie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß sie keine tragische Dichter sind; nur daß ihr 10 Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespear zum Shakespear macht. Diese sind selten mit den wesentlichen Forderungen des Aristoteles im Widerspruch: aber jene desto öfterer.] Denn nur weiter — 15

Zwey und achtzigstes Stück.

Den 12ten Februar, 1768.

4. Aristoteles sagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne alle sein Verschulden, in der Tragödie unglücklich werden lassen; denn so was sey gräßlich. — Ganz recht, sagt Corneille; „ein solcher Aus- 20
gang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden
„verursacht, als Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung
„also, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie seyn soll,
„würde, wenn sie nicht sehr fein behandelt wäre, diese ersticken, die
„doch eigentlich hervorgebracht werden sollte. Der Zuschauer würde 25
„mißvergnügt weggehen, weil sich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden
„vermischt, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit weg-
„nehmen können. Aber“ — kömmt Corneille hinten nach; denn mit
einem Aber muß er nachkommen, — „aber, wenn diese Ursache weg-
„fällt, wenn es der Dichter so eingerichtet, daß der Tugendhafte, 30
„welcher leidet, mehr Mitleid für sich, als Widerwillen gegen den

„erweckt, der ihn leiden läßt: alsdenn? — O alsdenn, sagt Corneille, „halte ich dafür, darf man sich gar kein Bedenken machen, auch den „tugendhaftesten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ (*) — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philosophen so in den

5 Tag hineinschwagen kann; wie man sich das Ansehen geben kann, ihn zu verstehen, indem man ihn Dinge sagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes, sagt Aristoteles, ist kein Stoff für das Trauerspiel; denn es ist gräßlich. Aus diesem Denn, aus dieser Ursache, macht Corneille ein In-

10 sofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragisch zu seyn aufhört. Aristoteles sagt: es ist durchaus gräßlich, und eben daher untragisch. Corneille aber sagt: es ist untragisch, insofern es gräßlich ist. Dieses Gräßliche findet Aristoteles in dieser Art des Unglückes selbst: Corneille aber setzt es in den Unwillen, den es gegen den Ur-

15 heber desselben verursacht. Er sieht nicht, oder will nicht sehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders ist, als dieser Unwille; daß wenn auch dieser ganz wegfällt, jenes doch noch in seinem vollen Maaße vorhanden seyn kann: genug, daß vors erste mit diesem Quid pro quo verschiedene von seinen Stücken gerechtfertiget scheinen, die er so

20 wenig wider die Regeln des Aristoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermessen genug ist, sich einzubilden, es habe dem Aristoteles bloß an dergleichen Stücken gefehlt, um seine Lehre darnach näher einzuschränken, und verschiedene Manieren daraus zu abstrahiren, wie dem ohngeachtet das Unglück des ganz rechtschaffenen Mannes ein

25 tragischer Gegenstand werden könne. En voici, sagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a sù prévoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples sur les théâtres de son tems. Und von wem sind diese Exempel? Von wem anders, als von ihm selbst? Und welches sind jene zwey oder drey Manieren? Wir wollen geschwind

30 sehen. — „Die erste, sagt er, ist, wenn ein sehr Tugendhafter durch „einen sehr Lasterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkömmt, „und so, daß der Lasterhafte sich selbst darinn verstricket, wie es in „der Rodogune und im Heraklius geschiehet, wo es ganz unerträglich „würde gewesen seyn, wenn in dem ersten Stücke Antiochus und Rodo-

35 (*) J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur la scene des hommes tres vertueux.

„gune, und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian um-
 „gekommen wären, Cleopatra und Phocas aber triumphiret hätten.
 „Das Unglück der erstern erweckt ein Mitleid, welches durch den Ab-
 „scheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht erstickt wird, weil
 „man beständig hofft, daß sich irgend ein glücklicher Zufall erängen 5
 „werde, der sie nicht unterliegen lasse.“ Das mag Corneille sonst
 jemanden weiß machen, daß Aristoteles diese Manier nicht gekannt
 habe! Er hat sie so wohl gekannt, daß er sie, wo nicht gänzlich ver-
 worfen, wenigstens mit ausdrücklichen Worten für angemessener der
 Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille 10
 dieses vergessen hatte? Aber so geht es allen, die im voraus ihre
 Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört diese
 Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr
 wird der Tugendhafte nicht unglücklich, sondern befindet sich nur auf
 dem Wege zum Unglücke; welches gar wohl mitleidige Besorgnisse für 15
 ihn erregen kann, ohne gräßlich zu seyn. — Nun, die zweyte Manier!
 „Auch kann es sich zutragen, sagt Corneille, daß ein sehr tugendhafter
 „Mann verfolgt wird, und auf Befehl eines andern umkömmt, der
 „nicht lasterhaft genug ist, unsern Unwillen allzusehr zu verdienen,
 „indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, 20
 „mehr Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix seinen Eidam
 „Polyeukt umkommen läßt, so ist es nicht aus wüthendem Eifer gegen
 „die Christen, der ihn uns verabscheuungswürdig machen würde, sondern
 „blos aus kriechender Furchtsamkeit, die sich nicht getrauet, ihn in
 „Gegenwart des Severus zu retten, vor dessen Hass und Rache er 25
 „in Sorgen stehet. Man fasset also wohl einigen Unwillen gegen ihn,
 „und mißbilliget sein Verfahren; doch überwiegt dieser Unwille nicht
 „das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und verhindert
 „auch nicht, daß ihn seine wunderbare Befehung, zum Schlusse des
 „Stücks, nicht völlig wieder mit den Zuhörern ausöhnen sollte.“ 30
 Tragische Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten, und selbst
 in Athen gegeben. Warum sollte es also dem Aristoteles an einem
 Stücke, von ähnlicher Einrichtung, gefehlt haben, um daraus eben so
 erleuchtet zu werden, als Corneille? Possen! Die furchtsamen,
 schwanken, unentschlossenen Charaktere, wie Felix, sind in dergleichen 35
 Stücken ein Fehler mehr, und machen sie noch oben darein ihrer Seits

- kalt und eckel, ohne sie auf der andern Seite im geringsten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie gesagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den sie erwecken: ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trifft; das ſie einmal ſo unverſchuldet
- 5 trifft als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn; mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne alle ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht, als möglich:
- 10 und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielen vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeuget haben ſollte, daß er eben ſo unrichtig als gottesläſterlich iſt? — Das nehmliche würde ſicherlich auch gegen die dritte Manier gelten; wenn ſie Corneille nicht ſelbſt näher anzugeben, vergeſſen hätte.
- 15 5. Auch gegen das, was Ariſtoteles von der Unſchicklichkeit eines ganz Laſterhaften zum tragischen Helden ſagt, als deſſen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille ſeine Läuterungen bey. Mitleid zwar, geſteht er zu, könne er nicht erregen; aber Furcht allerdings. Denn ob ſich ſchon keiner von den Zuſchauern
- 20 der Laſter deſſelben fähig glaube, und ſolglich auch deſſelben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: ſo könne doch ein jeder irgend eine jenen Laſtern ähnliche Unvollkommenheit bey ſich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen deſſelben, gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn lernen. Doch
- 25 dieſes gründet ſich auf den falſchen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften hatte, und widerſpricht ſich ſelbſt. Denn ich habe ſchon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich iſt, und daß der Böſewicht, wenn es möglich wäre,
- 30 daß er unſere Furcht erregen könne, auch nothwendig unſer Mitleid erregen müßte. Da er aber dieſes, wie Corneille ſelbſt zugeſteht, nicht kann, ſo kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeſchickt, die Abſicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Ariſtoteles hält ihn hierzu noch für ungeſchickter, als den ganz tugendhaften Mann; denn
- 35 er will ausdrücklich, Falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher beſſer als ſchlimmer wählen

solle. Die Ursache ist klar: ein Mensch kann sehr gut¹ seyn, und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu seyn, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Was Du Bos (*) 5 von dem Gebrauche der lasterhaften Personen in der Tragödie sagt, ist das nicht, was Corneille will. Du Bos will sie nur zu den Nebenrollen erlauben; bloß zu Werkzeugen, die Hauptpersonen weniger schuldig zu machen; bloß zur Absteckung. Corneille aber will das vornehmste Interesse auf sie beruhen lassen, so wie in der Rodogune: 10 und das ist es eigentlich, was mit der Absicht der Tragödie streitet, und nicht jenes. Du Bos merket dabey auch sehr richtig an, daß das Unglück dieser subalternen Bösewichter keinen Eindruck auf uns mache. Raam, sagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerket. Aber also sollte sich der Dichter, auch schon deswegen, ihrer 15 so viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Absicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn sie bloße Hülfsmittel sind, durch die sie der Dichter desto besser mit andern Personen zu erreichen sucht: so ist es unstreitig, daß das Stück noch besser seyn würde, wenn es die nehmliche Wirkung ohne sie hätte. Je simpler eine Maschine 20 ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie.

Drey und achtzigstes Stück.

Den 16ten Februar, 1768.

6. Und endlich, die Mißdeutung der ersten und wesentlichsten 25 Eigenschaft, welche Aristoteles für die Sitten der tragischen Personen fodert! Sie sollen gut seyn, die Sitten. — Gut? sagt Corneille. „Wenn gut hier so viel als tugendhaft heißen soll: so wird es mit den meisten alten und neuen Tragödien übel aussehen, in welchen

(*) Reflexions cr. T. I. Sect. XV.

¹ sehr sehr gut [1768]

schlechte und lasterhafte, wenigstens mit einer Schwachheit, die nächst der Tugend so recht nicht bestehen kann, behaftete Personen genug vorkommen.“ Besonders ist ihm für seine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Aristoteles fodert, will er also durchaus für keine moralische Güte gelten lassen; es muß eine andere Art von Güte seyn, die sich mit dem moralisch Bösen eben so wohl verträgt, als mit dem moralisch Guten. Gleichwohl meint Aristoteles schlechterdings eine moralische Güte: nur daß ihm tugendhafte Personen, und Personen, welche in gewissen Umständen tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerley sind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falsche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proöresis ist, durch welche allein, nach unserm Weltweisen, freye Handlungen zu guten oder bösen Sitten werden, hat er gar nicht verstanden. Ich kann mich igt nicht in einen weitläufigen Beweis einlassen; er läßt sich nur durch den Zusammenhang, durch die syllogistische Folge aller Ideen des griechischen Kunsttrichters, einleuchtend genug führen. Ich spare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bey dieser ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille, bey Verfehlung des richtigen Weges, ergriffen. Dieser Ausweg lief dahin: daß Aristoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder strafbaren Neigung verstehe, so wie sie der eingeführten Person entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr schicklich beygeleget werden könne: le caractere brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune, sagt er, ist äusserst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheue, wenn er sie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie allem in der Welt vorzieht; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammet, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß. Eben dieses getraue ich mir von dem Lügner zu sagen. Das Lügen ist unstreitig eine lasterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt seine Lügen mit einer solchen Gegenwart des Geistes, mit so vieler Lebhaftigkeit vor, daß diese Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt, und die Zuschauer gestehen müssen, daß

„die Gabe so zu lügen ein Laster sey, dessen kein Dummkopf fähig
 „ist.“ — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht
 haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es ist um alle
 Wahrheit, um alle Täuschung, um allen sittlichen Nutzen der Tragödie
 gethan! Denn die Tugend, die immer bescheiden und einfältig ist, 5
 wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantisch: das
 Laster aber, mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir
 mögen es aus einem Gesichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen.
 Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laster ab-
 schrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit desselben verbirgt! 10
 Die Folgen sind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß sie eben so
 oft glücklich als unglücklich fallen. Dieses bezieht sich auf die Reinigung
 der Leidenschaften, wie sie Corneille sich dachte. Wie ich mir sie vor-
 stelle, wie sie Aristoteles gelehrt hat, ist sie vollends nicht mit jenem
 trügerischen Glanze zu verbinden. Die falsche Folie, die so dem Laster 15
 untergelegt wird, macht daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine
 sind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben sollte. —
 Zwar hat schon Dacier dieser Erklärung widersprochen, aber aus un-
 triftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit
 dem Pater Le Bossu dafür annimmt, nicht eben so nachtheilig ist, 20
 wenigstens den poetischen Vollkommenheiten des Stückes eben so nach-
 theilig werden kann. Er meint nehmlich, „die Sitten sollen gut seyn,“
 heiße nichts mehr als, sie sollen gut ausgedrückt seyn, qu’elles soient
 bien marquées. Das ist allerdings eine Regel, die, richtig verstanden,
 an ihrer Stelle, aller Aufmerksamkeit des dramatischen Dichters würdig 25
 ist. Aber wenn es die französischen Muster nur nicht bewiesen, daß
 man „gut ausdrücken“ für stark ausdrücken genommen hätte. Man
 hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck gesetzt, bis
 aus charakterisirten Personen, personifirte Charaktere; aus lasterhaften
 oder tugendhaften Menschen, hagere Gerippe von Lastern und Tugenden 30
 geworden sind. —

Hier will ich diese Materie abbrechen. Wer ihr gewachsen ist,
 mag die Anwendung auf unsern Richard, selbst machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche
 ich wohl nichts zu sagen. Auf welchem Theater wird er nicht gespielt, 35
 und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen? Krüger hat indeß das

wenigste Verdienst darum; denn er ist ganz aus einer Erzählung in den Bremischen Beiträgen genommen. Die vielen guten satyrischen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, so wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügerern gehört nichts, als die dramatische Form. Doch
 5 hat wirklich unsere Bühne an Krügerern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komischen, wie seine Candidaten beweisen. Wo er aber rührend und edel seyn will, ist er frostig und affectirt. Hr. Löwen hat seine Schriften gesammelt, unter welchen man jedoch die Geistlichen auf dem Lande vermißt. Dieses war der erste dramatische
 10 Versuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloster in Berlin studierte.

Den neun und vierzigsten Abend, (Donnerstags, den 23sten Julius) ward das Lustspiel des Hrn. von Voltaire, die Frau die Recht hat, gespielt, und zum Beschlusse des L'Affichard Ist er von
 15 Familie? (*) wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, ist eines von den Stücken, welche der Hr. von Voltaire für sein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es ist schon 1758 zu Carouge gespielt worden: aber noch nicht zu Paris; so viel ich weiß. Nicht als ob sie da, seit
 20 der Zeit, keine schlechtern Stücke gespielt hätten: denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl gesorgt. Sondern weil — ich weiß selbst nicht. Denn ich wenigstens möchte doch noch lieber einen großen Mann in seinem Schlafrocke und seiner Nachtmütze, als einen Stümper in seinem Feyerkleide sehen.

25 Charaktere und Interesse hat das Stück nicht; aber verschiedne Situationen, die komisch genug sind. Zwar ist auch das Komische aus dem allergemeinsten Fache, da es sich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverständnisse gründet. Doch die Lacher sind nicht eckel; am wenigsten würden es unsre deutschen Lacher seyn, wenn ihnen das fremde¹ der Sitten und die elende Uebersetzung
 30 das mot pour rire nur nicht meistens so unverständlich machte.

Den funfzigsten Abend (Freytags den 24ten Julius) ward Gressets Sidney wiederholt. Den Beschluß machte, der sehende Blinde.

(*) S. den 17ten Abend Seite 131.²)

¹ das reinbe [verbrucht 1768]

² [Bd. IX. S. 253 in dieser Ausgabe]

Dieses kleine Stück ist vom Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles, einem alten Stücke des de Brosse abgeborgt. Ein Officier, schon etwas bey Jahren, will eine junge Wittve heyrathen, in die er verliebt ist, als er Ordre bekommt, sich zur Armee zu verfügen. Er verläßt seine Versprochene, mit den wechselseitigen Versicherungen der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Raum aber ist er weg, so nimmt die Wittve die Aufwartungen des Sohnes von diesem Officiere an. Die Tochter desselben macht sich gleichergestalt die Abwesenheit ihres Vaters zu Nutze, und nimmt einen jungen Menschen, den sie liebt, im Hause auf. Diese doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um sich selbst davon zu überzeugen, ihnen schreiben läßt, daß er sein Gesicht verlohren habe. Die List gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, sieht er alles, was in seinem Hause vorgeht. Die Entwicklung läßt sich errathen; da der Officier an der Unbeständigkeit der Wittve nicht länger zweifeln kann, so erlaubt er seinem Sohne, sie zu heyrathen, und der Tochter giebt er die nehmliche Erlaubniß, sich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen zwischen der Wittve und dem Sohn des Officiers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komisches; die Wittve versichert, daß ihr der Zufall des Officiers sehr nahe gehe, daß sie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt sie seinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm sonst ihre Zärtlichkeit durch Gebährden. Das ist der Inhalt des alten Stückes vom de Brosse, (*) und ist auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in diesem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben ist, um jene fünf Akte desto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater ist ein Onkel geworden, und was sonst dergleichen kleine Veränderungen mehr sind. Es mag endlich entstanden seyn wie es will; gnug, es gefällt sehr. Die Uebersetzung ist in Versen, und vielleicht eine von den besten die wir haben; sie ist wenigstens sehr fließend, und hat viele drollige Zeilen.

(*) Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Vier und achtzigstes Stück.

Den 19ten Februar, 1767.

Den ein und funfzigsten Abend (Montags, den 27. Julius,) ward der Hausvater des Hrn. Diderot aufgeführt.

5 Da dieses vortreffliche Stück, welches den Franzosen nur so so gefällt, — wenigstens hat es mit Müß und Noth kaum ein oder zweymal auf dem Pariser Theater erscheinen dürfen, — sich, allem Ansehen nach, lange, sehr lange, und warum nicht immer? auf unsern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können gespielt
10 werden: so hoffe ich, Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich sowohl über das Stück selbst, als über das ganze dramatische System des Verfassers, von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hohle recht weit aus. — Nicht erst mit dem natürlichen Sohne, in den beygefüigten Unterredungen, welche zusammen im Jahre
15 1757 herauskamen, hat Diderot sein Mißvergnügen mit dem Theater seiner Nation geäußert. Bereits verschiedene Jahre vorher ließ er es sich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen sich seine Landsleute täuschen, und Europa sich von ihnen täuschen lassen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man
20 freylich dergleichen Dinge nicht sucht; in einem Buche, in welchem der perfidirende Ton so herrschet, daß den meisten Lesern auch das, was guter gesunder Verstand darinn ist, nichts als Possen und Höhneren zu seyn scheinet. Ohne Zweifel hatte Diderot seine Ursachen, warum er mit seiner Herzensmeinung lieber erst in einem solchen Buche hervor-
25 kommen wollte: ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will.

Dieses Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es igt durchaus nicht geschrieben haben. Daran thut Diderot auch sehr wohl; aber doch hat er es geschrieben, und muß es geschrieben haben,
30 wenn er nicht ein Plagiarius seyn will. Auch ist es gewiß, daß nur ein solcher junger Mann dieses Buch schreiben konnte, der sich einmal schämen würde, es geschrieben zu haben.

Es ist eben so gut, wenn die wenigsten von meinen Lesern dieses Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter
35 bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dienet. —

Ein Kayser — was weiß ich, wo und welcher? — hatte mit einem gewissen magischen Ringe gewisse Kleinode so viel häßliches Zeug schwanken lassen, daß seine Favoritinn durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geschlechte darüber brechen mögen; wenigstens¹ nahm sie sich auf die ersten vier- 5 zehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majestät und ein Paar wichtige Köpfe einzuschränken. Diese waren, Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann; und Riccaric, ein Mitglied der Kaiserlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum studiret hatte und ein großer Verehrer desselben war, doch ohne Pedant zu seyn. Mit diesen 10 unterhält sich die Favoritinn einsmals, und das Gespräch fällt auf den elenden Ton der akademischen Reden, über den sich niemand mehr ereifert als der Sultan selbst, weil es ihn verbrießt, sich nur immer auf Unkosten seines Vaters und seiner Vorfahren darinn loben zu hören, und er wohl voraussieht, daß die Akademie eben so auch seinen 15 Ruhm einmal dem Ruhme seiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beygefallen: und so spinnt sich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Lesern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr: antwortete Riccaric dem 20 „Selim. Die Akademie ist noch igt das Heiligthum des guten Geschmacks, und ihre schönsten Tage haben weder Weltweise noch Dichter „auf zu weisen, denen wir nicht andere aus unserer Zeit entgegen „setzen könnten. Unser Theater ward für das erste Theater in ganz „Afrika gehalten, und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk ist 25 „nicht der Tamerlan des Tugigraphen! Es verbindet das Pathetische „des Eurisope mit dem Erhabnen des Azophe. Es ist das klare „Alterthum!“

„Ich habe, sagte die Favoritinn, die erste Vorstellung des Tamerlans gesehen, und gleichfalls den Faden des Stücks sehr richtig ge- 30 „führet, den Dialog sehr zierlich, und das Anständige sehr wohl „beobachtet gefunden.“

„Welcher Unterschied, Madam, unterbrach sie Riccaric, zwischen „einem Verfasser wie Tugigraphen, der sich durch Lesung der Alten „genähret, und dem größten Theile unsrer Neuern!“ 35

¹ wenigsten [1768]

„Aber diese Neuern, sagte Selim, die Sie hier so wacker über
 „die Klinge springen lassen, sind doch bey weitem so verächtlich nicht,
 „als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein Genie, keine Erfin-
 „dung, kein Feuer, keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden
 5 „bey ihnen? Was bekümmere ich mich um Regeln, wenn man mir
 „nur Vergnügen macht? Es sind wahrlich nicht die Bemerkungen des
 „weisen Almudir und des gelehrten Abdalok, noch die Dichtkunst des
 „scharfsinnigen Jacardin, die ich alle nicht gelesen habe, welche es
 „machen, daß ich die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des
 10 „Ababoukre, und so vieler andren Saracenen bewundre! Giebt es
 „denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? Und
 „haben wir nicht eben die Augen, mit welchen diese sie studierten?“

„Die Natur, antwortete Ricarie, zeigt sich uns alle Augenblicke
 „in verschiednen Gestalten. Alle sind wahr, aber nicht alle sind gleich
 15 „schön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müssen wir aus
 „den Werken lernen, von welchen Sie eben nicht viel zu halten scheinen.
 „Es sind die gesammelten Erfahrungen, welche ihre Verfasser und
 „deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch so vortrefflicher
 „Kopf seyn, so erlangt man doch nur seine Einsichten eine nach der
 20 „andern; und ein einzelner Mensch schmeichelt sich vergebens, in dem
 „kurzen Raume seines Lebens, alles selbst zu bemerken, was in so
 „vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonst liesse sich be-
 „haupten, daß eine Wissenschaft ihren Ursprung, ihren Fortgang, und
 „ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiste zu verdanken haben könne;
 25 „welches doch wider alle Erfahrung ist.“

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget weiter nichts,
 „als daß die Neuern, welche sich alle die Schätze zu Nuze machen
 „können, die bis auf ihre Zeit gesammelt worden, reicher seyn müssen,
 „als die Alten: oder, wenn Ihnen diese Vergleichung nicht gefällt,
 30 „daß sie auf den Schultern dieser Kolossen, auf die sie gestiegen, noth-
 „wendig müssen weiter sehen können, als diese selbst. Was ist auch,
 „in der That, ihre Naturlehre, ihre Astronomie, ihre Schiffskunst,
 „ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unsern? Warum
 „sollten wir ihnen also in der Beredsamkeit und Poesie nicht eben so
 35 „wohl überlegen seyn?“

„Selim, versetzte die Sultane, der Unterschied ist groß, und

„Micaric kann Ihnen die Ursachen davon ein andermal erklären. Er mag Ihnen sagen, warum unsere Tragödien schlechter sind, als der Alten ihre: aber daß sie es sind, kann ich leicht selbst auf mich nehmen, Ihnen zu beweisen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben, fuhr sie fort, daß Sie die Alten nicht gelesen haben. Sie haben sich um zu viele schöne Kenntnisse beworben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt seyn sollte. Nun setzen Sie gewisse Ideen, die sich auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen nur deswegen anstößig sind, weil sich die Umstände geändert haben, bey Seite, und sagen Sie mir, ob ihr Stoff nicht immer edel, wohl gewählt und interessant ist? ob sich die Handlung nicht gleichsam von selbst einleitet? ob der simple Dialog dem Natürlichen nicht sehr nahe kömmt? ob die Entwicklungen im geringsten gezwungen sind? ob sich das Interesse wohl theilt, und die Handlung mit Episoden überladen ist? Versetzen Sie sich in Gedanken in die Insel Alindala; untersuchen Sie alles, was da vorgieng, hören Sie alles, was von dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verschlagne Forfanti ans Land stiegen, da gesagt ward; nähern Sie sich der Höhle des unglücklichen Polipfile; verlieren Sie kein Wort von seinen Klagen, und sagen Sie mir, ob das geringste vorkömmt, was Sie in der Täuschung stören könnte? Nennen Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nehmliche Prüfung aushalten, welches auf den nehmlichen Grad der Vollkommenheit Anspruch machen kann: und Sie sollen gewonnen haben.“

„Weyn Brama! rief der Sultan und gähnte; Madame hat uns da eine vortreffliche akademische Vorlesung gehalten!“

„Ich verstehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritinn fort, und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man sie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und rühret. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauspiels in der so genauen Nachahmung einer Handlung besteht, daß der ohne Unterbrechung betrogne Zuschauer bey der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn glaubt. Findet sich aber in den Tragödien, die Sie uns so rühmen, nur das geringste, was diesem ähnlich sähe?“

Fünf und achtzigstes Stück.

Den 23sten Februar, 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darinn loben? Er ist meistens so
 „vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder seyn würde, wenn wirk-
 5 „lich so viel Dinge in so kurzer Zeit geschehen wären. Der Unter-
 „gang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heyrath einer Prinzessin,
 „der Fall eines Prinzen, alles das geschieht so geschwind, wie man
 „eine Hand umwendet. Kömmt es auf eine Verschwörung an? im
 „ersten Akte wird sie entworfen; im zweyten ist sie beyammen; im
 10 „dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hindernisse gehoben,
 „und die Verschwornen halten sich fertig; mit nächstem wird es einen
 „Aufstand setzen, wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer
 „fürmlichen Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, inte-
 „ressant, warm, wahrscheinlich? Ihnen kann ich nun so etwas am
 15 „wenigsten vergeben, der Sie wissen, wie viel es oft kostet, die aller-
 „elendeste Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel Zeit bey der
 „kleinsten politischen Angelegenheit auf Einleitungen, auf Besprechungen
 „und Berathschlagungen geht.“

„Es ist wahr, Madame, antwortete Selim, unsere Stücke sind
 20 „ein wenig überladen; aber das ist ein nothwendiges Uebel; ohne
 „Hülfe der Episoden würden wir uns vor Frost nicht zu lassen wissen.“

„Das ist: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geist
 „zu geben, muß man die Handlung weder so vorstellen, wie sie ist,
 „noch so, wie sie seyn sollte. Kann etwas lächerlicheres gedacht wer-
 25 „den? Schwerlich wohl; es wäre denn etwa dieses, daß man die
 „Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate spielen läßt, während
 „daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert seyn sollen, der auf
 „dem Punkte ist, seine Geliebte, seinen Thron und sein Leben zu
 „verlieren.“

30 „Madame, sagte Mongogul, Sie haben vollkommen Recht;
 „traurige Arien müßte man indeß spielen, und ich will Ihnen gleich
 „einige bestellen gehen. Hiermit stand er auf, und gieng heraus,
 „und Selim, Riccarie und die Favoritinn setzten die Unterredung
 „unter sich fort.“

35 „Wenigstens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie nicht

„leugnen, daß, wenn die Episoden uns aus der Täuschung heraus
 „bringen, der Dialog uns wieder herein setzt. Ich wüßte nicht, wer
 „das besser verstünde, als unsere tragische Dichter.“

„Nun so versteht es durchaus niemand, antwortete Mirzoga.
 „Das Gesuchte, das Witzige, das Spielende, das darinn herrscht, ist 5
 „tausend und tausend Meilen von der Natur entfernt. Umsonst sucht
 „sich der Verfasser zu verstecken; er entgeht meinen Augen nicht, und
 „ich erblicke ihn unaufhörlich hinter seinen Personen. Cinna, Sertorius,
 „Mazimus, Aemilia, sind alle Augenblicke das Sprachrohr des Cor=
 „neille. So spricht man bey unsern alten Saracenen nicht mit ein- 10
 „ander. Herr Ricaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen
 „daraus übersetzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die sich
 „durch den Mund derselben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern zu
 „den Neuern sagen: „Meine Herren, anstatt daß ihr euern Personen
 „bey aller Gelegenheit Witz gebt, so sucht sie doch lieber in Umstände 15
 „zu setzen, die ihnen welchen geben.“

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Verlaufe und
 „dem Dialoge unserer dramatischen Stücke gesagt hat, scheint es wohl
 „nicht, sagte Selim, daß Sie den Entwicklungen wird Gnade wieder=
 „fahren lassen.“ 20

„Nein, gewiß nicht, versetzte die Favoritinn: es giebt hundert
 „schlechte für eine gute. Die eine ist nicht vorbereitet; die andere er=
 „äugnet sich durch ein Wunder. Weis der Verfasser nicht, was er
 „mit einer Person, die er von Scene zu Scene ganze fünf Akte durch=
 „geschleppt hat, anfangen soll: geschwind fertiget er sie mit einem 25
 „guten Dolchstoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen, und ich,
 „ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wohl jemals so
 „gesprochen, wie wir declamiren? Pflegen die Prinzen und Könige
 „wohl anders zu gehen, als sonst ein Mensch, der gut geht? Ge=
 „sticuliren sie wohl jemals, wie Besessene und Rasende? Und wenn 30
 „Prinzessinnen sprechen, sprechen sie wohl in so einem heulenden Tone?
 „Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu einem hohen
 „Grade der Vollkommenheit gebracht haben: und ich, meines Theils,
 „halte es fast für erwiesen, daß von allen Gattungen der Litteratur,
 „auf die sich die Afrikaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, 35
 „gerade diese die unvollkommenste geblieben ist.“

„Eben hier war die Favoritinn mit ihrem Ausfalle gegen unsere
 „theatralische Werke, als Mongogul wieder herein kam. Madame,
 „sagte er, Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie fort=
 „fahren. Sie sehen, ich verstehe mich darauf, eine Dichtkunst abzu=
 5 „kürzen, wenn ich sie zu lang finde.“

Lassen Sie uns, fuhr die Favoritinn fort, einmal annehmen,
 „es käme einer ganz frisch aus Angote, der in seinem Leben von
 „keinem Schauspieler etwas gehört hätte; dem es aber weder an Ver=
 „stande noch an Welt fehle; der ungefehr wisse, was an einem Hofe
 10 „vorgehe; der mit den Anschlägen der Höflinge, mit der Eifersucht
 „der Minister, mit den Hegeren der Weiber nicht ganz unbekannt
 „wäre, und zu dem ich im Vertrauen sagte: „Mein Freund, es äußern
 „sich in dem Seraglio schreckliche Bewegungen. Der Fürst, der mit
 „seinem Sohne mißvergüht ist, weil er ihn im Verdacht hat, daß
 15 „er die Manimonbande liebt, ist ein Mann, den ich für fähig halte,
 „an beiden die grausamste Rache zu üben. Diese Sache muß, allem
 „Ansehen nach, sehr traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, so
 „will ich machen, daß Sie von allem, was vorgeht, Zeuge seyn können.“
 „Er nimmt mein Anerbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitter=
 20 „werk vermachte Loge, aus der er das Theater sieht, welches er für
 „den Ballast des Sultans hält. Glauben Sie wohl, daß Troß alles
 „Ernstes, in dem ich mich zu erhalten bemühte, die Täuschung dieses
 „Fremden einen Augenblick dauern könnte? Müssen Sie nicht viel=
 „mehr gestehen, daß er, bey dem steifen Gange der Akteurs, bey ihrer
 25 „wunderlichen Tracht, bey ihren ausschweifenden Gebärden, bey dem
 „seltsamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemessenen Sprache, bey
 „tausend andern Ungereimtheiten, die ihm auffallen würden, gleich in
 „der ersten Scene mir ins Gesicht lachen und gerade heraus sagen
 „würde, daß ich ihn entweder zum besten haben wollte, oder daß der
 30 „Fürst mit sammt seinem Hofe nicht wohl bey Sinnen seyn müßten.“

„Ich bekenne, sagte Selim, daß mich dieser angenommene Fall
 „verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken geben,
 „daß wir in das Schauspiel gehen, mit der Ueberzeugung, der Nach=
 „ahmung einer Handlung, nicht aber der Handlung selbst, bezuwohnen.“
 35 „Und sollte denn diese Ueberzeugung verwehren, erwiderte Mir=
 „303a, die Handlung auf die allernatürlichste Art vorzustellen?“ —

Hier kömmt das Gespräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns also wieder, zu sehen, was wir gelesen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle diese Wahrheiten waren damals in den Wind gesagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem französischen Publico, als bis sie mit allem didaktischen Ernste wiederholt, und mit Proben begleitet wurden, in welchen sich der Verfasser von einigen der gerügten Mängel zu entfernen, und den Weg der Natur und Täuschung besser einzuschlagen, bemüht hatte. Nun weckte der Meid die Critik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater seiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht sahe, auf dem wir es durchaus glauben sollen; warum er so viel Fehler in den gepriesenen Meisterstücken desselben fand: bloß und allein, um seinen Stücken Platz zu schaffen. Er mußte die Methode seiner Vorgänger verschrien haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nehmlichen Methode, er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan seyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Mensch andern als seinen kaufe. Und so fielen die Palissots über seine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch, in seinem natürlichen Sohne, manche Blöße gegeben. Dieser erste Versuch ist bey weiten das nicht, was der Hausvater ist. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantische in diesen Charakteren selbst, ein steifer kostbarer Dialog, ein pedantisches Geklinge von neumodisch philosophischen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Besonders zog die feyerliche Theresia (oder Constantia, wie sie in dem Originale heißt,) die so philosophisch selbst auf die Freyerey geht, die mit einem Manne, der sie nicht mag, so weise von tugendhaften Kindern spricht, die sie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht leugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beygefügtten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darinn annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verschiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darinn vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfasser nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die sie in dem blendenden Vortrage zu haben schienen.

Sechs und achtzigstes Stück.

Den 26sten Februar, 1768.

3. E. Diderot behauptete, (*) daß es in der menschlichen Natur aufs höchste nur ein Duzend wirklich komische Charaktere gäbe, die
 5 großer Züge fähig wären; und daß die kleinen Verschiedenheiten unter den menschlichen Charakteren nicht so glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermischten Charaktere. Er schlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände auf die Bühne zu bringen; und wollte die Bearbeitung dieser, zu dem besondern Geschäfte der
 10 ernsthaften Komödie machen. „Bisher, sagt er, ist in der Komödie „der Charakter das Hauptwerk gewesen; und der Stand war nur „etwas Zufälliges: nun aber muß der Stand das Hauptwerk, und „der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man „die ganze Intrigue: man suchte durchgängig die Umstände, in welchen
 15 „er sich am besten äußert, und verband diese Umstände unter einander. „Künftig muß der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die „Unbequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werks dienen. Diese „Quelle scheint mir weit ergiebiger, von weit größerem Umfange, von „weit größerem Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der
 20 „Charakter nur ein wenig übertrieben, so konnte der Zuschauer zu „sich selbst sagen: das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich „leugnen, daß der Stand, den man spielt, sein Stand ist; seine „Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, „nothwendig auf sich anwenden.“

25 Was Palissot hierwider erinnert, (**) ist nicht ohne Grund. Er leugnet es, daß die Natur so arm an ursprünglichen Charakteren sey, daß sie die komischen Dichter bereits sollten erschöpft haben. Moliere sah noch genug neue Charaktere vor sich, und glaubte kaum den allerkleinsten Theil von denen behandelt zu haben, die er be-
 30 handeln könne. Die Stelle, in welcher er verschiedne derselben in der Geschwindigkeit entwirft, ist so merkwürdig als lehrreich, indem sie vermuthen läßt, daß der Misanthrop schwerlich sein Non plus

(*) S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321. 22. d. Ueberf.

35 (***) Petites Lettres sur de grands Philosophes Lettr. II.

ultra in dem hohen Komischen dürfte geblieben seyn, wann er länger gelebt hätte. (*) Palissot selbst ist nicht unglücklich, einige neue Charaktere von seiner eignen Bemerkung beyzufügen: den dummen Mäcen, mit seinen kriechenden Klienten; den Mann, an seiner unrechten Stelle; den Arglistigen, dessen ausgekünstelte Anschläge immer gegen die Einkalt eines treuherzigen Biedermanns scheitern; den Scheinphilosophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit gesellschaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode sey. — Das sind wahrlich nicht gemeine Ausichten, die sich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. 10 Da ist noch Erndte genug für die wenigen Schnitter, die sich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, sagt Palissot, der komischen Charaktere wirklich so wenige, und diese wenigen wirklich alle schon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieser Verlegenheit abhelfen? Man wähle 15 einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn,

(*) (Impromptu de Versailles Sc. 3.) Ehl mon pauvre Marquis, nous lui (à Moliere) fournirons toujours assez de matiere, et nous ne prenons guères le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuisé dans ses Comedies tous 20 les ridicules des hommes, et sans sortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractères de gens, ou il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde, et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges 25 qu'ils donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtisans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encensent dans la prospérité, et vous accablent dans la disgrâce? N'a-t-il pas ceux qui sont toujours mécontents de la Cour, ces suivans inutiles, ces incom- 30 modes assidus, ces gens, dis-je, qui pour services ne peuvent compter que des importunités, et qui veulent, qu'on les recompense d'avoir obsédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promettent leurs civilités à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes pro- 35 testations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Moliere aura toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste.

¹ Sc. 2. [1768]

dem Richter, nicht einen Charakter geben müssen? Wird er nicht traurig oder lustig, ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch seyn müssen? Wird es nicht blos dieser Charakter seyn, der ihn aus der Klasse metaphysischer Abstrakte heraushebt, und eine wirkliche
 5 Person aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige seyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freylich muß die Person, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen
 10 moralischen Charakter haben; aber ich will, daß es ein solcher seyn soll, der mit den Pflichten und Verhältnissen des Standes nicht streitet, sondern aufs beste harmoniret. Also, wenn diese Person ein Richter ist, so steht es mir nicht frey, ob ich ihn ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch machen will: er muß nothwendig ernsthaft und
 15 leutselig seyn, und jedesmal es in dem Grade seyn, den das vorhabende Geschäfte erfordert.

Dieses, sage ich, könnte Diderot antworten: aber zugleich hätte er sich einer andern Klippe genähert; nehmlich der Klippe der vollkommnen Charaktere. Die Personen seiner Stände würden nie etwas
 20 anders thun, als was sie nach Pflicht und Gewissen thun müßten; sie würden handeln, völlig wie es im Buche steht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorstellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug seyn, daß es sich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung
 25 dafür fest zu setzen, und für diese eine eigene Dichtkunst zu schreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere scheint mir Diderot überhaupt nicht genug erkundiget zu haben. In seinen Stücken steuert er ziemlich gerade darauf los: und in seinen kritischen Seearten findet sich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden sich Dinge
 30 darinn, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere sich nur, was er, bey Gelegenheit des Contrasts unter den Charakteren, von den Brüdern des Terenz sagt. (*) „Die zwey contrastirten Väter „darinn sind mit so gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem feinsten „Kunstrichter Troß bieten kann, die Hauptperson zu nennen; ob es
 35 „Micio oder ob es Demea seyn soll? Fällt er sein Urtheil vor dem

(*) In der dr. Dichtkunst hinter dem Hausvater S. 258. d. Uebers.

„letzten Auftritte, so dürfte er leicht mit Erstaunen wahrnehmen, daß
 „der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch, für einen verständigen
 „Mann gehalten hat, nichts als ein Narr ist, und daß der, den er
 „für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verständige Mann
 „seyn könnte. Man sollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieses 5
 „Drama fast sagen, der Verfasser sey durch den beschwerlichen Con-
 „traft gezwungen worden, seinen Zweck fahren zu lassen, und das
 „ganze Interesse des Stücks umzukehren. Was ist aber daraus ge-
 „worden? Dieses, daß man gar nicht mehr weiß, für wen man sich
 „interessiren soll. Vom Anfange her ist man für den Micio gegen 10
 „den Demea gewesen, und am Ende ist man für keinen von beiden.
 „Beynahe sollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel
 „zwischen diesen zwey Personen hielte, und zeigte, worinn sie beide
 „fehlten.“

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn sehr, diesen dritten Vater; es 15
 sey in dem nehmlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt
 nicht zu wissen, wie ein Vater seyn soll? Auf dem rechten Wege
 dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den
 Abwegen zu beiden Seiten gewarnet zu werden.

Diderot hat Recht: es ist besser, wenn die Charaktere bloß ver- 20
 schieden, als wenn sie contrastirt sind. Contrastirte Charaktere sind
 minder natürlich und vermehren den romantischen Anstrich, an dem
 es den dramatischen Begebenheiten so schon selten fehlt. Für eine
 Gesellschaft, im gemeinen Leben, wo sich der Contrast der Charaktere
 so abstechend zeigt, als ihn der komische Dichter verlangt, werden sich 25
 immer tausend finden, wo sie weiter nichts als verschieden sind. Sehr
 richtig! Aber ist ein Charakter, der sich immer genau in dem graden
 Gleise hält, das ihm Vernunft und Tugend vorschreiben, nicht eine
 noch seltenere Erscheinung? Von zwanzig Gesellschaften im gemeinen
 Leben, werden eher zehn seyn, in welchen man Väter findet, die bey 30
 Erziehung ihrer Kinder völlig entgegen gesetzte Wege einschlagen, als
 eine, die den wahren Vater aufweisen könnte. Und dieser wahre
 Vater ist noch dazu immer der nehmliche, ist nur ein einziger, da
 der Abweichungen von ihm unendlich sind. Folglich werden die Stücke,
 die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes vor sich 35
 unnatürlicher, sondern auch unter einander einförmiger seyn, als es

die seyn können, welche Väter von verschiedenen Grundfäzen einführen. Auch ist es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Gesellschaften bloß verschieden scheinen, sich von selbst contrastiren, sobald ein streitendes Interesse sie in Bewegung setzt. Da es ist natürlich, daß sie sich
 5 sodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu scheinen, als sie wirklich sind. Der Lebhaftige wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau sich zu betragen scheint: und der Laue wird kalt wie Eis, um jenem so viel Uebereilungen begehen zu lassen, als ihm nur immer nützlich seyn können.

10 **Sieben und achtzig und acht und achtzigstes Stück.**

Den 4ten Merz, 1768.

Und so sind andere Anmerkungen des Palissot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falsch. Er sieht den Ring, in den er mit seiner Lanze stoßen will, scharf genug; aber in der Hitze des
 15 Ansprengens, verrückt die Lanze, und er stößt den Ring gerade vorbei.

So sagt er über den natürlichen Sohn unter andern:
 „Welch ein seltsamer Titel! der natürliche Sohn! Warum heißt das
 „Stück so? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? Was
 „für einen Vorfall veranlaßt sie? Zu welcher Situation giebt sie
 20 „Gelegenheit? Welche Lücke füllt sie auch nur? Was kann also die
 „Absicht des Verfassers dabey gewesen seyn? Ein Paar Betrachtungen
 „über das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen?
 „Welcher vernünftige Mensch weiß denn nicht von selbst, wie unge-
 „recht ein solches Vorurtheil ist?“

25 Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieser Umstand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihm würde es weit unwahrscheinlicher gewesen seyn, daß Dorval seine Schwester nicht kenne, und seine Schwester von keinem Bruder weiß; es stand mir frey, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von
 30 noch einem geringern Umstande entlehnen können. — Wenn Diderot dieses antwortete, sag ich, wäre Palissot nicht ungefehrt widerlegt? Gleichwohl ist der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz

andern Einwurfe bloß gestellet, mit welchem Palissot dem Dichter weit schärfer hätte zusehen können. Diesem nehmlich: daß der Umstand der unehelichen Geburt, und der daraus erfolgten Verlassenheit und Absonderung, in welcher sich Dorval von allen Menschen so viele Jahre hindurch sahe, ein viel zu eigenthümlicher und besonderer Umstand ist, 5 gleichwohl auf die Bildung seines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieser diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eignen Lehre des Diderot ein komischer Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausschweifung über diese Lehre: und welchem Reize von der Art brauchte ich in 10 einer solchen Schrift zu widerstehen?

„Die komische Gattung, sagt Diderot, (*) hat Arten, und die tragische hat Individua. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie ist der und der Mensch: es ist Regulus, oder Brutus, oder Cato, und sonst kein anderer. Die vornehmste Person einer 15 Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Menschen vorstellen. Gäbe man ihr von ohngefähr eine so eigene Physiognomie, daß ihr nur ein einziges Individuum ähnlich wäre, so würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz scheint mir einmal in diesen Fehler gefallen zu seyn. Sein *Heavtontimorumenos* 20 ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämet, zu welchem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der sich deswegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang fliehet, sein Gefinde abschafft, und das Feld mit eigenen Händen bauet. Man kann gar 25 wohl sagen, daß es so einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen Jahrhunderte Ein Beyspiel einer so seltsamen Betrübniß aufzuweisen haben.“

Zuerst von der Instanz des *Heavtontimorumenos*. Wenn dieser Charakter wirklich zu tadeln ist: so trifft der Tadel nicht sowohl den 30 Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer desselben, der ihn, allem Ansehen nach, in seinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle spielen lassen, als er in der Copie des Terenz spielt, in der sich seine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wohl sehr

(*) Unterred. S. 292. b. Uebers.

einziehen müssen. (*) Aber daß er von Menandern herrührt, dieses allein schon hätte, mich wenigstens, abgeschreckt, den Terenz desfalls zu verdammen. Das *ὁ Μενανδρε και βιε, ποτερος ἀρ' ὁμων ποτερον ἐμμησατο*; ist zwar frostiger, als wichtig gesagt: doch würde

5 (*) Falls nehmlich die 6te Zeile des Prologs

Duplex quae ex argumento facta est simplici,
 von dem Dichter wirklich so geschrieben, und nicht anders zu verstehen ist, als die Dacier und nach ihr der neue englisch. Uebersetzer des Terenz, Colman, sie erklären. Terence only meant to say, that he had doubled the characters; instead
 10 of one old man, one young gallant, one mistress, as in Menander, he had two old men etc. He therefore adds very properly: *novam esse ostendi*, — which certainly could not have been implied, had the characters been the same in the Greek poet. Auch schon Adrian Barlandus, ja selbst die alte Glossa interlinealis des Ascensius, hatte das duplex nicht anders verstanden:
 15 *propter senes et juvenes* sagt diese; und jener schreibt, nam in hac latina *senes duo, adolescentes item duo sunt*. Und dennoch will mir diese Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einsehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Personen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben soll, wieder wegnimmt. Mir ist es unbegreiflich, wie
 20 Menander diesen Stoff, ohne den Chremes und ohne den Clitipho, habe behandeln können; beide sind so genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung noch Auflösung ohne sie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche sich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat, und die vom Faerne angenommen worden, ist
 25 ganz unschicklich. In dieser Verlegenheit haben die Critici bald das duplex bald das simplici in der Zeile zu verändern gesucht, wozu sie die Handschriften gewissermaßen berechtigten. Einige haben gelesen:

Duplex quae ex argumento facta est duplici.

Andere:

30 Simplex quae ex argumento facta est duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieset:

Simplex quae ex argumento facta est simplici?

Und in allem Ernste: so möchte ich am liebsten lesen. Man sehe die Stelle im Zusammenhange, und überlege meine Gründe.

35 Ex integra Graeca integram comoediam

Hodie sum acturus Heavtontimorumenon:

Simplex quae ex argumento facta est simplici.

Es ist bekannt, was dem Terenz von seinen neidischen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

40 Multas contaminasse graecas, dum facit

Paucas latinas —

Er schmelzte nehmlich öfters zwey Stücke in eines, und machte aus zwey Griechischen

man es wohl überhaupt von einem Dichter gesagt haben, der Charaktere zu schildern im Stande wäre, wovon sich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhunderte ein einziges Beispiel zeigt? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein solcher

Komödien eine einzige Lateinische. So setzte er seine Andria aus der Andria und Perinthia des Menanders zusammen; seinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colas eben dieses Dichters; seine Brüder, aus den Brüdern des nehmlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieses Vorwurfs rechtfertiget er sich nun in dem Prologe des Hevrontimorumenos. Die Sache selbst gesteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm 10 gethan hätten.

— — — Id esse factum hic non negat
Neque se pigero, et deinde factum iri autumat.

Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi

Licere id facere, quod illi fecerunt, putat. 15

Ich habe es gethan, sagt er, und ich denke, daß ich es noch öfterer thun werde. Das bezog sich aber auf vorige Stücke, und nicht auf das Gegenwärtige, den Hevrontimorumenos. Denn dieser war nicht aus zwey griechischen Stücken, sondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das ist es, glaube ich, was er in der streitigen Zeile sagen will, so wie ich sie zu lesen vorschlage: 20

Simplex quae ex argumento facta est simplici.

So einfach, will Terenz sagen, als das Stück des Menanders ist, eben so einfach ist auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeschaltet; es ist, so lang es ist, aus dem griechischen Stücke genommen, und das griechische Stück ist ganz in meinem Lateinischen; ich gebe also 25

Ex integra Graeca integram Comoediam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Glossa gegeben fand, daß es so viel seyn sollte, als a nullo tacta, ist hier offenbar falsch, weil sie sich nur auf das erste integra, aber keinesweges auf das zweyte integram schicken würde. — Und so glaube ich, daß sich meine Vermuthung und Auslegung 30 wohl hören läßt! Nur wird man sich an die gleich folgende Zeile stoßen:

Novam esse ostendi, et quae esset —

Man wird sagen: wenn Terenz bekennet, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieses Bekennniß bewiesen zu haben vorgeben, daß sein Stück neu sey, novam esse? — 35 Doch diese Schwierigkeit kann ich sehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieser Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß sie schlechterdings die einzige wahre ist, ob sie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, so viel ich weiß, sie nur von weitem vermuthet hat. Ich sage nehmlich: die Worte,

Novam esse ostendi, et quae esset — 40

beziehen sich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen sagen lassen; sondern man muß darunter verstehen, apud Aediles; novus aber

Charakter entfallen seyn. Der fruchtbarste Kopf schreibt sich leer; und wenn die Einbildungskraft sich keiner wirklichen Gegenstände der Nachahmung mehr erinnern kann, so componirt sie deren selbst, welches denn freylich meistens Carraturen werden. Dazu will Diderot be-
5 merkt haben, daß schon Horaz, der einen so besonders zärtlichen Geschmack hatte, den Fehler, wovon die Rede ist, eingesehen, und im Vorbengehen, aber fast unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle soll die in der zweyten Satyre des ersten Buchs seyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Uebertreibung
10 „in die andere entgegengesetzte zu fallen pflegen. Fusidius, sagt er, „fürchtet für einen Verschwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was „er thut? Er leihet monatlich für fünf Procent, und macht sich im „voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, desto „mehr fodert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von
15 „gutem Hause sind, und ist in die Welt treten, dabey aber über „harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieser „Mensch wieder einen Aufwand mache, der seinen Einkünften ent- „spricht? Weit gefehlt! Er ist sein grausamster Feind, und der „Vater in der Komödie, der sich wegen der Entweichung seines Sohnes
20 „bestraft, kann sich nicht schlechter quälen: non se pejus cruciaverit.“
— Dieses schlechter, dieses pejus, will Diderot, soll hier einen

heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe geflossen, sondern bloß, was im Lateinischen noch nicht vorhanden gewesen. Daß mein Stück, will er sagen,
25 ein neues Stück sey, das ist, ein solches Stück, welches noch nie lateinisch erschienen, welches ich selbst aus dem Griechischen übersezt, das habe ich den Aebilen, die mir es abgekauft, bewiesen. Um mir hierinn ohne Bedenken bezufallen, darf man sich nur an den Streit erinnern, welchen er, wegen seines Ebnuchus, vor den Aebilen hatte. Diesen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechi-
schen überseztet Stück verkauft: aber sein Widersacher, Lavinius, wollte den Aebilen
30 überreden, daß er es nicht aus dem Griechischen, sondern aus zwey alten Stücken des Nāvius und Plautus genommen habe. Freylich hatte der Ebnuchus mit diesen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beschuldigung des Lavinius falsch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechischen Quelle geschöpft, aus welcher, ihm unwissend, schon Nāvius und Plautus vor ihm geschöpft hatten. Also, um
35 dergleichen Verleumdungen bey seinem Heavtontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aebilen das griechische Original vorgezeigt, und sie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aebilen konnten das leicht selbst von ihm gefodert haben. Und darauf geht das

Novam esse ostendi, et quae esset.

doppelten Sinn haben; einmal soll es auf den Fufidius, und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beyläufige Hiebe, meint er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann seyn, ohne sich auf die vorhabende Stelle anwenden zu lassen. Denn hier, dünkt mich, würde die beyläufige Anspielung dem Hauptverstande nachtheilig werden. Fufidius ist kein so großer Narr, wenn es mehr solche Narren giebt. Wenn sich der Vater des Terenz eben so abgeschmackt peinigte, wenn er eben so wenig Ursache hätte, sich zu peinigen, als Fufidius, so theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fufidius ist weniger seltsam und abgeschmackt. Nur alsdenn, wenn Fufidius ohne alle Ursache eben so hart und grausam gegen sich selbst ist, als der Vater des Terenz mit Ursache ist, wenn jener aus schmutzigem Geitze thut, was dieser aus Reu und Betrübniß that: nur alsdenn wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir diesen finden.

Und allerdings ist jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieses Vaters: die sich nicht selbst vergift, die peiniget sich selbst. Es ist wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre sich ein Beyspiel einer solchen Betrübniß finde: vielmehr handelt jede ungefehr eben so; nur mehr oder weniger, mit dieser oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er sahe daher in dem Betragen des Heavontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affekte hingerissen, thun, sondern auch bey kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben. (*) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quasi officii iudicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. s. w.

Menedemus aber, so heißt der Selbstpeiniger bey dem Terenz, hält sich nicht allein so hart aus Betrübniß; sondern, warum er sich

(*) Tusc. Quaest. lib. III. c. 27.

auch jeden geringen Aufwand verweigert, ist die Ursache und Absicht vornehmlich dieses: um desto mehr für den abwesenden Sohn zu sparen, und dem einmal ein desto gemächlicheres Leben zu versichern, den er igt gezwungen, ein so ungemächliches zu ergreifen. Was ist 5 hierinn, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltjame darinn bestehe, daß Menedemus selbst hackt, selbst gräbt, selbst ackert: so hat er wohl in der Eil mehr an unsere neuere, als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater iger Zeit, würde das freylich nicht so leicht thun: denn die wenigsten 10 würden es zu thun verstehen. Aber die wohlhabensten, vornehmsten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter, und schämten sich nicht, selbst Hand anzulegen.

Doch alles sey, vollkommen wie es Diderot sagt! Der Charakter des Selbstpeinigens sey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieser 15 ihm fast nur allein zukommenden Falte, zu einem komischen Charakter so ungeschickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher seyn, als der Charakter seines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukommt, als der Charakter dieses natürlichen 20 Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt, läßt er ihn von sich selbst „sagen, ward ich an einen Ort verschleibert, der die Grenze zwischen „Einöde und Gesellschaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, „mich nach den Banden umzusehen, die mich mit den Menschen ver- „knüpften, konnte ich kaum einige Trümmern davon erblicken. Dreyßig 25 „Jahre lang irrte ich unter ihnen einsam, unbekannt und verabsäumt „umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden, noch „irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die meinige gesucht „hätte.“ Daß ein natürliches Kind sich vergebens nach seinen Aeltern, vergebens nach Personen umsehen kann, mit welchen es die nähern 30 Bande des Bluts verknüpfen: das ist sehr begreiflich; das kann unter zehnen neunten begegnen. Aber daß es ganze dreyßig Jahre in der Welt herum irren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die seinige gesucht hätte: das, sollte ich fast sagen, ist schlechter- 35 dings unmöglich. Oder, wenn es möglich wäre, welche Menge ganz besonderer Umstände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt

und von Seiten dieses so lange insulirten Wesens, zusammen gekommen seyn, diese traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe sie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorstelle! Lieber wünschte ich sonst, ein Bär 5 gebohren zu seyn, als ein Mensch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange verlassen seyn! Man schleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe er sich umgesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! 10 Sind es nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Menschen sind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Wassers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: das Wasser heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean. 15

Gleichwohl soll diese dreyßigjährige Einsamkeit unter den Menschen, den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich sehn? Wer kann sich in ihm erkennen? nur zum kleinsten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat sich Diderot auszusparen 20 gesucht. Er sagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der „ernsthafte[n] Gattung werden die Charaktere oft eben so allgemein „seyn, als in der komischen Gattung; sie werden aber allezeit weniger „individuell seyn, als in der Tragischen.“ Er würde sonach antworten: Der Charakter des Dorval ist kein komischer Charakter; er 25 ist ein Charakter, wie ihn das ernsthafte Schauspiel erfordert; wie dieses den Raum zwischen Komödie und Tragödie füllen soll, so müssen auch die Charaktere desselben das Mittel zwischen den komischen und tragischen Charakteren halten; sie brauchen nicht so allgemein zu seyn als jene, wenn sie nur nicht so völlig individuell sind, als diese; 30 und solcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval seyn.

Also wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgingen. Wir wollten untersuchen, ob es wahr sey, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe: das ist, ob es wahr sey, daß die Personen der Komödie eine große Anzahl von 35 Menschen fassen und zugleich vorstellen müßten; da hingegen der Held

der Tragödie nur der und der Mensch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato sey, und seyn solle. Ist es wahr, so hat auch das, was Diderot von den Personen der mittlern Gattung sagt, die er die ernsthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter seines
 5 Dorval wäre so tadelhaft nicht. Ist es aber nicht wahr, so fällt auch dieses von selbst weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer so ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neun und achtzigstes Stück.

10

Den 8ten März, 1768.

Zuerst muß ich anmerken, daß Diderot seine Assertion ohne allen Beweis gelassen hat. Er muß sie für eine Wahrheit angesehen haben, die kein Mensch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und
 15 sollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragischen Personen gefunden haben? Weil diese Achilles, und Alexander, und Cato, und Augustus heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Augustus, wirkliche einzelne Personen gewesen sind: sollte er wohl daraus geschlossen haben, daß sonach alles, was der Dichter in der Tragödie sie sprechen
 20 und handeln läßt, auch nur diesen einzeln so genannten Personen, und keinem in der Welt zugleich mit, müsse zukommen können? Fast scheint es so.

Aber diesen Irrthum hatte Aristoteles schon vor zwey tausend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen stehende Wahrheit den
 25 wesentlichen Unterschied zwischen der Geschichte und Poesie, so wie den größern Nutzen der letztern vor der erstern, gegründet. Auch hat er es auf eine so einleuchtende Art gethan, daß ich nur seine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer so offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit
 30 ihm seyn könne.

„Aus diesen also,“ sagt Aristoteles, (*) nachdem er die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Fabel festgesetzt, „aus diesen also

(*) Dichtf. 9tes Kapitel.

„erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht ist, zu erzählen, was ge-
 „schehen, sondern zu erzählen, von welcher Beschaffenheit das Ge-
 „schehene, und was nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit
 „dabey möglich gewesen. Denn Geschichtschreiber und Dichter unter- 5
 „scheiden sich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem
 „man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede bringen kann,
 „und sie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geschichte
 „seyn werden, als sie es in ungebundener waren. Sondern darinn
 „unterscheiden sie sich, daß jener erzählt, was geschehen; dieser aber,
 „von welcher Beschaffenheit das Geschehene gewesen. Daher ist denn 10
 „auch die Poesie philosophischer und nützlicher als die Geschichte.
 „Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte
 „auf das Besondere. Das Allgemeine aber ist, wie so oder so ein
 „Mann nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit sprechen und
 „handeln würde; als worauf die Dichtkunst bey Ertheilung der Namen 15
 „sieht. Das Besondere hingegen ist, was Alcibiades gethan, oder ge-
 „litten hat. Bey der Komödie nun hat sich dieses schon ganz offen-
 „bar gezeigt; denn wenn die Fabel nach der Wahrscheinlichkeit abge-
 „faßt ist, legt man die etwanigen Namen sonach bey, und macht es
 „nicht wie die Jambischen Dichter, die bey dem Einzeln bleiben. Bey 20
 „der Tragödie aber hält man sich an die schon vorhandenen Namen;
 „aus Ursache, weil das Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht
 „möglich glauben, was nie geschehen, da hingegen was geschehen,
 „offenbar möglich seyn muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es
 „nicht möglich wäre. Und doch sind auch in den Tragödien, in 25
 „einigen nur ein oder zwey bekannte Namen, und die übrigen sind
 „erdictet; in einigen auch gar keiner, so wie in der Blume des
 „Agathon. Denn in diesem Stücke sind Handlungen und Namen
 „gleich erdictet, und doch gefällt es darum nichts weniger.“

In dieser Stelle, die ich nach meiner eigenen Uebersetzung an- 30
 führe, mit welcher ich so genau bey den Worten geblieben bin, als
 möglich, sind verschiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich
 noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falsch ver-
 standen worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mit-
 nehmen. 35

Das ist unwidersprechlich, daß Aristoteles schlechterdings keinen
 Lessing, sämtliche Schriften. X. 11

Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie, in Ansehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen sowohl als die andern, und selbst die Personen der Epöee nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied, sollen sprechen und
 5 handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern so wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nehmlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. In diesem *καθολον*, in dieser Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist, als die Geschichte; und
 10 wenn es wahr ist, daß derjenige komische Dichter, welcher seinen Personen so eigene Physiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot sagt, wiederum in ihre Kindheit zurücksetzen und in Satyre verkehren würde: so ist es auch eben so wahr, daß derjenige tragische
 15 Dichter, welcher nur den und den Menschen, nur den Cäsar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wissen, vorstellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle diese Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein seyn, daß, sage ich, dieser
 20 die Tragödie entkräften und zur Geschichte erniedrigen würde.

Aber Aristoteles sagt auch, daß die Poesie auf dieses Allgemeine der Personen mit den Namen, die sie ihnen ertheile, ziele, (*ὅν σοχαζεται ἢ ποιησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη;*) welches sich besonders bey der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieses ist es, was die Ausleger
 25 dem Aristoteles nach zu sagen sich begnügt, im geringsten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verschiedene sich so darüber ausgedrückt, daß man klar sieht, sie müssen entweder nichts, oder etwas ganz falsches dabey gedacht haben. Die Frage ist: wie sieht die Poesie, wenn sie ihren Personen Namen ertheilt, auf das Allgemeine
 30 dieser Personen? und wie ist diese ihre Rücksicht auf das Allgemeine der Person, besonders bey der Komödie, schon längst sichtbar gewesen?

Die Worte: *ἐσι δε καθολον μεν, τω ποιω τα ποι' αττα συμβαινει λεγειν, ἢ πραττειν κατα το εικος, ἢ το αναγκαιον, ὅν σοχαζεται ἢ ποιησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη,* übersetzt Dacier:
 35 une chose generale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractere, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou necessaire-

ment, ce qui est le but de la Poesie lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen so übersezt sie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine ist, was einer, vermöge eines gewissen „Charakters, nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet „oder thut. Dieses Allgemeine ist der Endzweck der Dichtkunst, auch 5 „wenn sie den Personen besondere Namen beylegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über diese Worte, stehen beide für einen Mann; der eine sagt vollkommen eben das, was der andere sagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine ist; sie sagen beide, daß dieses Allgemeine die Absicht der Poesie sey: aber wie die Poesie bey Ertheilung der Namen 10 auf dieses Allgemeine sieht, davon sagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzose durch sein lors même, so wie der Deutsche durch sein auch wenn, offenbar, daß sie nichts davon zu sagen gewußt, ja daß sie gar nicht einmal verstanden, was Aristoteles sagen wollen. Denn dieses lors même, dieses auch wenn, heißt bey ihnen nichts 15 mehr als ob schon; und sie lassen den Aristoteles sonach bloß sagen, daß ungeachtet die Poesie ihren Personen Namen von einzeln Personen beylege, sie dem ohngeachtet nicht auf das Einzelne dieser Personen, sondern auf das Allgemeine derselben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will, (*) zeigen dieses deutlich. 20 Nun ist es wahr, daß dieses eigentlich keinen falschen Sinn macht;

(*) Aristote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, sur la definition, qu'il vient de donner d'une chose generale; car les ignorans n'auroient¹ pas manqué de lui dire, qu' Homere, par exemple, n'a point en vuë d'ecrire une action generale et universelle, mais une action particu- 25 liere, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulysse, etc. et que par consequent, il n'y a aucune difference entre Homere et un Historien, qui auroit ecrit les actions d'Achille. Le Philosophe va au devant de cette objection, en faisant voir que les Poetes, c'est a dire, les Auteurs d'une Tragedie ou d'un Poeme Epique, 30 lors meme, qu'ils imposent les noms à leurs personnages, ne pensent en aucune maniere à les faire parler veritablement, ce qu'ils seroient² obligez de faire, s'ils ecrivoient les actions particulieres et veritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils se proposent de les faire parler et agir necessairement ou vraisemblablement; c'est à dire, de leur 35 faire dire, et faire tout ce que des hommes de ce meme caractère devoient³ faire et dire en cet etat, ou par necessité, ou au moins selon les regles

¹ n'auroit [1768] ² seroit [1768] ³ doivent [Dacier]

aber es erschöpft doch auch den Sinn des Aristoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poesie, ungeachtet der von einzeln Personen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Aristoteles sagt, daß sie mit diesen Namen selbst auf das Allgemeine ziele, *ὅν σοφάζεται*. Ich 5 sollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerley wäre. Ist es aber nicht einerley: so geräth man nothwendig auf die Frage; wie zielt sie darauf? Und auf diese Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigstes Stück.

Den 11ten März, 1768.

10 Wie sie darauf ziele, sagt Aristoteles, dieses habe sich schon längst an der Komödie deutlich gezeigt: *Ἐπι μὲν οὖν τῆς κωμῳδίας ἡδὴ τούτο δηλὸν γέγονεν συζησάντες γὰρ τῶν μύθων διὰ τῶν ἔκκοτων, οὕτω τὰ τυχόντα ὀνόματα ἐπιτιθεάσι, καὶ οὐχ ὡσπερ διλαμποποιοὶ περὶ τῶν καθ' ἕκαστον ποιοῦσιν*. Ich muß auch hier-
 15 von die Uebersetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier sagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la Comedie, car les Poetes comiques, après avoir dressé leur sujet sur la vraisemblance imposent après cela à leurs personnages tels noms qu'il leur plait, et n'imitent pas les Poetes satyriques, qui ne s'atta-
 20 chent qu'aux choses particulieres. Und Curtius: „In dem Lust-
 „spiele ist dieses schon lange sichtbar gewesen. Denn wenn die Ko-
 „mödien-schreiber den Plan der Fabel nach der Wahrscheinlichkeit ent-
 „worfen haben, legen sie den Personen willkührliche Namen bey, und
 „setzen sich nicht, wie die jambischen Dichter, einen besondern Vorwurf
 25 „zum Ziele.“ Was findet man in diesen Uebersetzungen von dem, was Aristoteles hier vornehmlich sagen will? Beide lassen ihn weiter
 de la vraisemblance; ce qui prouve incontestablement que ce sont des actions generales et universelles. Nichts anders sagt auch Herr Curtius in seiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beyspielen
 30 zeigen wollen, die aber nicht so recht beweisen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zu Folge würden es nur personifirte Charaktere seyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakterisirte Personen seyn sollen.

nichts sagen, als daß die komischen Dichter es nicht machten wie die Jambischen, (das ist, satyrischen Dichter,) und sich an das Einzelne hielten, sondern auf das Allgemeine mit ihren Personen giengen, denen sie willkürliche Namen, tels noms qu'il leur plait, beylegten. Gesezt nun auch, daß *τα υχορνια ονοματα* dergleichen Namen be- 5
deuten könnten: wo haben denn beide Uebersetzer das *ονω* gelassen? Schien ihnen denn dieses *ονω* gar nichts zu sagen? Und doch sagt es hier alles: denn diesem *ονω* zu Folge, legten die komischen Dichter ihren Personen nicht allein willkürliche Namen bey, sondern sie legten ihnen diese willkürliche Namen so, *ονω*, bey. Und wie so? So, 10
daß sie mit diesen Namen selbst auf das Allgemeine zielten: *ου σοχα-
ζεται η ποιησις ονοματα επιτιθεμενη*. Und wie geschah das?
Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will. 15
Die Komödie gab ihren Personen Namen, welche, vermöge ihrer gram-
matischen Ableitung und Zusammensetzung, oder auch sonstigen Be-
deutung, die Beschaffenheit dieser Personen ausdrückten: mit einem
Worte, sie gab ihnen lebende Namen; Namen, die man nur hören
durfte, um sogleich zu wissen, von welcher Art die seyn würden, die 20
sie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen.
Nomina personarum, sagt er bey Gelegenheit der ersten Zeile in dem
ersten Aufzuge der Brüder, in *comoediis duntaxat, habere debent
rationem et etymologiam*. Etenim absurdum est, comicum aperte
argumentum confingere: vel nomen personae incongruum dare 25
vel officium quod sit a nomine diversum. (*) Hinc *servus fidelis
Parmeno: infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraso vel
Polemon: juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, et puer*

(*) Diese Periode könnte leicht sehr falsch verstanden werden. Nämlich
wenn man sie so verstehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas unge- 30
reimtes hielte, *Comicum aperte argumentum confingere*. Und das ist doch
die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will sagen: es würde unge-
reimt seyn, wenn der komische Dichter, da er seinen Stoff offenbar erfindet, gleich-
wohl den Personen unschickliche Namen, oder Beschäftigungen beylegen wollte, die
mit ihren Namen stritten. Denn freylich, da der Stoff ganz von der Erfindung 35
des Dichters ist, so stand es ja einzig und allein bey ihm, was er seinen Personen
für Namen beylegen, oder was er mit diesen Namen für einen Stand oder für

ab odore Storax: vel a ludo et a gesticulatione Circus: et item similia. In quibus summum Poetae vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit, nisi per ἀντιφρασιον nomen imposuerit joculariter, ut Misargyrides in 5 Plauto dicitur trapezita. Wer sich durch noch mehr Beispiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bey dem Plautus und Terenz untersuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechischen genommen sind: so sind auch die Namen ihrer Personen griechischen Ursprungs, und haben, der Etymologie nach, immer eine Beziehung 10 auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf sonst etwas, was diese Personen mit mehrern gemein haben können; wenn wir schon solche Etymologie nicht immer klar und sicher angeben können.

Ich will mich bey einer so bekannten Sache nicht verweilen aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Aristoteles sich 15 ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Aristoteles so unwidersprechlich auf sie verweist. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klarer seyn, als was der Philosoph von der Rücksicht sagt, welche die Poesie bey Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unleugbarer seyn, als daß ἐπι μὲν τῆς κωμῳδίας ἡδὴ 20 τοῦτο δηλον γεγορευ, daß sich diese Rücksicht bey der Komödie besonders längst offenbar gezeigt habe? Von ihrem ersten Ursprunge an, das ist, sobald sie die Jambischen Dichter von dem Besondern zu dem Allgemeinen erhoben, sobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entstand: suchte man jenes Allgemeine durch die 25 Namen selbst anzudeuten. Der großsprecherische feige Soldat hieß nicht wie dieser oder jener Anführer aus diesem oder jenem Stamme: er hieß Phrygopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmaruzer, der diesem um das Maul gieng, hieß nicht, wie ein gewisser armer Schlichter in der Stadt: er hieß Artotrogus, Brodenschröter. Der 30 Jüngling, welcher durch seinen Aufwand, besonders auf Pferde, den Vater in Schulden setzte, hieß nicht, wie der Sohn dieses oder jenes edeln Bürgers: er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

eine Verriichtung verbinden wollte. Sonach dürfte sich vielleicht Donatus auch selbst so zweydeutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen 35 Sylbe ist dieser Anstoß vermieden. Man lese nehmlich entweder: Absurdum est, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen personae etc. Oder auch aperte argumentum confingere et nomen personae u. s. w.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern Griechischen Komödie seyn dürften, deren Dichtern es ernstlich verbothen war, sich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Aristoteles diese neuere Komödie nicht gekannt habe, und folglich bey seinen Regeln keine Rücksicht auf sie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd; (*) aber es ist eben so falsch, als falsch

(*) Hurd in seiner Abhandlung über die verschiedenen Gebiete des Drama: From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what it was in Aristotle's time; who defines it to be, an imitation of light and trivial actions, provoking 10 ridicule. His notion was taken from the state and practice of the Athenian stage; that is from the old or middle comedy, which answer to this description. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieses nimmt Hurd bloß an, damit seine Erklärung der Komödie mit der Aristotelischen 15 nicht so gerade zu streiten scheine. Aristoteles hat die Neue Komödie allerdings erlebt, und er gebent ihr namentlich in der Moral an den Nicomachus, wo er von dem anständigen und unanständigen Scherze handelt. (Lib. IV. cap. 14.) *Ἴδοι δ' ἂν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῶδιων τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. Τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἢ ἀσχρολογία, τοῖς δὲ μᾶλλον ἢ ὑπονοία.* Man könnte 20 zwar sagen, daß unter der Neuen Komödie hier die Mittlere verstanden werde; denn als noch keine Neue gewesen, habe nothwendig die Mittlere die Neue heißen müssen. Man könnte hinzusetzen, daß Aristoteles in eben der Olympiade gestorben, in welcher Menander sein erstes Stück aufführen lassen, und zwar noch das Jahr vorher. (Eusebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4.) Allein 25 man hat Unrecht, wenn man den Anfang der Neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erste Dichter dieser Epoche, dem poetischen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, schrieb viel früher, und der Uebergang von der Mittlern zur Neuen Komödie war so unmerklich, daß es dem Aristoteles unmöglich an Mustern derselben kann gefehlt haben. Aristophanes selbst hatte schon ein solches Muster gegeben; sein *Κοκάλος* war so beschaffen, wie ihn Philemon sich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: *Κοκάλον*, heißt es in dem Leben des Aristophanes, *ἐν ᾧ εἰσάγει φθοράν καὶ ἀναγνωρισμὸν, καὶ τὰλλα πάντα ἃ ἐξήλωσε Μενάνδρος.* Wie nun also Aristophanes Muster von allen verschiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, so 35 konnte auch Aristoteles seine Erklärung der Komödie überhaupt auf sie alle einrichten. Das that er denn; und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche diese Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte sie nur recht verstehen dürfen; und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um seine an und für sich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit 40 den Aristotelischen zu setzen, seine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Aristoteles zu nehmen.

es ist, daß die ältere Griechische Komödie sich nur wahrer Namen bedient habe. Selbst in denjenigen Stücken, deren vornehmste, einzige Absicht es war, eine gewisse bekannte Person lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieser Person, die übrigen 5 fast alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Ein und neunzigstes Stück.

Den 15ten März, 1768.

Ja die wahren Namen selbst, kann man sagen, giengen nicht 10 selten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzeln Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophist überhaupt war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil So- 15 krates als ein solcher verschrien war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; so daß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen, und sich der Vergleichung Preis geben konnte! Aber wie sehr verkennet man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verleumdungen erklärt, 20 und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch sind, für Erweiterungen des einzeln Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe sich von dem Gebrauche der wahren Namen in der Griechischen Komödie überhaupt verschiednes sagen, was von den Ge- 25 lehrten so genau noch nicht aus einander gesetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe sich anmerken, daß dieser Gebrauch keinesweges in der ältern Griechischen Komödie allgemein gewesen, (*) daß sich nur der

(*) Wenn, nach dem Aristoteles, das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, *ὁν φορον, ἀλλὰ το γελοιον δραματοποιησαντος*, genommen 30 worden: so wird man, allem Ansehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewissen Person: indem *Μαργειτης*, wohl eher von *μαργης* gemacht worden, als daß *μαργης* von *Μαργειτης* sollte entstanden seyn. Von verschiednen Dichtern

und jener Dichter' gelegentlich desselben erkühnet, (*) daß er folglich nicht als ein unterscheidendes Merkmal dieser Epoche der Komödie zu betrachten. (**) Es ließe sich zeigen, daß als er endlich durch ausdrückliche Gesetze untersagt war, doch noch immer gewisse Personen von dem Schutze dieser Gesetze entweder namentlich ausgeschlossen waren, 5 oder doch stillschweigend für ausgeschlossen gehalten wurden. In den Stücken des Menanders selbst, wurden noch Leute genug bey ihren

der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß sie sich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bey wahren Namen nicht möglich gewesen wäre. 10
 3. E. von dem Pherekrates.

(*) Die persönliche und namentliche Satyre war so wenig eine wesentliche Eigenschaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennt, der sich ihrer zuerst erkühnet. Es war Eratinus, welcher zuerst τῷ χαριεντι της κωμωδίας το ὀφελιμον προσεδηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσιε μασιγι τη κωμωδιε κολαζων. Und auch dieser 15 wagte sich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Aristophanes wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, daß er es sey, welcher sich zuerst an die Großen des Staats gewagt habe: (Lr. v. 750.)

Οὐκ ἰδιωτας ἀνθρωπιστικους κωμωδων, οὐδε γυναικας,

Ἀλλ' Ἡρακλεους ὄργην τιν' ἔχων, τοισι μεγαλοισ ἐπιχειρεῖ. 20

Ja er hätte lieber gar diese Kühnheit als sein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchst eifersüchtig, als er sah, daß ihn' so viele andere Dichter, die er verachtete, darinn nachfolgten.

(**) Welches gleichwohl fast immer geschieht. Ja man geht noch weiter, und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden gewesen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier selbst sagt: Aristote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus et Phormis inventerent les sujets de leurs pieces, puisque l'un et l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comedie, ou il n'y avoit rien de feint, et que ces aventures feintes ne commencerent à être mises sur le theatre, que du tems d'Alexandre le Grande, c'est à dire dans la nouvelle Comedie. (Remarque 30 sur le Chap. V. de la Poëst. d'Arist.) Man sollte glauben, wer so etwas sagen könne, müßte nie auch nur einen Blick in den Aristophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten Griechischen Komödie war eben sowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der Neuen nur immer seyn konnten. Kein 35 einziges von den übrig geliebenern Stücken des Aristophanes stellt eine Begebenheit vor, die wirklich geschehen wäre: und wie kann man sagen, daß sie der Dichter bezwungen nicht erfunden, weil sie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anspielt? Wenn Aristoteles als ausgemacht annimmt, *ὅτι τον ποιητην μαλλον*

' [vielleicht nur verdruckt für] ihm

wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. (*) Doch ich muß mich nicht aus einer Ausschweifung in die andere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Aristophanische Sokrates nicht den
5 einzeln Mann dieses Namens vorstellte, noch vorstellen sollte; so wie dieses personifirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher
Täufcher und Verföhler zum Theil bekannt war, zum Theil noch be-
kannter werden sollte; so wie bloß der Begriff von Stand und Cha-
10 rakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden sollte, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmte: so ist auch bloß der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen
Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen ertheilet. Er führt
15 einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, nicht um das Ge-

των μυθων είναι δε ποιητην, ή των μετρων: würde er nicht schlechterdings die Verfasser der alten Griechischen Komödie aus der Klasse der Dichter haben ausschließen müssen, wenn er geglaubt hätte, daß sie die Argumente ihrer Stücke nicht
20 erfunden? Aber so wie es, nach ihm, in der Tragödie gar wohl mit der poetischen Erfindung bestehen kann, daß Namen und Umstände aus der wahren Geschichte entlehnt sind: so muß es, seiner Meinung nach, auch in der Komödie bestehen können. Es kann unmöglich seinen Begriffen gemäß gewesen seyn, daß die Komödie dadurch, daß sie wahre Namen brauche, und auf wahre Begeben-
25 heiten anspiele, wiederum in die Jambische Schmähsucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß sich das *καθολου ποιειν λογους ή μυθους* gar wohl damit vertrage. Er gesteht dieses den ältesten Iomischen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Aristophanes nicht abgeprochen haben, ob er schon wußte, wie sehr er nicht allein den Kleon
30 und Hyperbolus, sondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

(*) Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verboth, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in seiner Republik einföhren wollte, (*μητε λογω, μητε εικονι, μητε θυμω, μητε ανευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμωδειν*)
ist in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht
35 anföhren, daß in den Stücken des Menander noch so mancher Cynische Philosoph, noch so manche Bühlerin mit Namen genannt ward: man könnte antworten, daß dieser Abschäum von Menschen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Ktesippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß Atheniensischer Bürger, so gut wie einer: und man sehe, was Menander von ihm sagte. (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.)

dächtniß derselben zu erneuern: sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen. Nun ist zwar wahr, daß wir diesen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegnissen abstrahiret haben: es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder 5 auf ihre Begegnisse zurückführen müsse; er kann uns nicht selten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß sie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdstriche hergeflossen sind, welche ihre Lauterheit verdorben haben. In diesem 10 Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen schlechterdings vorziehen, aber den Personen noch immer die wahren Namen lassen. Und zwar aus einer doppelten Ursache: einmal, weil wir schon gewohnt sind, bey diesen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in seiner Allgemeinheit zeigt; zweytens, weil wirklichen Namen auch 15 wirkliche Begebenheiten anzuhängen scheinen, und alles, was einmal geschehen, glaubwürdiger ist, als was nicht geschehen. Die erste dieser Ursachen fließt aus der Verbindung der Aristotelischen Begriffe überhaupt; sie liegt zum Grunde, und Aristoteles hatte nicht nöthig, sich umständlicher bey ihr zu verweilen; wohl aber bey der zweyten, als 20 einer von anderwärts noch dazu kommenden Ursache. Doch diese liegt ißt außer meinem Wege, und die Ausleger insgesamt haben sie weniger mißverstanden als jene.

Nun also auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Aristoteles richtig erklärt zu haben, glauben 25 darf: so darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewiesen zu haben, daß die Sache selbst unmöglich anders seyn kann, als sie Aristoteles lehret. Die Charaktere der Tragödie müssen eben so allgemein seyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterschied, den Diderot behauptet, ist falsch: oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines 30 Charakters ganz etwas anders verstehen, als Aristoteles darunter verstand.

Zwey und neunzigstes Stück.

Den 18ten März, 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht seyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunstrichter, der sich fast 5 eben so ausdrückt als Diderot, fast eben so gerade zu dem Aristoteles zu widersprechen scheint, und gleichwohl im Grunde so wenig widerspricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunstrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiste Licht über diese Materie verbreitet hat.

10 Es ist dieses der englische Commentator der Horazischen Dichtkunst, Hurd: ein Schriftsteller aus derjenigen Klasse, die durch Uebersetzungen bey uns immer am spätesten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreisen, um diese seine Bekanntmachung zu beschleunigen. Wenn der Deutsche, der ihr gewachsen wäre, 15 sich noch nicht gefunden hat: so dürften vielleicht auch der Leser unter uns noch nicht viele seyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann, voll guten Willens, übereile sich also lieber damit nicht, und sehe, was ich von einem noch unübersetzten gutem Buche hier sage, ja für keinen Wink an, den ich seiner allezeit fertigen Feder geben 20 wollen.

Hurd hat seinem Commentar eine Abhandlung, über die verschiedenen Gebiete des Drama, beygefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Gesetze dieser Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Grenzen der verschieden 25 nen Gattungen derselben festzusetzen. Gleichwohl müsse auch dieses geschehen, um von dem eigenen Verdienste einer jeden Gattung insbesondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er also die Absicht des Drama überhaupt, und der drey Gattungen desselben, die er vor sich findet, der Tragödie, der Komödie und des Possenspiels, insbesondere fest- 30 gesetzt: so folgert er, aus jener allgemeinen und aus diesen besondern Absichten, sowohl diejenigen Eigenschaften, welche sie unter sich gemein haben, als diejenigen, in welchen sie von einander unterschieden seyn müssen.

Unter die Letztern rechnet er, in Ansehung der Komödie und 35 Tragödie, auch diese, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hin-

gegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher sey. Hierauf fährt er fort: The same genius in the two dramas is observable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetousness itself. Racine's Nero on the other hand, is, not a picture of cruelty, but of a cruel man. D. i. „In dem nehmlichen Geiste schildern die zwey Gattungen des Drama auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere general; die Tragödie partikular. Der Geizige des Moliere ist nicht so eigentlich das Gemählde eines geizigen Mannes, als des Geiziges selbst. Racines Nero hingegen ist nicht das Gemählde der Grausamkeit, sondern nur eines grausamen Mannes.“

Hurd scheint so zu schließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfodert, so müssen auch ihre Charaktere wahr, das ist, so beschaffen seyn, wie sie wirklich in den Individuis existiren; wenn hingegen die Komödie sich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrscheinliche Begebenheiten, in welchen sich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber sind, als wahre, die ihnen einen so weiten Spielraum nicht erlauben, so dürfen und müssen auch ihre Charaktere selbst allgemeiner seyn, als sie in der Natur existiren; angesehen dem Allgemeinen selbst, in unserer Einbildungskraft eine Art von Existenz zukömmt, die sich gegen die wirkliche Existenz des Einzeln eben wie das Wahrscheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will iht nicht untersuchen, ob diese Art zu schließen nicht ein bloßer Zirkel ist: ich will die Schlußfolge bloß annehmen, so wie sie da liegt, und wie sie der Lehre des Aristoteles schnurstracks zu widersprechen scheint. Doch, wie gesagt, sie scheint es bloß, welches aus der weitem Erklärung des Hurd erhellet.

„Es wird aber, fährt er fort, hier dienlich seyn, einer doppelten Verstosung vorzubauen, welche der eben angeführte Grundsatz zu begünstigen scheinen könnte.

„Die erste betrifft die Tragödie, von der ich gesagt habe, daß sie partikuläre Charaktere zeige. Ich meine, ihre Charaktere sind partikulärer, als die Charaktere der Komödie. Das ist: die Absicht

„der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter
 „von den charakteristischen Umständen, durch welche sich die Sitten
 „schildern, so viele zusammen zieht, als die Komödie. Denn in jener
 „wird von dem Charakter nicht mehr gezeigt, als so viel der Verlauf
 5 „der Handlung unumgänglich erfordert. In dieser hingegen werden
 „alle Züge, durch die er sich zu unterscheiden pflegt, mit Fleiß auf=
 „gesucht und angebracht.

„Es ist fast, wie mit dem Portraitmahlen. Wenn ein großer
 „Meister ein einzelnes Gesicht abmahlen soll, so giebt er ihm alle
 10 „die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es Gesichtern von
 „der nehmlichen Art nur so weit ähnlich, als es ohne Verletzung des
 „allergeringsten eigenthümlichen Zuges geschehen kann. Soll eben der=
 „selbe Künstler hingegen einen Kopf überhaupt mahlen, so wird er
 „alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zusammen anzubringen suchen,
 15 „von denen er in der gesammten Gattung bemerkt hat, daß sie die
 „Idee am kräftigsten ausdrücken, die er sich ikt in Gedanken gemacht
 „hat, und in seinem Gemälde darstellen will.

„Eben so unterscheiden sich die Schildereyen der beiden Gattungen
 „des Drama: woraus denn erhellet, daß, wenn ich den tragischen
 20 „Charakter partikular nenne, ich bloß sagen will, daß er die Art,
 „zu welcher er gehöret, weniger vorstellig macht, als der komische;
 „nicht aber, daß das, was man von dem Charakter zu zeigen für gut
 „befindet, es mag nun so wenig seyn, als es will, nicht nach dem
 „Allgemeinen entworfen seyn sollte, als wovon ich das Gegentheil
 25 „andwärts behauptet und umständlich erläutert habe. (*)

„Was zweytenz die Komödie anbelangt, so habe ich gesagt,
 „daß sie generale Charaktere geben müsse, und habe zum Beispiele
 „den Geizigen des Moliere angeführt, der mehr der Idee des
 „Geizes, als eines wirklichen geizigen Mannes entspricht. Doch
 30 „auch hier muß man meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen.

(*) Bey den Versen der Horazischen Dichtkunst: Respicere exemplar vitae
 morumque jubebo Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces, wo
 Surd zeigt, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen solchen
 Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit
 35 hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden besondern Falle angemessen, aber
 nicht mit jener allgemeinen Natur übereinstimmend sey.

„Moliere dünkt mich in diesem Beyspiele selbst fehlerhaft; ob es schon
 „sonst, mit der erforderlichen Erklärung, nicht ganz unschicklich seyn
 „wird, meine Meinung begreiflich zu machen.

„Da die komische Bühne die Absicht hat, Charaktere zu schildern,
 „so meine ich kann diese Absicht am vollkommensten erreicht werden, 5
 „wenn sie diese Charaktere so allgemein macht, als möglich. Denn
 „indem auf diese Weise die in dem Stücke aufgeführte Person gleich=
 „sam der Representant aller Charaktere dieser Art wird, so kann unsere
 „Luft an der Wahrheit der Vorstellung¹ so viel Nahrung darinn finden,
 „als nur möglich. Es muß aber sodann diese Allgemeinheit sich nicht 10
 „bis auf unsern Begriff von den möglichen Wirkungen des Charakters,
 „im Abstracto betrachtet, erstrecken, sondern nur bis auf die wirkliche
 „Aeußerung seiner Kräfte, so wie sie von der Erfahrung gerechtfertiget
 „werden, und im gemeinen Leben Statt finden können. Hierinn haben
 „Moliere, und vor ihm Plautus, gefehlt; statt der Abbildung eines 15
 „geizigen Mannes, haben sie uns eine grillenhafte widrige Schilde=
 „rung der Leidenschaft des Geizes gegeben. Ich nenne es eine
 „grillenhafte Schilderung, weil sie kein Urbild in der Natur hat.
 „Ich nenne es eine widrige Schilderung; denn da es die Schilde=
 „rung einer einfachen unvermischten Leidenschaft ist, so 20
 „fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung
 „allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Diese Lichter und
 „Schatten sind die Vermischung verschiedener Leidenschaften, welche mit
 „der vornehmsten oder herrschenden Leidenschaft zusammen den
 „menschlichen Charakter ausmachen; und diese Vermischung muß sich 25
 „in jedem dramatischen Gemählde von Sitten finden, weil es zu=
 „gestanden ist, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben ab=
 „bilden soll. Doch aber muß die Zeichnung der herrschenden
 „Leidenschaft so allgemein entworfen seyn, als es ihr Streit mit den
 „andern in der Natur nur immer zulassen will, damit der vorzustellende 30
 „Charakter sich desto kräftiger ausdrücke.

¹ Verstellung [verdruckt 1768]

Drey und neunzigstes Stück.

Den 22sten März, 1768.

„Alles dieses läßt sich abermals aus der Malhery sehr wohl
 „erläutern. In charakteristischen Porträten, wie wir diejenigen
 5 „nennen können, welche eine Abbildung der Sitten geben sollen, wird
 „der Artist, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit ist, nicht
 „auf die Möglichkeit einer abstrakten Idee losarbeiten. Alles was
 „er sich vornimmt zu zeigen, wird dieses seyn, daß irgend eine Eigen-
 „schaft die herrschende ist; diese drückt er stark, und durch solche
 10 „Zeichen aus, als sich in den Wirkungen der herrschenden Leidenschaft
 „am sichtbarsten äußern. Und wenn er dieses gethan hat, so dürfen
 „wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder, wenn man will, als
 „ein Compliment gegen seine Kunst, gar wohl von einem solchen
 „Portraite sagen, daß es uns nicht sowohl den Menschen, als die
 15 „Leidenschaft zeige; gerade so, wie die Alten von der berühmten
 „Bildsäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß sie
 „nicht sowohl den zornigen Apollodorus, als die Leidenschaft des
 „Zornes vorstelle. (*) Dieses aber muß blos so verstanden werden,
 „daß er die hauptsächlichsten Züge der vorgebildeten Leidenschaft gut
 20 „ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen behandelt er seinen Vorwurf
 „eben so, wie er jeden andern behandeln würde: das ist, er vergißt
 „die mitverbundenen Eigenschaften nicht, und nimmt das allge-
 „meine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer menschlichen
 „Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur schildern,
 25 „welche uns kein Beyspiel von einem Menschen giebt, der ganz und
 „gar in eine einzige Leidenschaft verwandelt wäre. Keine Metamor-
 „phosis könnte seltsamer und unglaublicher seyn. Gleichwohl sind
 „Portraite, in diesem tadelhaften Geschmacke verfertiget, die Bewunde-
 „rung gemeiner Gaffer, die, wenn sie in einer Sammlung das Ge-
 30 „mählde, z. E. eines Geizigen, (denn ein gewöhnlicheres giebt es
 „wohl in dieser Gattung nicht,) erblicken, und nach dieser Idee jede
 „Muskel, jeden Zug angestrenget, verzerrt und überladen finden,
 „sicherlich nicht ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber
 „zu äußern. — Nach diesem Begriffe der Vortrefflichkeit würde Le

35 (*) Non hominem ex aere fecit, sed iracundiam. Plinius lib. 34. 8.

„Bruns Buch von den Leidenschaften, eine Folge der besten und
 „richtigsten moralischen Portraite enthalten: und die Charaktere des
 „Theophrasts müßten, in Absicht auf das Drama, den Charaktern des
 „Terenz weit vorzuziehen seyn.

„Ueber das erstere dieser Urtheile, würde jeder Virtuose in den 5
 „bildenden Künsten unstreitig lachen. Das letztere aber, fürchte ich,
 „dürften wohl nicht alle so seltsam finden; wenigstens, nach der Praxis
 „verschiedener unserer besten komischen Schriftsteller und nach dem
 „Beyfalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeinlich gefunden
 „haben. Es ließen sich leicht fast aus allen charakteristischen Komödien 10
 „Beyspiele anführen. Wer aber die Ungereimtheit, dramatische Sitten
 „nach abstrakten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte sehen
 „will, der darf nur B. Johnsons Feder mann aus seinem Humor (*)

(*) Beym B. Johnson sind zwei Komödien, die er vom Humor benennt
 hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of 15
 his Humour. Das Wort Humor war zu seiner Zeit aufgekomen, und wurde
 auf die lächerlichste Weise gemißbraucht. Sowohl diesen Mißbrauch, als den
 eigentlichen Sinn desselben, bemerkt er in folgender Stelle selbst:

As when some one peculiar quality
 Doth so possess a Man, that it doth draw 20
 All his affects, his spirits, and his powers,
 In their constructions, all to run one way,
 This may be truly said to be a humour.
 But that a rook by wearing a py'd feather,
 The cable hatband, or the three-pil'd ruff, 25
 A yard of shoe-tye, or the Switzer's knot
 On his French garters, should affect a humour!
 O, it is more than most ridiculous.

In der Geschichte des Humors sind beide Stücke des Johnson also sehr wich-
 tige Dokumente, und das letztere noch mehr als das erstere. Der Humor, den 30
 wir den Engländern ikt so vorzüglich zuschreiben, war damals bey ihnen großen
 Theils Affectation; und vornehmlich diese Affectation lächerlich zu machen, schilderte
 Johnson Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affectirte,
 und nie der wahre Humor ein Gegenstand der Komödie seyn. Denn nur die Be-
 gierde, sich von andern auszuzeichnen, sich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu 35
 machen, ist eine allgemeine menschliche Schwachheit, die, nach Beschaffenheit der
 Mittel, welche sie wählet, sehr lächerlich, oder auch sehr strafbar werden kann.
 Das aber, wodurch die Natur selbst, oder eine anhaltende zur Natur gewordene
 Gewohnheit, einen einzeln Menschen von allen andern auszeichnet, ist viel zu
 speciell, als daß es sich mit der allgemeinen philosophischen Absicht des Drama 40

„vor sich nehmen; welches ein charakteristisches Stück seyn soll, in
 „der That aber nichts als eine unnatürliche, und wie es die Mahler
 „nennen würden, harte Schilderung einer Gruppe von für sich
 „bestehenden Leidenschaften ist, wovon man das Urbild in
 5 „dem wirklichen Leben nirgends findet. Dennoch hat diese Komödie
 „immer ihre Bewunderer gehabt; und besonders muß *Randolph*
 „von ihrer Einrichtung sehr bezaubert gewesen seyn, weil er sie in
 „seinem Spiegel der *Muse* ausdrücklich nachgeahmet zu haben scheint.

vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen Englischen Stücken, dürfte
 10 sonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Bessere derselben seyn. Gewiß ist
 es, daß sich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten
 dramatischen Dichter wußten das Kunststück, ihre Personen auch ohne Humor zu
 individualisiren: ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Ge-
 schichtschreiber und Redner dann und wann Humor; wenn nehmlich die historische
 15 Wahrheit, oder die Aufklärung eines gewissen Facti, diese genaue Schilderung
καθ' ενασιν erfordert. Ich habe Exempel davon fleißig gesammelt, die ich auch bloß
 darum in Ordnung bringen zu können wünschte, um gelegentlich einen Fehler wieder
 gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden ist. Wir übersezen nehmlich jetzt,
 fast durchgängig, Humor durch Laune; und ich glaube mir bewußt zu seyn, daß
 20 ich der erste bin, der es so übersezt hat. Ich habe sehr unrecht daran gethan,
 und ich wünschte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwider-
 sprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja in ge-
 wissem Verstande gerade entgegen gesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor
 werden; aber Humor ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune. Ich hätte die
 25 Abstammung unsers deutschen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch desselben,
 besser untersuchen und genauer erwägen sollen. Ich schloß zu eilig, weil Laune
 das Französische *Humeur* ausdrücke, daß es auch das Englische *Humour* aus-
 drücken könnte: aber die Franzosen selbst können *Humour* nicht durch *Humeur*
 übersezen. — Von den genannten zwey Stücken des *Johnson* hat das erste, Jeder-
 30 mann in seinem Humor, den vom *Hurd* hier gerügten Fehler weit weniger.
 Der Humor, den die Personen desselben zeigen, ist weder so individuell, noch so
 überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht bestehen könnte; sie sind auch
 alle zu einer gemeinschaftlichen Handlung so ziemlich verbunden. In dem zweyten
 hingegen, Jeder mann aus seinem Humor, ist fast nicht die geringste Fabel;
 35 es treten eine Menge der wunderlichsten Narren nach einander auf, man weiß
 weder wie, noch warum; und ihr Gespräch ist überall durch ein Paar Freunde
 des Verfassers unterbrochen, die unter dem Namen *Grox* eingeführt sind, und
 Betrachtung über die Charaktere der Personen und über die Kunst des Dichters,
 sie zu behandeln, anstellen. Das aus seinem Humor, out of his Humour,
 40 zeigt an, daß alle die Personen in Umstände gerathen, in welchen sie ihres Humors
 satt und überdrüssig werden.

„Auch hierinn, müssen wir anmerken, ist Shakespear, so wie in
 „allen andern noch wesentlichern Schönheiten des Drama, ein voll-
 „kommenes Muster. Wer seine Komödien in dieser Absicht auf-
 „merksam durchlesen will, wird finden, daß seine auch noch so
 „kräftig gezeichneten Charaktere, den größten Theil ihrer 5
 „Rollen durch, sich vollkommen wie alle andere ausdrücken, und ihre
 „wesentlichen und herrschenden Eigenschaften nur gelegentlich, so wie
 „die Umstände eine ungezwungene Aeußerung veranlassen, an den Tag
 „legen. Diese besondere Vortrefflichkeit seiner Komödien entstand da-
 „her, daß er die Natur getreulich copirte, und sein reges und feuriges 10
 „Genie auf alles aufmerksam war, was ihm in dem Verlaufe der
 „Scenen dienliches aufstossen konnte: da hingegen Nachahmung und
 „geringere Fähigkeiten kleine Scribenten verleiten, sich um die
 „Fertigkeit zu beeifern, diesen einen Zweck keinen Augenblick aus dem
 „Gesichte zu lassen, und mit der ängstlichsten Sorgfalt ihre Lieblings- 15
 „Charaktere in beständigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit zu
 „erhalten. Man könnte über diese ungeschickte Anstrengung ihres
 „Wizes sagen, daß sie mit den Personen ihres Stücks nicht
 „anders umgehen, als gewisse spaßhafte Leute mit ihren Bekannten,
 „denen sie mit ihren Höflichkeiten so zusetzen, daß sie ihren Antheil 20
 „an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, sondern
 „nur immer, zum Vergnügen der Gesellschaft, Sprünge und Männer-
 „chen machen müssen.“

Wier und neunzigstes Stück.

Den 25ten März, 1768.

25

Und so viel von der Allgemeinheit der komischen Charaktere, und
 den Grenzen dieser Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch
 es wird nöthig seyn, noch erst die zweyte Stelle bezubringen, wo er
 erklärt zu haben versichert, in wie weit auch den tragischen Charakteren,
 ob sie schon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme: 30
 ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit
 Diderot, und beide mit dem Aristoteles übereinstimmen.

„Wahrheit, sagt er, heißt in der Poesie ein solcher Ausdruck,

„als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit hin-
 „gegen ein solcher, als sich zwar zu dem vorhabenden besondern Falle
 „schicket, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinstimmt.
 „Diese Wahrheit des Ausdrucks in der dramatischen Poesie zu erreichen,
 5 „empfiehlt Horaz (*) zwey Dinge: einmal, die Socratische Philosophie
 „fleißig zu studieren; zweytens, sich um eine genaue Kenntniß des
 „menschlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthüm-
 „liche Vorzug dieser Schule ist, ad veritatem vitae propius acce-
 „dere; (**) dieses, um unserer Nachahmung eine desto allgemeinere
 10 „Ähnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf
 „man nur erwägen, daß man sich in Werken der Nachahmung an die
 „Wahrheit zu genau halten kann; und dieses auf doppelte Weise.
 „Denn entweder kann der Künstler, wenn er die Natur nachbilden will,
 „sich zu ängstlich befließigen, alle und jede Besonderheiten seines
 15 „Gegenstandes anzudeuten, und so die allgemeine Idee der Gattung
 „auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er sich diese allgemeine
 „Idee zu ertheilen bemüht, sie aus zu vielen Fällen des wirklichen
 „Lebens, nach seinem weitesten Umfange, zusammen setzen; da er sie
 „vielmehr von dem lautern Begriffe, der sich blos in der Vorstellung
 20 „der Seele findet, hernehmen sollte. Dieses letztere ist der allgemeine
 „Tadel, womit die Schule der Niederländischen Mahler zu be-
 „legen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und nicht,
 „wie die Italienische, von dem geistigen Ideale der Schönheit ent-
 „lehnet. (***) Jenes aber entspricht einem andern Fehler, den man gleich-
 25 „falls den Niederländischen Meistern vorwirft, und der dieser ist, daß
 „sie lieber die besondere, seltsame und groteske, als die allgemeine und
 „reizende Natur, sich zum Vorbilde wählen.

„Wir sehen also, daß der Dichter, indem er sich von der eige-
 „nen und besondern Wahrheit entfernt, desto getreuer die allgemeine
 30 „Wahrheit nachahmet. Und hieraus ergiebt sich die Antwort auf jenen

(*) De arte poet. v. 310. 317. 18.

(**) De Orat. I. 51.

(***) Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. (Cic. Or. 2.)

„spitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die Poesie ausgegrübelt hatte,
 „und nicht ohne Selbstzufriedenheit vorzutragen schien. Nehmlich,
 „daß die poetische Nachahmung uns die Wahrheit nur sehr von weitem
 „zeigen könne. Denn, der poetische Ausdruck, sagt der Philo- 5
 „soph, ist das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen;
 „die Begriffe des Dichters sind das Abbild der Dinge;
 „und die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in
 „dem göttlichen Verstande existiret. Folglich ist der
 „Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde
 „eines Bildes, und liefert uns ursprüngliche Wahrheit 10
 „nur gleichsam aus der dritten Hand. (*). Aber alle diese
 „Bemünsteley fällt weg, sobald man die nur gedachte Regel des
 „Dichters gehörig fasset, und fleißig in Ausübung bringet. Denn in=
 „dem der Dichter von den Wesen alles absondert, was allein das
 „Individuum angehet und unterscheidet, überspringet sein Begriff gleich= 15
 „sam alle die zwischen inne liegenden besondern Gegenstände, und er=
 „hebt sich, so viel möglich, zu dem göttlichen Urbilde, um so das un=
 „mittelbare Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man
 „denn auch einsehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob,
 „welches der große Kunststrichter der Dichtkunst ertheilet, sagen wolle; 20
 „daß sie, gegen die Geschichte genommen, das ernstere
 „und philosophischere Studium sey: *φιλοσοφωτερον και*
 „*σπουδαιωτερον ποιησις ισοριας εστιν*. Die Ursache, welche gleich
 „darauf folgt, ist nun gleichfalls sehr begreiflich: *η μεν γαρ ποιησις*
 „*μαλλον τα καθολου, η δ' ισορια τα καθ' εκασον λεγει*. (**). 25
 „Ferner wird hieraus ein wesentlicher Unterschied deutlich, der sich,
 „wie man sagt, zwischen den zwey großen Nebenbuhlern der Griechischen
 „Bühne soll befunden haben. Wenn man dem Sophokles vorwarf,
 „daß es seinen Charakteren an Wahrheit fehle, so pflegte er sich damit zu
 „verantworten, daß er die Menschen so schildere, wie sie seyn 30
 „sollten, Euripides aber so, wie sie wären. *Σοφοκλης*
 „*εφη, αντος μεν διους δει ποιειν, Ευριπιδην¹ δε διοι εισι*. (***)

(*) Plato de Repl. L. X.

(**) Dichtkunst Kap. 9.

(***) Ebenbas. Kap. 25.

¹ *Ευριπιδης* [1768]

„Der Sinn hiervon ist dieser: Sophokles hatte, durch seinen ausgebreitetern Umgang mit Menschen, die eingeschränkte enge Vorstellung, welche aus der Betrachtung einzelner Charaktere entsteht, in einen vollständigen Begriff des Geschlechts erweitert; der philosophische Euripides hingegen, der seine meiste Zeit in der Akademie zugebracht hatte, und von da aus das Leben übersehen wollte, hielt seinen Blick zu sehr auf das Einzelne, auf wirklich existirende Personen gefest, versenkte das Geschlecht in das Individuum, und maßte folglich, den vorhabenden Gegenständen nach, seine Charaktere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann ohne die höhere allgemeine Ähnlichkeit, die zur Vollendung der poetischen Wahrheit erfordert wird. (*)

„Ein Einwurf stößt gleichwohl hier auf, den wir nicht unangezeigt lassen müssen. Man könnte sagen, daß philosophische Speculationen die Begriffe eines Menschen eher abstrakt und allgemein machen, als sie auf das Individuelle einschränken müßten. Das letztere sey ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von Gegenständen entspringe, die den Menschen zu betrachten vorkommen; und diesem Mangel sey nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man sich mit mehrern Individuis bekannt mache, als worinn die Kenntniß der Welt bestehe; sondern auch dadurch, daß man

(*) Diese Erklärung ist der, welche Dacier von der Stelle des Aristoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Uebersetzung scheint Dacier zwar eben das zu sagen, was Hurd sagt: que Sophocle faisoit ses Heros, comme ils devoient etre et qu' Euripide les faisoit comme ils etoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd versteht unter dem Wie sie seyn sollten, die allgemeine abstrakte Idee des Geschlechts, nach welcher der Dichter seine Personen mehr, als nach ihren individuellen Verschiedenheiten schildern müsse. Dacier aber denkt sich dabei eine höhere moralische Vollkommenheit, wie sie der Mensch zu erreichen fähig sey, ob er sie gleich nur selten erreiche; und diese, sagt er, habe Sophokles seinen Personen gewöhnlicher Weise beygelegt: Sophocle tachoit de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature etoit capable de faire, que ce qu'elle faisoit. Allein diese höhere moralische Vollkommenheit gehöret gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; sie stehet dem Individuo zu, aber nicht dem Geschlechte; und der Dichter, der sie seinen Personen beylegt, schildert gerade umgekehrt, mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdient mehr als eine Note.

„über die allgemeine Natur der Menschen nachdenke, so wie sie
 „in guten moralischen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfasser
 „solcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menschlichen
 „Natur nicht anders als aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es sey
 „nun ihrer eignen, oder fremden) haben können, ohne welche ihre 5
 „Bücher sonst von keinem Werthe seyn würden.“ Die Antwort hier=
 „auf, dünkt mich, ist diese. Durch Erwägung der allgemeinen
 „Natur des Menschen lernet der Philosoph, wie die Handlung
 „beschaffen seyn muß, die aus dem Uebergewichte gewisser Neigungen
 „und Eigenschaften entspringet: das ist, er lernet das Betragen über= 10
 „haupt, welches der beygelegte Charakter erfordert. Aber deutlich und
 „zuverlässig zu wissen, wie weit und in welchem Grade von Stärke
 „sich dieser oder jener Charakter, bey besondern Gelegenheiten, wahr=
 „scheinlicher Weise äußern würde, das ist einzig und allein eine
 „Frucht von unserer Kenntniß der Welt. Daß Beyspiele von dem 15
 „Mangel dieser Kenntniß, bey einem Dichter, wie Euripides war,
 „sehr häufig sollten gewesen seyn, läßt sich nicht wohl annehmen:
 „auch werden, wo sich dergleichen in seinen übrig gebliebenen Stücken
 „etwa finden sollten, sie schwerlich so offenbar seyn, daß sie auch einem
 „gemeinen Leser in die Augen fallen müßten. Es können nur Fein= 20
 „heiten seyn, die allein der wahre Kunsttrichter zu unterscheiden ver=
 „mögend ist; und auch diesem kann, in einer solchen Entfernung
 „von Zeit, aus Unwissenheit der griechischen Sitten, wohl etwas als
 „ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit ist. Es
 „würde also ein sehr gefährliches Unternehmen seyn, die Stellen im 25
 „Euripides anzeigen zu wollen, welche Aristoteles diesem Tadel unter=
 „worfen zu seyn, geglaubt hatte. Aber gleichwohl will ich es wagen,
 „eine anzuführen, die, wenn ich sie auch schon nicht nach aller Ge=
 „rechtigkeit kritisiren sollte, wenigstens¹ meine Meinung zu erläutern,
 „dienen kann.

30

wenigsten [1768]

Fünf und neunzigstes Stück.

Den 29sten März, 1768.

- „Die Geschichte seiner Elektra ist ganz bekannt. Der Dichter
 „hatte, in dem Charakter dieser Prinzessin, ein tugendhaftes, aber
 5 „mit Stolz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu schildern, welches
 „durch die Härte, mit der man sich gegen sie selbst betrug, erbittert
 „war, und durch noch weit stärkere Bewegungsgründe angetrieben
 „ward, den Tod eines Vaters zu rächen. Eine solche heftige Ge-
 „müthsverfassung, kann der Philosoph in seinem Winkel wohl schließen,
 10 „muß immer sehr bereit seyn, sich zu äußern. Elektra, kann er wohl
 „einsehen, muß, bey der geringsten schicklichen Gelegenheit, ihren Groll
 „an den Tag legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beschleunigen
 „zu können wünschen. Aber zu welcher Höhe dieser Groll steigen
 „darf? d. i. wie stark Elektra ihre Rachsucht ausdrücken darf, ohne
 15 „daß ein Mann, der mit dem menschlichen Geschlechte und mit den
 „Wirkungen der Leidenschaften im Ganzen bekannt ist, dabey ausrufen
 „kann: das ist unwahrscheinlich? Dieses auszumachen, wird
 „die abstrakte Theorie von wenig Nutzen seyn. So gar eine nur
 „mäßige Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben, ist hier nicht hin-
 20 „länglich uns zu leiten. Man kann eine Menge Individua bemerkt
 „haben, welche den Poeten, der den Ausdruck eines solchen Grolles
 „bis auf das Aeußerste getrieben hätte, zu rechtfertigen scheinen.
 „Selbst die Geschichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben,
 „wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter getrieben
 25 „worden, als es der Dichter hier vorgestellt. Welches sind denn
 „nun also die eigentlichen Grenzen derselben, und wodurch sind sie
 „zu bestimmen? Einzig und allein durch Bemerkung so vieler einzeln
 „Fälle als möglich; einzig und allein vermittelt der ausgebreitetsten
 „Kenntniß, wie viel eine solche Erbitterung über dergleichen Charaktere
 30 „unter dergleichen Umständen, im wirklichen Leben gewöhnlicher
 „Weise vermag. So verschieden diese Kenntniß in Ansehung ihres
 „Umfanges ist, so verschieden wird denn auch die Art der Vorstellung
 „seyn. Und nun wollen wir sehen, wie der vorhabende Charakter
 „von dem Euripides wirklich behandelt worden.
- 35 „In der schönen Scene, welche zwischen der Elektra und dem

„Drestes vorfällt, von dem sie aber noch nicht weiß, daß er ihr
 „Bruder ist, kömmt die Unterredung ganz natürlich auf die Unglücks-
 „fälle der Elektra, und auf den Urheber derselben, die Klytämnestra,
 „so wie auch auf die Hoffnung, welche Elektra hat, von ihren Drang-
 „saalen durch den Drestes befrehet zu werden. Das Gespräch, wie 5
 „es hierauf weiter gehet, ist dieses:

„Drestes. Und Drestes? Gesezt, er käme nach Argos zurück —

„Elektra. Wozu diese Frage, da er, allem Ansehen nach, nie-
 „mals zurückkommen wird?

„Drestes. Aber gesezt, er käme! Wie müßte er es anfangen, 10
 „um den Tod seines Vaters zu rächen?

„Elektra. Sich eben des erkühnen, wessen die Feinde sich gegen
 „seinen Vater erkühnten.

„Drestes. Wolltest du es wohl mit ihm wagen, deine Mutter
 „umzubringen? 15

„Elektra. Sie mit dem nehmlichen Eisen umbringen, mit wel-
 „chem sie meinen Vater mordete!

„Drestes. Und darf ich das, als deinen festen Entschluß, deinem
 „Bruder vermelden?

„Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben! 20
 „Das Griechische ist noch stärker:

„Θανοιμι, μητρος ἀμ' ἐπιπαξασ' ἐμης.

„Ich will gern des Todes seyn, sobald ich meine
 „Mutter umgebracht habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß diese letzte Rede schlechterdings 25
 „unnatürlich sey. Ohne Zweifel haben sich Beispiele genug eräugnet,
 „wo unter ähnlichen Umständen die Rache sich eben so heftig aus-
 „gedrückt hat. Gleichwohl, denke ich, kann uns die Härte dieses
 „Ausdrucks nicht anders als ein wenig beleidigen. Zum mindesten
 „hielt Sophokles nicht für gut, ihn so weit zu treiben. Bey ihm 30
 „sagt Elektra unter gleichen Umständen nur das: Jetzt sey dir die
 „Ausführung überlassen! Wäre ich aber allein geblie-
 „ben, so glaube mir nur: beides hätte mir gewiß nicht
 „mißlingen sollen; entweder mit Ehren mich zu befreien,
 „oder mit Ehren zu sterben! 35

„Ob nun diese Vorstellung des Sophokles der Wahrheit, in

- „so fern sie aus einer ausgebreitern Erfahrung, d. i. aus der Kennt-
 „niß der menschlichen Natur überhaupt, gesammelt worden, nicht weit
 „gemäßer ist, als die Vorstellung des Euripides, will ich denen zu
 „beurtheilen überlassen, die es zu beurtheilen fähig sind. Ist sie es,
 5 „so kann die Ursache keine andere seyn, als die ich angenommen:
 „daß nehmlich Sophokles seine Charaktere so geschildert,
 „als er, unzähligen von ihm beobachteten Beyspielen
 „der nehmlichen Gattung zu Folge, glaubte, daß sie
 „seyn sollten; Euripides aber so, als er in der engeren
 10 „Sphäre seiner Beobachtungen erkannt hatte, daß sie
 „wirklich wären. —“

Vortrefflich! Auch unangesehen der Absicht, in welcher ich diese
 langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten sie unstreitig so
 viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leser wohl erlassen wird,
 15 mich wegen Einschaltung derselben zu entschuldigen. Ich besorge
 nur, daß er meine Absicht selbst darüber aus den Augen verloren.
 Sie war aber diese: zu zeigen, daß auch Hurd, so wie Diderot, der
 Tragödie besondere, und nur der Komödie allgemeine Charaktere zu-
 theile, und dem ohngeachtet dem Aristoteles nicht widersprechen wolle,
 20 welcher das Allgemeine von allen poetischen Charakteren, und folglich
 auch von den tragischen verlangt. Hurd erklärt sich nehmlich so:
 der tragische Charakter müsse zwar partikular oder weniger allgemein
 seyn, als der komische, d. i. er müsse die Art, zu welcher er gehöre,
 weniger vorstellig machen; gleichwohl aber müsse das Wenige, was
 25 man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen ent-
 worfen seyn, welches Aristoteles fordert. (*).

Und nun wäre die Frage, ob Diderot sich auch so verstanden
 wissen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, sich
 nirgends in Widerspruch mit dem Aristoteles finden zu lassen? Mir
 30 wenigstens, dem daran gelegen ist, daß zwey denkende Köpfe von der
 nehmlichen Sache nicht Ja und Nein sagen, könnte es erlaubt seyn,
 ihm diese Auslegung unterzuschieben, ihm diese Ausflucht zu leihen.

(*) In calling the tragic character particular, I suppose it only
 less representative of the kind than the comic; not that the draught
 35 of so much character as it is concerned to represent should not be
 general.

Aber lieber von dieser Ausflucht selbst, ein Wort! — Mich dünkt, es ist eine Ausflucht, und ist auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darinn in einer doppelten und ganz verschiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragischen Charakter verneinen, ist nicht die nehmlische, in welcher es Hurd von ihm bejaet. Freylich beruhet eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere schlechterdings ausschlösse?

In der ersten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchen man das, was man an mehrern oder allen 10 Individuis bemerkt hat, zusammen nimmt; es heißt mit einem Worte, ein überladener Charakter; es ist mehr die personifirte Idee eines Charakters, als eine charakterifirte Person. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man von dem, was an mehrern oder allen Individuis bemerkt worden, 15 einen gewissen Durchschnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte, ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in so fern der Charakter selbst, sondern nur in so fern der Grad, das Maaß desselben gewöhnlich ist.

Hurd hat vollkommen Recht, das *καθολον* des Aristoteles von 20 der Allgemeinheit in der zweyten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Aristoteles diese Allgemeinheit eben sowohl von den komischen als tragischen Charakteren erfodert: wie ist es möglich, daß der nehmlische Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie ist es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich seyn 25 kann? Und gesetzt auch, er wäre so überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnson sind; gesetzt, er ließe sich noch gar wohl in einem Individuo gedenken, und man habe Beyspiele, daß er sich wirklich in mehrern Menschen eben so stark, eben so ununterbrochen geäußert habe: würde er dem ohngeachtet nicht 30 auch noch viel ungewöhnlicher seyn, als jene Allgemeinheit des Aristoteles zu seyn erlaubet?

Das ist die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leser, daß diese Blätter nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet; alle die Schwierigkeiten aufzu- 35 lösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu

verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bey welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis austreuen.

Sechs und neunzigstes Stück.

5

Den 1sten April, 1768.

Den zwey und funfzigsten Abend (Dienstags, den 28sten Julius,) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederhohlt.

Oder sollte ich nicht vielmehr sagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nehmlich, welche Donatus bey Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi nomine poetæ; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulæ nomine poeta, quam de poetæ nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat seine Komödien zwar ohne
15 seinen Namen herausgegeben: aber doch ist sein Name durch sie bekannt geworden. Noch iht sind diejenigen Stücke, die sich auf unserer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung seines Namens, der in Provinzen Deutschlandes genannt wird, wo er ohne sie wohl nie wäre gehöret worden. Aber welches widrige Schicksal hat auch diesen
20 Mann abgehalten, mit seinen Arbeiten für das Theater so lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, seinen Namen zu empfehlen, und sein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das meiste, was wir Deutsche noch in der schönen Litteratur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bey uns
25 fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studia, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat aufodert. Verse und Komödien heissen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf
30 und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir sein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben,

so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kömmt es denn auch, daß unsere schöne Litteratur, ich 5
will nicht bloß sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlet es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie 10
hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu seiner Erhöhung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen edeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann wohl, z. E. in unsern höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprich- 15
wörter, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt so gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Rauch erschütterern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal da gewesen und kömmt nicht wieder. 20

* Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menanders sagt Plutarch, (*) daß sie mit seinen spätern und letztern 25
Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen aber, setzt er hinzu, könne man schliessen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander starb? Wie viel Komödien meint man wohl, daß er erst geschrieben hatte? Nicht weniger als hundert und fünfse; und nicht 30
jünger als zwey und funfzig.

Keiner von allen unsern verstorbenen komischen Dichtern, von denen es sich noch der Mühe verlohnte zu reden, ist so alt geworden; keiner von den itzlebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Und die Critik sollte 35

(*) *Επιτ. της συγκρισεως Αρις. και Μεναν.* p. 1588. Ed. Henr. Stephani.

von ihnen nicht eben das zu sagen haben, was sie von dem Menander zu sagen fand? — Sie wage es aber nur, und spreche!

Und nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel sey Dank, igt ein Geschlecht selbst
 5 von Critikern, deren beste Critik darinn besteht, — alle Critik verdächtig zu machen. „Genie! Genie! schreien sie. Das Genie setz sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!“ So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen
 10 Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und eben demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!“ — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken liesse! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunsttrichter ist Genie: aber jedes Genie ist ein gebohrner
 15 Kunsttrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, in so fern es eure allgemeinen
 20 Sätze den Augenblick in einem einzeln Falle anschauend erkennt; und nur von diesem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beyspiels, die Erinnerung einer eignen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im
 25 Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Critik das Genie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beyspiele und Uebung eben dieses vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken.

30 Eben so wenig wissen diese weise Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Critik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß
 35 die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater, sagen sie, ist noch in einem viel zu zarten

„Alter, als daß es den monarchischen Scepter der Critik ertragen könne. — Es ist fast nöthiger die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beyspiele, nicht durch Regeln reformiret werden. — Rejoniren ist leichter, als selbst 5
„erfinden.“

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen, und keine erhaschen? — Und wer sind sie denn, die so viel von Beyspielen, und vom selbst Erfinden reden? Was für Beyspiele haben sie denn gegeben? Was 10 haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beyspiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beyspiele haben. Anstatt von einer Critik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu streng ist; und glauben verthan zu haben! 15 Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren; und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raisonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind. 20

Doch was halte ich mich mit diesen Schwägern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

Also, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bey 25 Gelegenheit der ersten Vorstellung der Brüder des Hrn. Romanus, (*) annoch über dieses Stück versprach! — Die vornehmsten derselben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müssen geglaubet, um sie unsern Sitten näher zu bringen.

Was soll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieser Ver- 30
änderungen sagen? Wenn wir so wenig Anstoß finden, römische oder griechische Sitten in der Tragödie geschildert zu sehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel ist, die Scene der erstern in ein entferntes Land, unter ein

(*) Drey und siebzigstes Stück. S. 161.¹

¹ [Seite 99 dieser Ausgabe]

fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unsere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er seine Handlung vorgehen läßt, so genau als möglich zu schildern; da wir in dieser
 5 nur unsere eigene Sitten von ihm geschildert zu sehen verlangen?
 „Dieses, sagt Pope an einem Orte, scheinete dem ersten Ansehen nach
 „bloßer Eigensinn, bloße Grille zu seyn: es hat aber doch seinen
 „guten Grund in der Natur. Das Hauptfächlichste, was wir in der
 „Komödie suchen, ist ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von
 10 „dessen Treue wir aber nicht so leicht versichert seyn können, wenn
 „wir es in fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der
 „Tragödie hingegen ist es die Handlung, was unsere Aufmerksamkeit
 „am meisten an sich ziehet. Einen einheimischen Vorfall aber für die
 „Bühne bequem zu machen, dazu muß man sich mit der Handlung
 15 „größere Freyheiten nehmen, als eine zu bekannte Geschichte verstattet.“

Sieben und neunzigstes Stück.

Den 5ten April, 1768.

Diese Auflösung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen
 Stücken befriedigend seyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der
 20 Absicht der Komödie nicht so gut entsprechen, als einheimische: so bleibt
 noch immer die Frage, ob die einheimischen Sitten nicht auch zur Ab-
 sicht der Tragödie ein besseres Verhältniß haben, als fremde? Diese
 Frage ist wenigstens durch die Schwierigkeit, einen einheimischen Vor-
 fall ohne allzumerkliche und anstößige Veränderungen für die Bühne
 25 bequem zu machen, nicht beantwortet. Freylich erfordern einheimische
 Sitten auch einheimische Vorfälle: wenn denn aber nur mit jenen
 die Tragödie am leichtesten und gewissesten ihren Zweck erreichte, so
 müßte es ja doch wohl besser seyn, sich über alle Schwierigkeiten,
 welche sich bey Behandlung dieser finden, wegzusetzen, als in Absicht
 30 des Wesentlichsten zu kurz zu fallen, welches ohnstreitig der Zweck ist.
 Auch werden nicht alle einheimische Vorfälle so merklicher und an-
 stößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, ist man ja

nicht verbunden zu bearbeiten. Aristoteles hat schon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die sich vollkommen so eräugnet haben, als sie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur selten sind, so hat er auch schon entschieden, daß sich der Dichter um den wenigern Theil seiner Zuschauer, der von den wahren Umständen vielleicht unterrichtet ist, lieber nicht bekümmern, als seiner Pflicht minder Genüge leisten müsse. 5

Der Vortheil, den die einheimischen Sitten in der Komödie haben, beruhet auf der innigen Bekanntschaft, in der wir mit ihnen stehen. Der Dichter braucht sie uns nicht erst bekannt zu machen; er ist aller hierzu nöthigen Beschreibungen und Winke überhoben; er kann seine Personen sogleich nach ihren Sitten handeln lassen, ohne uns diese Sitten selbst erst langweilig zu schildern. Einheimische Sitten also erleichtern ihm die Arbeit, und befördern bey dem Zuschauer die Illusion. 10

Warum sollte nun der tragische Dichter sich dieses wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Ursache, sich die Arbeit so viel als möglich zu erleichtern, seine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verschwenden, sondern sie ganz für den Hauptzweck zu sparen. Auch ihm kömmt auf die Illusion des Zuschauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe; daß sie ihrer ganz und gar entübriget seyn könne. Aber sonach braucht sie auch keine fremde Sitten; und von dem Wenigen, was sie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer besser seyn, wenn es von einheimischen Sitten hergenommen ist, als von fremden. 20

Die Griechen wenigstens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht bloß in der Komödie, sondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern, aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverständliche barbarische Sitten entkräften wollen. Auf das Costume, welches unsern tragischen Dichtern so ängstlich empfohlen wird, hielten sie wenig oder nichts. Den Beweis hiervon können vornehmlich die Perserinnen¹ des Aeschylus seyn; und die Ursache, warum sie sich so wenig an das Costume binden zu dürfen glaubten, ist aus der Absicht der Tragödie leicht zu folgern. 35

¹ [verschrieben statt] Perser

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich ißt gerade am wenigsten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimische Sitten auch in der Tragödie zuträglicher seyn würden, als fremde: so setze ich schon als unstreitig voraus, daß sie es wenig-
 5 stens in der Komödie sind. Und sind sie das, glaube ich wenigstens, daß sie es sind: so kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Absicht derselben, mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche so besondere Griechische
 10 und Römische Sitten so innig verwebet sind, umzuschaffen. Das Bey-
 spiel erhält seine Kraft nur von seiner innern Wahrscheinlichkeit, die jeder Mensch nach dem beurtheilet, was ihm selbst am gewöhnlichsten ist. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erst mit Mühe in fremde
 Umstände versehen müssen. Aber es ist auch keine leichte Sache mit
 15 einer solchen Umschaffung. Je vollkommner die Fabel ist, desto weniger läßt sich der geringste Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und schlimm! wenn man sich sodann nur mit Flickern begnügt, ohne im eigentlichen Verstande umzuschaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieses bey dem Terenz aus
 20 einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, sondern auch die beiden jungen Leute, Aeschinus und Atesiphon, sind Brüder. Demea ist dieser beider Vater; Micio hat den einen, den Aeschinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreif ich nicht, warum unserm Verfasser diese Adoption mißfallen. Ich
 25 weiß nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch ißt gebräuchlich, und vollkommen auf den nehmlichen Fuß gebräuchlich ist, wie sie es bey den Römern war. Dem ohngeachtet ist er davon abgegangen: bey ihm sind nur die zwey Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach seiner Art erziehet. Aber, desto
 30 besser! wird man vielleicht sagen. So sind denn auch die zwey Alte wirkliche Väter; und das Stück ist wirklich eine Schule der Väter, d. i. solcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht solcher, die sie freywillig zwar übernommen, die sich ihrer aber schwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eignen Gemächlichkeit be-
 35 stehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt!

Sehr wohl! Nur schade, daß durch Auflösung dieses einzigen Knoten, welcher bey dem Terenz den Aeschinus und Atesiphon unter sich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater, verbindet, die ganze Maschine aus einander fällt, und aus Einem allgemeinen Interesse zwey ganz verschiedene entstehen, die bloß die Convenienz des Dichters, und keinesweges ihre eigene Natur zusammen hält!

Denn ist Aeschinus nicht bloß der angenommene, sondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea sich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich so nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verziehet, geschähe es auch in der besten Absicht von der Welt, so habe ich Recht, diesem gutherzigen Verführer mit aller der Festigkeit zu begegnen, mit welcher, bey dem Terenz, Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn ist, wenn es der eigene Sohn des Verzieherers ist, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich diesen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder ist, ihn öfters und ernstlich warne? Unser Verfasser setzt den Demea aus dem Verhältnisse, in welchem er bey dem Terenz stehet, aber er läßt ihm die nehmliche Ungefügigkeit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bey ihm schimpfet und tobet Demea noch weit ärger, als bey dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er „an seines Bruders Rinde Schimpf und Schande erleben muß.“ Wenn ihm nun aber dieser antwortete: „Du bist nicht klug, mein lieber „Bruder, wenn du glaubest, du könntest an meinem Rinde Schimpf „und Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube ist und bleibt, „so wird, wie das Unglück, also auch der Schimpf nur meine seyn. „Du magst es mit deinem Eifer wohl gut meinen; aber er geht zu „weit; er beleidiget mich. Falls du mich nur immer so ärgern willst, „so komm mir lieber nicht über die Schwelle! u. s. w.“ Wenn Micio, sage ich, dieses antwortete: nicht wahr, so wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht so antworten? Ja müßte er wohl eigentlich nicht so antworten?

Wie viel schicklicher eifert Demea bey dem Terenz. Dieser Aeschinus, den er ein so lächerliches Leben zu führen glaubt, ist noch immer sein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch bestehet der römische Micio weit mehr auf seinem Rechte als

der deutsche. Du hast mir, sagt er, deinen Sohn einmal überlassen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig ist;

— — nam ambos curare, propemodum

Reposcere illum est, quem dedisti — —

- 5 Diese versteckte Drohung, ihm seinen Sohn zurück zu geben, ist es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß sie alle väterliche Empfindungen bey ihm unterdrücken soll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nehmlichen Vorwürfe zu machen: aber er
10 kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er seinen Sohn nicht gänzlich will verderben lassen. Kurz, der Demea des Terenz ist ein Mann, der für das Wohl dessen besorgt ist, für den ihm die Natur zu sorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weise, aber die Weise macht den Grund nicht schlimmer. Der Demea unsers Verfassers hingegen
15 ist ein beschwerlicher Jänker, der sich aus Verwandtschaft zu allen Grobheiten berechtigt glaubt, die Micio auf keine Weise an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Acht und neunzigstes Stück.

Den 8ten April, 1768.

- 20 Eben so schielend und falsch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderschaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich denke es dem deutschen Aeschinus, daß er (*) „vielmals an den Thorheiten des Stesipho Antheil nehmen zu müssen geglaubt, um ihn, als „seinen Vetter, der Gefahr und öffentlichen Schande zu entreißen.“
25 Was Vetter? Und schickt es sich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbey bezeugte Sorgfalt und „Vorsicht; ich verwehre dir es auch inständige nicht?“ Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vettters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das sollte er ihm
30 verwehren. „Suche deinen Vetter, müßte er ihm höchstens sagen, so viel möglich von Thorheiten abzuhalten: wenn du aber findest, daß er durchaus darauf besteht, so entziehe dich ihm; denn dein guter Name muß dir werther seyn, als seiner.“

(*) Aufz. I. Aufz. 3. S. 18.

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierinn weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmet:

— — Illius opera nunc vivo! Festivum caput,

Qui omnia sibi post putarit esse prae meo commodo: 5

Maledicta, famam, meum amorem et peccatum in se transtulit. Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Grenzen gesetzt wissen. Zwar ist es wahr, daß unser Verfasser seinem Aeschinus die Thorheit überhaupt zu ersparen gewußt hat, die der Aeschinus des Terenz für seinen Bruder begehet. Eine gewaltsame Entführung 10 hat er in eine kleine Schlägerey verwandelt, an welcher sein wohlgezogener Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er sie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er diesen wohlgezogenen Jüngling, für einen ungezogenen Better noch viel zu viel thun.¹ Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weise gestatten, daß dieser ein 15 Kreatürchen, wie Citalise ist, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus seines Vaters? unter die Augen seiner tugendhaften Geliebten? Es ist nicht der verführerische Damsis, diese Pest für junge Leute, (*) dessenwegen der deutsche Aeschinus seinem lächerlichen Better die Niederlage bey sich erlaubt: es ist die bloße Convenienz des Dichters. 20

Wie vortrefflich hängt alles das bey dem Terenz zusammen! Wie richtig und nothwendig ist da auch die geringste Kleinigkeit motiviret! Aeschinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hause, in das sich sein Bruder verliebt hat. Aber er thut das, weniger um der Neigung seines Bruders zu willfahren, 25 als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit diesem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt: und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber sein Vaterland verlassen, als den Gegenstand seiner Liebe aus den Augen verlieren. (**)

(*) Seite 30. 30

(**) Act. II. Sc. 4.

A E. Hoc mihi dolet, nos paene sero scisse: et paene in eum locum Rediisse, ut si omnes cuperent, nihil tibi possent auxiliarier.

C T. Pudebat. A E. Ah, stultitia est istaec, non pudor, tam ob parvulam Rem paene e patria: turpe dictu. Deos quaeso ut istaec prohibeant. 35

¹ zu thun. [1768]

Noch erfährt Aeschinus zu rechter Zeit diesen Entschluß. Was soll er thun? Er bemächtigt sich in der Geschwindigkeit des Mädchens, und bringt sie in das Haus seines Oheims, um diesem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen ist zwar entführt, 5 aber sie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt sie auch ohne Anstand, und freuet sich nicht sowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde siehet, und über das Vertrauen, welches sie auf ihn dabey setzen wollen. Das größte ist geschehen; warum sollte er nicht noch eine Kleinigkeit 10 hinzuzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

— — — Argentum adnumeravit illico:

Dedit praeterea in sumptum dimidium minae.

Hat er dem Aesiphos das Mädchen gekauft, warum soll er ihm nicht verstaten, sich in seinem Hause mit ihr zu vergnügen? Da ist nach 15 den alten Sitten nichts, was im geringsten der Tugend und Ehrbarkeit widerspräche.

Aber nicht so in unsern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendste gemißbraucht. Anfangs ohne sein Wissen, und endlich gar mit seiner Genehmigung. Citalise ist 20 eine weit unanständigere Person, als selbst jene Psaltria; und unser Aesiphos will sie gar heyrathen. Wenn das der Terenzische Aesiphos mit seiner Psaltria vorgehabt hätte, so würde sich der Terenzische Micio sicherlich ganz anders dabey genommen haben. Er würde Citalisen die Thüre gewiesen, und mit dem Vater die kräftigsten 25 Mittel verabredet haben, einen sich so sträflich¹ emancipirenden Burtschen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt ist der deutsche Aesiphos von Anfange viel zu verderbt geschildert, und auch hierinn ist unser Verfasser von seinem Muster abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grausen, wo er 30 sich mit seinem Vetter über seinen Vater unterhält. (*)

Teander. Aber wie reimt sich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater schuldig bist?

Incaff. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.

35 (*) I. Aufz. 6. Aufz.

¹ sträflichen [1768]

Teander. Er sollte sie nicht verlangen?

Incaff. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es sagen wollte.

Teander. Unmenschlicher Sohn! Du bedenkst nicht, was du sagst. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So sprichst du ißt, da du ihn noch leben siehst. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Incaff. Hm! Ich weiß nun eben nicht, was da geschehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch so gar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht besser machen. Er spricht ja fast täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wärest!“ Heißt das Liebe? Kannst du verlangen, daß ich ihn wieder lieben soll?

Auch die strengste Zucht müßte ein Kind zu so unnatürlichen Gesinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer, aus irgend einer Ursache, fähig ist, verdienet nicht anders als sflavisch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausschweifenden Sohnes gegen den strengen Vater annehmen sollen: so müssen jenes Ausschweifungen kein grundböses Herz verrathen; es müssen nichts als Ausschweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtsamkeiten, Thorheiten des Stizels und Muthwillens seyn. Nach diesem Grundsätze haben Menander und Terenz ihren Stesipho geschildert. So streng ihn sein Vater hält, so entfährt ihm doch nie das geringste böse Wort gegen denselben. Das einzige, was man so nennen könnte, macht er auf die vortrefflichste Weise wieder gut. Er möchte seiner Liebe gern wenigstens ein Paar Tage, ruhig genießsen; er freuet sich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land, an seine Arbeit ist; und wünscht, daß er sich damit so abmatten, — so abmatten möge, daß er ganze drey Tage nicht aus dem Bette könne. Ein rascher Wunsch! aber man sehe, mit welchem Zusätze:

— — — utinam quidem

Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,

Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere.

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht schaden! — So recht! so recht, lebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich brücken wir

30

gern ein Auge zu! Das Böse, das du begehst, wird nicht sehr böse seyn! Du hast einen strengern Aufseher in dir, als selbst dein Vater ist! — Und so sind mehrere Züge in der Scene, aus der diese Stelle genommen ist. Der deutsche Ptesipho ist ein abgeseumter Bube, dem
5 Lügen und Betrug sehr geläufig sind: der römische hingegen ist in der äußersten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er seine Abwesenheit bey seinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.

Quid dicam? S. Y. Nil ne in mentem venit? C. T. Nunquam quicquam. S. Y. Tanto nequior.

Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? C. T. Sunt, quid postea?

S. Y. Hisce opera ut data sit. C. T. Quae non data sit? Non potest fieri!

Dieses naive, aufrichtige: quae non data sit! Der gute Jüngling
15 sucht einen Vorwand; und der schalkische Knecht schlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non potest fieri!

Neun und neunzigstes Stück.

Den 12ten April, 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns seinen Ptesipho am
20 Ende des Stücks beschämt, und durch die Beschämung auf dem Wege der Besserung, zu zeigen. Wohl aber mußte dieses unser Verfasser thun. Nur fürchte ich, daß der Zuschauer die kriechende Reue, und die furchtame Unterwerfung eines so leichtsinnigen Buben nicht für sehr aufrichtig halten kann. Eben so wenig, als die Gemüthsänderung
25 seines Vaters. Beider Umkehrung ist so wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, sein Stück schließen zu müssen, und die Verlegenheit, es auf eine bessere Art zu schließen, ein wenig zu sehr darin empfindet. — Ich weis überhaupt nicht,
30 woher so viele komische Dichter die Regel genommen haben, daß der Böse nothwendig am Ende des Stücks entweder bestraft werden, oder sich bessern müsse. In der Tragödie möchte diese Regel noch eher gelten; sie kann uns da mit dem Schicksale versöhnen, und Murren

in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft sie nicht allein nichts, sondern sie verdirbt vielmehr vieles. Wenigstens macht sie immer den Ausgang schielend, und kalt, und einförmig. Wenn die verschiedenen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur diese Handlung zu Ende bringen, warum sollen sie nicht bleiben, 5 wie sie waren? Aber freylich muß die Handlung sodann in etwas mehr, als in einer bloßen Collision der Charaktere, bestehen. Diese kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieser Charaktere, geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat als sie, nähert sich nicht sowohl 10 seinem Ziele, sondern schläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Collision, die Handlung mag sich ihrem Ende nähern, so viel als sie will, dennoch gleich stark fortbauert: so begreift man leicht, daß das Ende eben so lebhaft und unterhaltend seyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das ist gerade der Unterschied, der 15 sich zwischen dem letzten Akte des Terenz, und dem letzten unsers Verfassers befindet. Sobald wir in diesem hören, daß der strenge Vater hinter die Wahrheit gekommen: so können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es ist der fünfte Akt. Er wird Anfangs poltern und toben; bald darauf wird er sich besänftigen 20 lassen, wird sein Unrecht erkennen und so werden wollen, daß er nie wieder zu einer solchen Komödie den Stoff geben kann: desgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird sich zu bessern versprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich sehen, der in dem fünften Akte des Terenz 25 die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue ist längst zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß sie zu Ende ist. Keiner verändert sich; sondern jeder schleift nur dem andern eben so viel ab, als nöthig ist, ihn gegen den Nachtheil des Excesses zu verwahren. Der freygebige 30 Micio wird durch das Manöuvre des geizigen Demea dahin gebracht, daß er selbst das Uebermaß in seinem Bezeigen erkennet, und fragt:

Quod proluviū? quae istaec subita est largitas?

So wie umgekehrt der strenge Demea durch das Manöuvre des nachsichtsvollen Micio endlich erkennet, daß es nicht genug ist, nur immer zu tabeln 35 und zu bestrafen, sondern es auch gut sey, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unser Verfasser sich, gleichfalls zu seinem eigenem Nachtheile, von seinem Muster entfernt hat.

Terenz sagt es selbst, daß er in die Brüder des Menanders eine Episode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen, und so seine Brüder zusammen gesetzt habe. Diese Episode ist die gewaltsame Entführung der Psaltria durch den Aeschinus: und das Stück des Diphilus hieß, die mit einander Sterbenden.

Synapothnescontes Diphili comoedia est —
 10 In Graeca adolescens est, qui lenoni eripit
 Meretricem in prima fabula — —
 — — eum hic locum sumpsit sibi
 In Adelfhos — — —

Nach diesen beiden Umständen zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar
 15 Verliebte aufgeführt haben, die fest entschlossen waren, lieber mit
 einander zu sterben, als sich trennen zu lassen: und wer weiß was
 geschehen wäre, wenn sich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel
 geschlagen, und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt
 hätte? Den Entschluß, mit einander zu sterben, hat Terenz in den
 20 bloßen Entschluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzuziehen und
 Vater und Vaterland um sie zu verlassen, gemildert. Donatus sagt
 dieses ausdrücklich: Menander mori illum voluisse fingit, Terentius
 fugere. Aber sollte es in dieser Note des Donatus nicht Diphilus
 anstatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Mannius
 25 dieses schon angemerkt hat. (*) Denn der Dichter, wie wir gesehen,
 sagt es ja selbst, daß er diese ganze Episode von der Entführung
 nicht aus dem Menander, sondern aus dem Diphilus entlehnet habe;
 und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben sogar seinen Titel.

(*) Sylloge V. Miscell. cap. 10. Videat quaeso accuratus lector,
 30 num pro Menandro legendum sit Diphilus. Certe vel tota Comoedia, vel
 pars istius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata
 est. — Ita cum Diphili comoedia a commoriendo nomen habeat, et ibi
 dicatur adolescens mori voluisse, quod Terentius in fugere mutavit: omnino
 adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuam esse, et
 35 ex eo commoriendi cum puella studio *συναποθνησκοντες* nomen fabulae
 inditum esse. —

Indeß muß freylich, anstatt dieser von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrigue gewesen seyn, an der Aeschinus gleicher Weise für den Atesipho Antheil nahm, und wodurch er sich bey seiner Geliebte in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung so glücklich beschleunigte. 5 Worinn diese eigentlich bestanden, dürfte schwer zu errathen seyn. Sie mag aber bestanden haben, worinn sie will: so wird sie doch gewiß eben so wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen seyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch sie muß es gewesen seyn, wovon man noch überall sprach, als Demea in die 10 Stadt kam; auch sie muß die Gelegenheit und der Stoff gewesen seyn, worüber Demea gleich Anfangs mit seinem Bruder den Streit beginnet, in welchem sich beider Gemüthsarten so vortrefflich entwickeln.

— — Nam illa, quae antehac facta sunt

Omitto: modo quid designavit? —

15

Fores effregit, atque in aedes irruit

Alienas — — — —

— — clamant omnes, indignissime

Factum esse. Hoc adveniēti quot mihi, Micio

Dixere? in ore est omni populo —

20

Nun habe ich schon gesagt, daß unser Verfasser diese gewaltsame Entführung in eine kleine Schlägerey verwandelt hat. Er mag auch seine guten Ursachen dazu gehabt haben; wenn er nur diese Schlägerey selbst, nicht so spät hätte geschehen lassen. Auch sie sollte und müßte das seyn, was den strengen Vater aufbringt. So aber ist er schon 25 aufgebracht, ehe sie geschieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringsten Anlaß. Er sagt zwar: „Alle „Leute reden von der schlechten Aufführung deines Sohnes; ich darf „nur einmal den Fuß in die Stadt setzen, so höre ich mein blaues „Wunder.“ Aber was denn die Leute eben ist reden; worinn das 30 blaue Wunder bestanden, das er eben ist gehört, und worüber er ausdrücklich mit seinem Bruder zu zanken kömmt, das hören wir nicht, und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unser Verfasser hätte den Umstand, der den Demea in Harnisch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht versehen müssen! 35 Wenigstens, wenn er ihn versehen wollen, hätte er den Demea im

ersten Akte seine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart seines Bruders nur nach und nach müssen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplagen lassen. —

Möchten wenigstens nur diejenigen Stücke des Menanders auf 5 uns gekommen seyn, welche Terenz genuzet hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenders denken, als eine Vergleichung dieser griechischen Originale mit den lateinischen Kopieen seyn würde.

Denn gewiß ist es, daß Terenz kein bloßer slavischer Uebersetzer gewesen. Auch da, wo er den Faden des Menandrischen Stückes 10 völlig beybehalten, hat er sich noch manchen kleinen Zusatz, manche Verstärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt; wie uns deren verschiedne Donatus in seinen Scholien angezeigt. Nur Schade, daß sich Donatus immer so kurz, und öfters so dunkel darüber ausdrückt, (weil zu seiner Zeit die Stücke des Menanders noch selbst 15 in jedermanns Händen waren,) daß es schwer wird, über den Werth oder Unwerth solcher Terenzischen Künsteleyen etwas Zuverlässiges zu sagen. In den Brüdern findet sich hiervon ein sehr merkwürdiges Exempel.

Hundertstes Stück.

20

Den 15ten April, 1768.

Demea, wie schon angemerkt, will im fünften Akte dem Micio eine Lection nach seiner Art geben. Er stellt sich lustig, um die andern wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er spielt den Freygebigen, aber nicht aus seinem, sondern aus des Bruders 25 Beutel; er möchte diesen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende sagen zu können: „Nun „sieh, was du von deiner Gutherzigkeit hast!“ So lange der ehrliche Micio nur von seinem Vermögen dabey zuseht, lassen wir uns den hämischen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kömmt es dem Verräther 30 gar ein, den guten Hagestolze mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich sehen, daß es Ernst damit wird, daß sich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen

ernsthafte Wendung hätte ausweichen können: wahrlich, so wissen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltner seyn sollen; ob auf den Demea, oder auf den Micio. (*)

Demea. Ja wohl ist das mein Wille! Wir müssen von nun an mit diesen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müssen ihnen 5 auf alle Weise ausshelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeschinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es schickt sich auch nicht anders für uns. — Denn erst ist sie seiner Frauen Mutter — 10

Micio. Nun dann?

Demea. Auf die nichts zu sagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bey Jahren ist sie auch.

Micio. Ja wohl. 15

Demea. Kinder kann sie schon lange nicht mehr haben. Dazu ist niemand, der sich um sie bekümmerte; sie ist ganz verlassen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heyrathen, Bruder. Und du, (zum Aeschinus) mußt ja machen, daß er es thut. 20

Micio. Ich? sie heyrathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du! wie gesagt, du!

Micio. Du bist nicht klug. 25

Demea. (zum Aeschinus) Nun zeige, was du kannst! Er muß!

(*) Act V. Sc. VIII.

DE. Ego vero jubeo, et in hac re, et in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. AES. Ita quaeso pater. 30

MI. Haud aliter censeo. DE. Imo hercle ita nobis decet.

Primum hujus uxoris est mater. MI. Quid postea?

DE. Proba, et modesta. MI. Ita ajunt. DE. Natu grandior.

MI. Scio. DE. Parere jam diu haec per annos non potest:

Nec qui eam respiciat, quisquam est; sola est. MI. Quam hic rem agit? 35

DE. Hanc te aequum est ducere; et te operam, ut fiat, dare.

MI. Me ducere autem? DE. Te. MI. Me? DE. Te inquam. MI. Ineptis.

DE. Si tu sis homo,

Aeschinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Gese, kannst ihm noch folgen?

Demea. Du streibest dich umsonst: es kann nun einmal nicht anders seyn.

5 Micio. Du schwärmst.

Aeschinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Rahest du? Geh!

Demea. O, so mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Bist du wohl bey Verstande? Ich, in meinem fünf
10 und sechzigsten Jahre noch heyrathen? Und ein altes verlebtes Weib
heyrathen? Das könnet ihr mir zumuthen?

Aeschinus. Thu es immer; ich habe es ihnen versprochen.

Micio. Versprochen gar? — Bürschchen, versprich für dich,
was du versprechen willst!

15 Demea. Frisch! Wenn es nun etwas wichtigeres wäre, warum
er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigeres seyn könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeschinus. Sey uns nicht zuwider!

20 Demea. Fort, versprich!

Micio. Wie lange soll das währen?

Aeschinus. Bis du dich erbitten lassen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thu ein Uebriges, guter Micio.

25 Micio. Nun dann; — ob ich es zwar sehr unrecht, sehr ab-

Hic faciat. AES. Mi pater. MI. Quid? Tu autem huic, asine, auscultas.

DE. Nihil agis,

Fieri aliter non potest. MI. Deliras. AES. Sine te exorem, mi pater.

MI. Insanis, aufer. DE. Age, da veniam filio. MI. Satin' sanus es?

Ego novus maritus anno demum quinto et sexagesimo

30 Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne estis auctores mihi?

AES. Fac; promisi ego illis. MI. Promisti autem? de te largitor puer.

DE. Age, quid, si quid te majus oret? MI. Quasi non hoc sit maximum.

DE. Da veniam. AES. Ne gravere. DE. Fac, promitte. MI. Non omittitis?¹

AES. Non; nisi te exorem. MI. Vis est haec quidem. DE. Age prolixo Micio.

35 MI. Etsi hoc mihi pravum, ineptum, absurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: si vos tantopere istuc vultis, fiat. — — —

¹ Non omittis? [1768]

geschmackt finde; ob es sich schon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimet: — weil ihr doch so sehr darauf besteht; es sey!

„Nein, sagt die Critik; das ist zu viel! Der Dichter ist hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu seiner Rechtfertigung sagen könnte, wäre dieses, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen. Doch Micio hat sich bis dahin so liebenswürdig bewiesen, er hat so viel Verstand, so viele Kenntniß der Welt gezeigt, daß diese seine letzte Ausschweifung wider alle Wahrscheinlichkeit ist, und den feinern Zuschauer nothwendig beleidigen muß. Wie gesagt also: der Dichter ist hier zu tadeln, auf alle Weise zu tadeln!“

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue englische Uebersetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadelns auf den Menander zurückschieben; und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweisen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit seines Originals in dieser Stelle wenigstens sehr gemildert habe. Donatus sagt nehmlich: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius *ευντητικως*.

„Es ist sehr sonderbar,“ erklärt sich Colmann, „daß diese Anmerkung des Donatus so gänzlich von allen Kunstrichtern übersehen worden, da sie, bey unserm Verluste des Menanders, doch um so viel mehr Aufmerksamkeit verdienet. Unstreitig ist es, daß Terenz in dem letzten Akte dem Plane des Menanders gefolgt ist: ob er nun aber schon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter zu verheyrathen, angenommen, so lernen wir doch vom Donatus, daß dieser Umstand ihm selber anstößig gewesen, und er sein Original dahin verbessert, daß er den Micio alle den Widerwillen gegen eine solche Verbindung äußern lassen, den er in dem Stücke des Menanders, wie es scheint, nicht geäußert hatte.“

Es ist nicht unmöglich, daß ein Römischer Dichter nicht einmal etwas besser könne gemacht haben, als ein Griechischer. Aber der bloßen Möglichkeit wegen, möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meint also, die Worte des Donatus: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, hießen so viel, als: bey dem Menander streibet sich der Alte gegen die Heyrath nicht. Aber wie, wenn sie das nicht hießen? Wenn sie vielmehr zu über-

sehen wären: beym Menander fällt man dem Alten mit der
 Heyrath nicht beschwerlich? Nuptias gravari würde zwar
 allerdings jenes heißen: aber auch de nuptiis gravari? In jener
 Redensart wird gravari gleichsam als ein Deponens gebraucht: in
 5 dieser aber ist es ja wohl das eigentliche Passivum, und kann also
 meine Auslegung nicht allein leiden, sondern vielleicht wohl gar keine
 andere leiden, als sie.

Wäre aber dieses: wie stünde es dann um den Terenz? Er
 hätte sein Original so wenig verbessert, daß er es vielmehr ver-
 10 schlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheyrathung
 des Micio, durch die Weigerung desselben, nicht gemildert, sondern
 sie selber erfunden. Terentius *ευφημικως*! Aber nur, daß es mit
 den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her ist!

Hundert und erstes, zweytes, drittes und vierthes Stück.

15

Den 19ten April 1768.

Hundert und erstes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen,
 den Jahrgang dieser Blätter nur aus hundert Stücken bestehen zu
 lassen. Zwey und funfzig Wochen, und die Woche zwey Stück, geben
 zwar allerdings hundert und viere. Aber warum sollte, unter allen
 20 Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftsteller kein Feyertag
 zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: ist ja
 so wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publico, in meinem
 Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück versprochen. Ich werde
 25 die guten Leute schon nicht zu Lügnern machen müssen.

Die Frage ist nur, wie fange ich es am besten an? — Der
 Zeug ist schon verschnitten: ich werde einsücken oder recken müssen. —
 Aber das klingt so stüpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich
 hätte einfallen sollen: die Gewohnheit der Schauspieler, auf ihre
 30 Hauptvorstellung ein kleines Nachspiel folgen zu lassen. Das Nach-
 spiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorher-
 gehenden nicht in der geringsten Verbindung zu stehen. — So ein

Nachspiel dann, mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz ersparen wollte.

Erst ein Wort von mir selbst! Denn warum sollte nicht auch ein Nachspiel einen Prolog haben dürfen, der sich mit einem Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfinge? 5

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und sich träumen ließ, daß ich bey diesem Unternehmen 10 wohl nützlich seyn könnte? — Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber 15 auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu seyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne? 20

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den Lehrern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freygebzig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und 25 Farben verquistet, ist ein Mahler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuerern erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in 30 mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich 35 zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.

Ich bin daher immer beschämt oder verdrücklich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift 5 auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke den Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande 10 bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frey, von unwillkürlichen Zerstreungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß 15 zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun, folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben 20 lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle erste Gedanken, als De la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte: (*) so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind, und 25 daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine erste Gedanken sind gewiß kein Haar besser, als

(*) An opinion JOHN DE LA CASA, archbishop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Christian was writing a book (not for his private amusement, but) where his intent and 30 purpose was bona fide, to print and publish it to the world, his first thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleased with this theory of John de la Casa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the best acres in the Shandy estate, to have been the broacher of it; — but 35 as he could not have the honour of it in the literal sense of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would say, is the devil etc. (Life and Op. of Tristram Shandy Vol. V. p. 74.)

Jedermanns erste Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause.

— Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamem, oder, wie es meinen rüstigern Freunden scheint, so faulen Arbeiter macht, selbst das, an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte. 5

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bey mir gelacht zu haben, der sich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften, einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey seinen Didaskalien zu thun gewesen. (*) — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführt worden! 10 20

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bey mir: wenigstens hatte mir Dione Allacci desfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und unsere igtlebende Casauboni würden 25 30

(*) (Animadv. in Athenaeum Libr. VI. cap. 7.) *Διδασκαλία* accipitur pro eo scripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo et quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, soli aestimabunt illi, qui norunt quam infirma et tenuia praesidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animus appulerunt. Ego non dubito, eo potissimum spectasse Aristotelem, cum *Διδασκαλίας* suas componeret — 35

die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedente, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In
 5 welchem Jahre Ludewigs des Bierzehnten, oder Ludewigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführt worden: das würden sie bey mir gesucht, und zu ihrem großen Erstaunen nicht
 10 gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts schlechteres.

15 „Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des „Dichters, als des Schauspielers hier thun würde.“

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüssig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist
 20 verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber, hat man in verschiedenen Sprachen genug: aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sey, deren wüßte ich kaum
 25 zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheineth, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja
 30 öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Critik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu
 35 meiner, und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bey dieser ist freylich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bey dem Ziele sehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und 5 weiter hinausgesteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet: so frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht be- 10 fördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: keinen eigenen haben zu 15 wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber 20 wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheule für Musik, uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses lebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, 25 in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche. 30

Ich war also genöthiget, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die sie vorläufig thun mußte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rech- 35 ten Weg zu gelangen, und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübet, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie 5 der Mahler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo 10 so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.

Aber man kann studieren, und sich tief in den Irrthum hinein studieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht be- 15 gegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiret hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne 20 Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indesß steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur frehlich nicht so faßlich, und daher 25 mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

30 Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, 35 auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bey unsern

Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige Englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die Französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Bedanterey zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verscherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater bezumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegner seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige behläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bey dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerley Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch

nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für
5 Prahlerey nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu
setze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein
Corneille seyn, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben.
Ich werde es zuverlässig besser machen; — und mir doch wenig
darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was
10 jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unsere kritische Wallfische! Ich freue mich im
voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und
allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in
dem Salzwasser zu Halle! —

15 Und mit diesem Uebergange, — sinnreicher muß er nicht seyn, —
mag denn der Ton des ernsthaften Prologs in den Ton des Nach-
spiels verschmelzen, wozu ich diese letztern Blätter bestimmte. Wer
hätte mich auch sonst erinnern können, daß es Zeit sey, dieses Nach-
spiel anfangen zu lassen, als eben der Hr. StL, welcher in der deut-
20 schen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klog, den Inhalt desselben
bereits angekündigt hat? — (*)

Aber was bekümmt denn der schnackische Mann in dem bunten
Säckchen, daß er so dienstfärtig mit seiner Trommel ist? Ich erinnere
mich nicht, daß ich ihm etwas dafür versprochen hätte. Er mag wohl
25 bloß zu seinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weis, wo er
alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gassen, die ihn mit
einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der ersten Hand von ihm zu
erfahren bekümmt. Er muß einen Wahrsagergeist haben, Troß der
Magd in der Apostelgeschichte. Denn wer hätte es ihm sonst sagen
30 können, daß der Verfasser der Dramaturgie auch mit der Verleger
derselben ist? Wer hätte ihm sonst die geheimen Ursachen entdecken
können, warum ich der einen Schauspielerinn eine sonore Stimme
bengelegt, und das Probestück einer andern so erhoben habe? Ich
war freylich damals in beide verliebt: aber ich hätte doch nimmermehr
35 geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen sollte. Die Damen

(*) Neuntes Stück S. 60.

können es ihm auch unmöglich selbst gesagt haben: folglich hat es mit dem Wahrsagergeiste seine Nichtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftstellern, wenn unsere hochgebiethende Herren, die Journalisten und Zeitungsschreiber, mit solchen Kälbern pflügen wollen! Wenn sie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharffinnigkeit, sich auch noch solcher Stückchen aus der geheimsten Magie bedienen wollen: wer kann wider sie bestehen? 5

„Ich würde,“ schreibt dieser Hr. Stl. aus Eingebung seines Kobolts, „auch den zweyten Band der Dramaturgie anzeigen können, „wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfasser zu 10 „viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beschließen könnte.“

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. Es ist nicht ganz ohne, was das böse Ding dem guten Stl. hier eingeblasen. Ich hatte allerdings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern erzählen, warum dieses 15 Werk so oft unterbrochen worden; warum in zwey Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburth zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks 20 überhaupt, einige Betrachtungen anstellen. Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber, das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr, für sie: wenigstens, der¹ rechtschaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolte also 25 nicht immer so ganz! Sie sehen es: was solch Geschmeiß des bösen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach seiner Narrheit geantwortet, damit er sich nicht weise dünke. Denn eben dieser Mund sagt: antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, damit du ihm nicht 30 gleich werdest! Das ist: antworte ihm nicht so nach seiner Narrheit, daß die Sache selbst darüber vergessen wird; als wodurch du ihm gleich werden würdest. Und so wende ich mich wieder an meinen ernsthaften Leser, den ich dieser Possen wegen ernstlich um Bergeung bitte. 35

¹ [vielleicht nur verdrückt statt] die

Es ist die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber sage, 5 erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabey, daß diese Hoffnung fehl schlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur 10 Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte; und es wird sich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregister einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende 15 führet, und mir zeigt, was für einen periodischen Nutzen ich einem solchen periodischen Blatte hätte ertheilen können und sollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, 20 ist schon wieder verschwunden: und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der seyn, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir sehr gleichgültig seyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein großes 25 Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit seyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nehmlichen Undienste scheitern könnten, durch welche meine gescheitert sind? Die Welt verliert nichts, daß 30 ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwey an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines bessern Schriftstellers eben so ins Stecken geriethe; und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichste, unter ähnlichen Umständen 35 unternommene Werk verunglücken sollte und müßte.

In diesem Betracht stehe ich nicht an, und halte es für meine

Schuldigkeit, dem Publico ein sonderbares Complot zu denunciern. Eben diese Dodsley und Compagnie, welche sich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubet, lassen seit einiger Zeit einen Aufsatz, gedruckt und geschrieben, bey den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort so lautet:

5

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beyhülfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig denenjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen werden, (wie es, zum Exempel, die neuauferichtete in Hamburg und anderer Orten vor- 10 gebliche Handlungen mehrere) das Selbst-Verlegen zu verwehren, und ihnen ohne Ansehen nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise alle Zeit um die Hälfte zu verringern. Die diesen Vorhaben bereits beygetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingesehen, daß eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil 15 gereichen müsse, haben sich entschlossen, zu Unterstützung dieses Vorhabens, eine Casse aufzurichten, und eine ansehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerst noch nicht zu nennen, dabey aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen gutgesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur 20 Vermehrung der Casse, desgleichen, und ersuchen, auch unsern Verlag bestens zu recommendiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, so werden wir der Ersten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung 25 zu hocken und zu stören anfange. So viel versichern wir, so wohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam seyn, so bald jemanden von unserer Gesellschaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker 30 hinwieder allen Schaden zuzufügen, sondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von alle Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändler-Gesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich los zu machen, oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch weit geringer verkaufen zu sehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unsrer Gesellschaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Casse 35 eine ansehnliche Vergütung wiederfahren zu lassen nicht ermangeln. Und so hoffen wir, daß sich auch die übrigen Unordnungen bey der

Buchhandlung mit Beyhülfe gutgefinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Oster-Messen selbst nach Leipzig, wo nicht, so werden wir doch desfalls Commission geben. Wir empfehlen uns Deren guten Gefinnungen und verbleiben Deren getreuen Mitcollegen,

J. Dobsley und Compagnie.

Wenn dieser Aufsatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu steuern, so würde schwerlich ein Gelehrter ihm seinen Beyfall versagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.“ Das möchte seyn; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbst-Verlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihren wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbst-Verlegen jemals verbotnen gewesen? Und wie kann es verbotnen seyn? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? „Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung.“ Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bey einem Manne Pakete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschliessenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dobsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Daß sie ihre Bertheidigung beyfügen — wenn anders eine Bertheidigung für sie möglich ist — werde ich ihnen nicht verdanken. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten, der klein genug seyn kann, ihnen seine Feder dazu zu

leihen, abfassen lassen, in welchem sie wollen: selbst in dem so interessanten der Kloßischen Schule, reich an allerley Hiftörchen und Anekdoten und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im voraus die geringste Insinuation, daß es gekränkter Eigennuß sey, der mich so warm gegen sie sprechen lassen, für eine 5 Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie schon gesagt, mehr als einen rechtschaffenen Mann unter den Buchhändlern, dessen Vermittelung ich ein solches Geschäft gern überlasse. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und 10 meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlimmern Menschen sind. Denn jeder von ihnen macht seinen coup de main für sich: Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweise rauben.

Das Beste ist, daß ihre Einladung wohl von den wenigsten 15 dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnizische Projekt auszuführen.

Ende des zweyten Bandes.¹

¹ [Darauf folgt noch:] Gedruckt mit Clermondtschen Schriften. [und] Mit allergnädigsten Churfürstlichen Privilegio.

Aus:

Hamburgische Neue Zeitung.

1767.¹

Berlin. Carl Wilhelm Ramlers Oden, bey Christian
 5 Friedrich Voss. 8. 1767. 114 Seit. Nur wenig Lesern wird der
 Name eines Ramlers unbekannt seyn. Die Welt kennet in ihm einen
 eben so grossen Poeten als Kunstrichter, und Deutschland kann auf seinen
 Landsmann stolz seyn. Wir können ihn, ohne Schmeicheley, unsern
 Pindar, unsern Horaz nennen, und alle unsre Nachbarn auffodern, uns
 10 einen Mann darzustellen, der ihm gleiche. — Auch konnte Ramler in
 keinem glücklichern Zeitpuncte geböhren werden. Grosse Helden haben
 allezeit grosse Dichter gefunden, und kein König ist vielleicht jemals
 schöner besungen worden. Seine Ode an den König:

15 Friedrich! du dem ein Gott das für die Sterblichen
 Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
 Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos erfüllst,
 Siehe! deiner von Ruhm trundenen Tage sind
 Zwanzig tausend entflohn! u. s. w.

Die Wiederkunft des Königs, an die Muse, an die Stadt
 20 Berlin, und mehrere sind mit den prächtigsten Oden des Horaz,
 Descende caelo etc. Caelo tonantem etc. in einer Reihe zu setzen.
 Ptolomäus und Berenice ist wenigstens eben so zärtlich, eben so
 vortreflich amöbaisirt, als donec gratus eram etc. Auf ein Ge-
 schütz ist eine Nachahmung von Ille et nefasto etc. Und dieser Dichter
 25 ist, wenn er reimt, eben so gedrungen, als er in dem Alcäischen Sylben-
 masse harmonisch ist. Der öftere Gebrauch der Götterlehre würde bey

¹ [Kaiserlich-privilegirte Hamburgische Neue Zeitung. 148. Stüd. Montag, den 21. Septembr. 1767. Gelehrte Sachen.]

jedem andern zu tabeln seyn, für ihn scheint die Mythologie erfunden. Möchten doch gewisse feindselige Züge, die im Kriege gemacht sind, der Nachwelt kein Denkmal von der Stärke unsers Hasses überliefern! Eine Ode von einem sanftern Inhalte nehme hier den übrigen Raum ein:

An Hymen.

5

Pyäens und Cytheren Sohn
Im schönsten Rausch geboren,
Gott Hymen, der du dir zum Thron
Das Hochzeitbett erkohren.

Dir fleht der sorgenvolle Greis:
„D Stifter der Geschlechter,
„Nimm, was ich nicht zu schützen weiß,
„Nimm mir die grossen Töchter!“

10

Dir schmückt das fromme Mädchen sich
Bey seinem Morgenliede;
Der weise Jüngling hofet auf dich,
Des falschen Amors müde.

15

Dich rufen junge Wittben an
Im hochbetrübten Schleyer;
Im Flor bekennet der Trauermann
Dir sein gewaltig Feuer.

20

Du mehr als andre Götter werth,
Dir flehen auch die Prinzen:
„Erfülle, was der Krieg geleert,
„Erfüll uns die Provinzen.“

25

O! wenn dich noch ein Opferchmaus
Herab vom Himmel ziehet:
So komm in meines Leukons Haus,
Der am Altare knieet!

O komm! zwey Ring an einer Hand,
Und um die Schläfe Myrthen,

30

Und um den Arm ein goldnes Band,
Das Knie der Braut zu gürtten.

5 Die, wann von Wein und Liebe voll,
Ein Gast zu viel begehret,
Und sie doch etwas wissen soll,
Am liebsten Band entbehret.

10 Die Schaar der trunkenen Räuber theilt
Sich in die goldne Beute:
Sie flieht indeß, — der Liebling eilt,
Und giebt ihr das Geleite.

**

Aus:
Hamburgische Neue Zeitung.

1768.¹

Der Pastor Primarius zu Camenz in der Lausitz, Hr. M. Joh. Gottfr. Lessing, feierte am 1. Jan. dieses Jahrs sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum in einer besondern Predigt über den Text, Ps. 71 v. 17. 18. „Gott, Du hast mich von Jugend auf gelehret“ ꝛ. Dieser würdige Greis ist 75 Jahr alt und hat noch ein sehr gutes Gedächtniß und muntres Gesicht.

¹ [Kaiserlich - privilegirte Hamburgische Neue Zeitung. 35. Stück. Dienstag, den 1. März. 1768].

Aus:
Staats- und Gelehrte Zeitung
Des
Hamburgischen
5 unpartheyischen Correspondenten.
1768.¹

Hamburg. „Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechischen
„übersezt von J. G. Meusel. Nebst einer Vorrede von Herrn Kloß.
„Halle, bey Curt. 1768. in 8. 13 Bogen.“ „Alles, belieben der
10 Herr geheime Rath Kloß sich gleich zu Anfange ihrer Vorrede aus-
zubrüden, alles, was ich von der Güte und Treue dieser Ueber-
sezung sagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfassers
unnöthig gemacht. Diese sind wegen ihrer starken Empfehlungen, die
sie von der Belesenheit, dem Geschmack und der Beurtheilungskraft
15 erhalten, auch für den Werth dieser Arbeit Bürge.“ Gewiß, wir
müssen uns schämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen
Schriften des Herrn Meusels ganz und gar nicht bekannt sind.
Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig gewesen, für den
Ruhm seines Freundes und für unsere Unwissenheit² ein wenig mehr
20 zu sorgen! Hätte er uns doch nur einige von diesen Schriften nahmhaft
gemacht! Wir rechnen viel zu sehr auf sein Wort, als daß wir würden
angestanden haben, die gegenwärtige Uebersetzung lediglich nach diesen

¹ [Staats- und Gelehrte Zeitung Des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. Anno 1768. Num. 123. (Am Dienstage, den 2 August.) Von gelehrten Sachen. Dazu die Bemerkung: „Der Leser beliebe sich zu erinnern, daß alle mit * bezeichnete Artikel eingeschickt sind, und daß also der Verfasser des Correspondenten an obigem Artikel, der den Verlegern eingesandt worden, nicht Theil nehme.“ Meusels Antwort steht in Nr. 143 vom 6. September 1768.] ² Unwissenheit [verbrüdt 1768]

Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir sie nur aus sich selbst beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußersten Verlegenheit, unser Urtheil mit seinem zu vereinigen — Nur gleich eine Probe: Auf der 10ten Seite dieses verdeutschten Apollodors heißt es von dem Drion: „Er kam hierauf nach Chios, und vermählte sich mit der Merope, einer Tochter des Denopions. Der betrunkene Denopion blendete ihn im Schlafe, und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede gieng, einen Knaben raubte, ihn auf seine Schultern setzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenstrahlen erhitzt, sein Gesicht wieder, und kam eilends wieder zum Denopion.“ Aus der Uebersetzung ist, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Drion, mit der Merope vermählt, wird von seinem betrunkenen Schwiegervater geblindet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Drion, oder Denopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch, das schielende, nachlässige Deutsch ist der geringste Fehler. So leicht Apollodor schreibt, (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der Griechischen Sprache mit zuerst) so wenig hat ihn Hr. Meusel doch öfters verstanden; und diese einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drey recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor sagt nicht, daß Drion sich mit der Merope vermählt habe: *ἐμνηστεύσατο* heißt bloß, er hielt um sie an, er suchte sie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Denopion blendete den Drion: wozu hätte sich Denopion dazu erst betrinken müssen? sondern Denopion machte den Drion betrunken; und so blendete er ihn; *μεθύσας* ist hier von *μεθύσκω*, ich mache betrunken, nicht von *μεθύω*, ich bin betrunken; und Herr Meusel hätte wol wissen können, daß jenes Tempora von diesem entlehnet. 3) Nachdem Drion das Gesicht wieder erlangt hatte, kam er nicht bloß eilends wieder zum Denopion, sondern Apollodor sagt, *ἐπι τοῦ Οἰνοπιῶνα ἐσπεύδειν*, er eilte wider den Denopion, d. i. er eilte, sich an ihm zu rächen — Wir konnten, wie gesagt, die Uebersetzung des Herrn Meusel nicht nach seinen eignen Schriften beurtheilen: wehe ihm, wenn man seine eigne Schriften nach dieser Uebersetzung beurtheilen darf! — Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Kloß insbesondere etwas zu erwähnen, ist nicht nöthig. Sie ist, wie alles, was dieser große Gelehrte schreibt,

voll eigenthümlicher Beurtheilungen. J. E. Wo er betauert, daß die zwölf Bücher des Apollodor über das Homerische Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, setzt er hinzu: „Ich stelle mir vor, (wer in der Welt hätte sich so etwas vorstellen können, als der Herr geheime Rath Kloß!) als ob die alte Erdbeschreibung dadurch gewonnen haben würde.“ Voller Bewunderung rufen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verschiedene Bauart aller der Schiffe so viel verschiedener Völker in seinem Werke untersucht, und etwa aus alten geschnittenen Steinen erläutert haben sollte, 10 das ist uns selbst nie wahrscheinlich vorgekommen; ob wir schon dabey bekennen, daß wir uns schwerlich getrauet haben dürften, eben dieselbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath seine Leser überrascht.

Briefe,
antiquarischen Inhalts:

*Αγωνισμα μαλλον ες το παραχρημα
ακουειν η κτημα ες δει —*

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Erster Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai. 1768.

[Von den „Antiquarischen Briefen“ erschienen einige (Brief 1–5, 9, 51) zuerst in der „Kaiserlich-privilegirten Hamburgischen Neuen Zeitung“ 1768 (207 Stücke zu durchschnittlich 4 Seiten 4°; = 1768 a), der erste auch in der „Staats- und Gelehrten Zeitung Des Hamburgischen unparteiischen Correspondenten. Anno 1768.“ (210 Nummern zu durchschnittlich 4 Seiten 4°). Darnach wurden dieselben Briefe, sicherlich nicht unter Lessings eigner Aufsicht, zusammen mit einer Antwort von Klotz wieder abgedruckt unter dem Titel „Briefe von Herrn Lessing und Herrn Klotz, betreffend des ersten Lauffoon und des letztern Wert von alten geschnittenen Steinen. 1768.“ (64 Seiten 8°; = 1768 b).

Gesammelt erschien der erste Teil der „Antiquarischen Briefe“ (3 unpaginierte Blätter und 256 Seiten 8°) zur Michaelismesse 1768; der zweite Teil (Titelblatt und 276 Seiten 8°) war am 10. August 1769 fertig. Den durch Fehler mannigfach entstellten Druck besorgte Lessings eigene, von ihm mit Bode gemeinsam betriebene Druckerei. Von beiden Händen wurde nur ein einziger Druckfah veranstaltet; doch weisen die mir vorliegenden Exemplare des ersten Bandes bei aller Übereinstimmung in den zufälligsten Unebenheiten des Druckes mehrfache kleine Verschiedenheiten auf, die durch Verbesserungen während des Druckes hervorgerufen sind. Die ersten, am wenigsten korrigierten Exemplare (= 1768 c) sind auf gewöhnliches Druckpapier gedruckt, haben im Votivo des Titelblattes den Fehler *Αγωνισμα* statt *Αγωνισμοα*, ferner S. 18, Z. 11 (S. 289, Z. 27 in dieser Ausgabe) nicht zu sehen ohne Komma, S. 62, Z. 3 (S. 257, Z. 24 in dieser Ausgabe) Doch zugegeben, S. 194, Z. 9 (S. 308, Z. 3 in dieser Ausgabe) *Σαπիր* statt *Σαππիր*, S. 199, Z. 22 und 23 (S. 310, Z. 8 in dieser Ausgabe) *Wesner* mit Strichpunkt und nicht mit Komma, S. 207, Z. 17 (S. 313, Z. 30 in dieser Ausgabe) *sculpendo* statt *scalpendo*. Andere, teilweise korrigierte Exemplare (= 1768 d) sind auf schönes Schreibpapier gedruckt und verbessern S. 18 das fehlende Komma hinter *sehen*, S. 62 *Doch* in *Doch zugegeben*, ebenso *Αγωνισμοα* auf dem Titel — die letztere Änderung ist jedoch von geringerem Belange, da das verbesserte Titelblatt selbständig hineingeklebt ist; es können daher auch bei 1768 d und sogar bei 1768 e noch fehlerhafte Titelblätter vorkommen. Die am besten korrigierten Exemplare (= 1768 e), gleichfalls auf schönes Schreibpapier gedruckt, verbessern außer den Irrtümern auf S. 18 und 62 auch noch die Fehler auf S. 194 und 207 sowie die falsche Interpunktion auf S. 199 und haben überdies am Schlusse auf einem besonders eingeklebten Blatte ein Druckfehlerverzeichnis. Im zweiten Teile der „Antiquarischen Briefe“ waren ähnliche Verschiedenheiten der einzelnen Exemplare nicht zu entdecken.

Vom ersten Teile veranstaltete Nicolai 1778 eine neue Ausgabe, die im Umfang und im Wortlaut des Titelblattes (außer der Jahreszahl) genau mit der ersten übereinstimmt. Dem Druck, der augenscheinlich nicht von Lessing selbst überwacht wurde, lag ein Exemplar von 1768 e zu Grunde, das aber ein fehlerhaftes Titelblatt mit *Αγωνισμα* hatte. Das Druckfehlerverzeichnis wurde bei diesem Neudrucke nur zum Teil benützt.

Der Druck in den „Sämtlichen Schriften“ (Berlin 1793), wo die „Antiquarischen Briefe“ im 11. und 12. Teil mit einer Vorrede und mit Zusätzen von Eschenburg sowie mit Lessings Entwürfen zu den unausgeführten späteren Briefen stehen, hat für die Textkritik keinen Wert.

Dem folgenden Drucke liegt 1768 o als die genaueste Ausgabe zu Grunde. Die wirklichen Abweichungen der übrigen Ausgaben von 1768 und 1778 sind sämtlich angemerkt mit Ausnahme der zweifellosen Druckfehler, zumal wenn Lessing diese selbst im Druckfehlerverzeichnis von 1768 e verbessert hat.]

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da 5 die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es bloße Zänkereien über mißverstandene Meinungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Recht= 10 fertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hoft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden. 15

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — *Vide quam sim antiquorum hominum!* antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, 20 daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Komplimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der 25 Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret.

Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit
5 entfernt.

Der Meidische, der Hämische, der Rangsuchtige, der Verheher, ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften
10 eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Erster Brief.¹

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Critik,
15 oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches (*) für nöthig gehalten, mit an-
20 zumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meiner wegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

25 Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schliessen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unver-

(*) Beytrag zum Reichspostreuter St. 45.

¹ [Zuerst gedruckt in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 97. Stüd. Montag, den 20. Junii. 1768; dann im Hamburgischen Correspondenten, Anno 1768. Num. 100. (Am Mittwoch, den 22 Junii.) beide Male mit der vollen Namensunterschrift:] Gott hold E ph r. Lessing. [Darnach in 1768 b gedruckt]

zeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worinn besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem unsrer¹ besten Kunst- 5
„richter“ (dem Verfasser des Laokoon) „einfallen können, zu sagen,
„daß man so gar² vieler Gemählde nicht erwähnt finde, die die alten
„Mahler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten
„Artisten Geschmac gewesen zu seyn scheine, Handlungen aus diesem
„Dichter zu mahlen? Die Homerischen Gedichte waren ja gleichsam 10
„das Lehrbuch der alten Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegen-
„stände am liebsten ab. Erinnerete sich Hr. Lessing nicht an das große
„Homerische Gemählde des Polygnotus, welches zu unsern Tagen
„gleichsam wieder neu geschaffen worden ist? Unter denen vom Philo-
„stratus beschriebenen Gemählten sind drey Homerische, und die vom 15
„Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den Her-
„culanischen Gemählten ist eines, welches den Ulysses vorstellt,³ der
„zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen⁴ Werken will ich nur die
„merkwürdigsten anführen, u. s. w.“

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich bloß, daß 20
Herr Klotz nicht meiner Meinung ist, daß ihn meine Meinung be-
fremdet; aber er sagt nichts von Fehler, noch weniger von einem un-
verzeihlichen Fehler.

Doch, der Recensent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen
unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; 25
ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an
ihn, sondern an den Herrn Klotz selbst wenden. Und was kann ich
diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas 30
sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verschiedne⁵
Dinge sind: Gegenstände mahlen, die Homer behandelt hat, und diese
Gegenstände so mahlen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine

¹ unferer [Correspondent]

² sogar [Correspondent. 1768 cde. 1778]

³ vorstellt, [1768 b]

⁴ halb erhabenen [Correspondent 1768 b]

⁵ verschiedene [Correspondent. 1768 b]

Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoön nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemälde Homerische Gemälde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinethwegen. Aber was haben die Homerischen Gemälde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern¹ Künstlern vor-
10 geschlagen hat?

Die Beispiele, welche Herr Kloß mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämmt haben, sie Herr Kloßen vorzuhalten. Ich würde mich geschämmt haben, zu verstehen zu geben, Herr Kloß habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht
15 so gut gekannt, daß sie ihm da befallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das sonderbarste ist: ich habe diese Beispiele fast alle selbst angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoön angeführt, den Hr. Kloß bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen² Anführung
20 lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich
25 meine Leser auf den Fabricius(*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beispiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu
30 „seyen, Handlungen aus dem Homer zu mahlen,“ ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was diese Beispiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß so sehr die

(*) Bibl. Graec. Lib. II. c. VI. p. 345.

¹ neuen [1768 b] ² eignen [1768 b]

alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, (wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer mahlen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so mahlen, wie sie ihnen Homer vormahlt; sie sollen nicht so wohl eben die Gegenstände mahlen, welche Homer mahlt, als vielmehr das Gemählde selbst nachmahlen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beybehaltung der Ordnung¹ des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homerische Gemählde, weil sie den Stof dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eignen² Kunst, nicht nach dem Beispiele³ einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

Gingegen die Gemählde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemählde zum Homer, als Homerische Gemählde, als Gemählde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift,⁴ für den ist der Laotoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art⁵ seyn, als die Klopische.

Herr Klop hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem grossen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer⁶ besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

¹ Ordnung [1768 b] ² eigenen [Correspondent. 1768 b] ³ Beispiel [1768 b] ⁴ versteht, [1768 b]
⁵ Beschaffenheit [1768 b] ⁶ unsrer [Correspondent. 1768 b]

Zweyter Brief.¹

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Kloß ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und Kloß ein gar zu berühmter Name geworden. Es sey so, wie Sie meinen!

Aber ich muß bey der ersten wieder anfangen. Herr Kloß fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemählde „des Polygnotus?“

In der Lesche zu Delphi waren zwey große Gemählde des
10 Polygnotus. Welches meint Herr Kloß? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach seinem Allegate (*) muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen auffer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen
15 können. Aber die Griechen besaßen eine Menge andere Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemählde gefolgt; einem Lescheus, einem Stefichorus. Wie kann es also Herr Kloß ein Homerisches Gemählde nennen?

20 Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee: aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemähldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Rosti
25 gefolgt ist. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre besser gewesen, Herr Kloß hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

30 (*) Pausanias Libr. X. p. 859.

¹ [Querst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 115. Stüd. Donnerstag, den 21. Julii. 1768. Hier mit den Worten eingeleitet: „Der Brief, welchen wir, in dem gelehrten Artidel des 97ten Stüds, unsern Lesern mittheilten, hat verschiedne andre veranlaßt, in welchen Herr Lessing so wohl den übrigen Bestreitungen des Herrn Geheimberath Kloß begegnet, als auch über das Werk selbst, in welchem sie vorkommen, ein umständliches Urtheil fällt. Wir haben die Erlaubnis, sie gleichfalls bekant zu machen, und wollen uns derselben bedienen, ohne im geringsten an der Streitigkeit selbst Theil zu nehmen.“ Darnach wurde der Brief in 1768 b gedruckt.]

In beiden Gemälden hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten; ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eignen Erfindung mit einzumischen. Eine Freiheit, deren sich auch andere¹ alte Artisten bedienten, wenn sie Vorstellungen² aus der Trojanischen Epoche wählten! 5

Zwar habe ich schon gesagt, daß Herr Klotz diese Vorstellungen alle, meinetwegen immerhin Homerische Vorstellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben diese Gemälde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt 10 hatte, mit den Homerischen Gemälden zu thun, wie sie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den 15 schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhizung der Einbildungskraft, von Begeisterung, begnügt: ich habe in Beyspielen gezeigt, was für mahlerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, sie bloß darum zu loben, daß sie ihre 20 Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyspielen gewiesen, wie sie es anfangen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen³ Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem sich Caylus nichts träumen 25 lassen. —

Nothwehr entschuldiget Selbstlob.⁴ —

(*) Laokoön S. 227-231.⁵

(**) Laokoön S. 219-223.⁶

¹ andre [1768 b] ² Vorstellung [verdruckt 1778] ³ verschiednen [1768 b] ⁴ Vorwurf: trägt
1768 a noch:] (Nächstens ein mehreres.) ⁵ [Vb. IX, S. 136-138 in dieser Ausgabe] ⁶ Vn. . .
S. 132-134 in dieser Ausgabe]

Dritter Brief.¹

Ich komme also zu der zweyten Bestreitung des Herrn Kloß. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von der „Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu mahlen, sind
5 „leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher durch den Pinsel „selbst, als durch meine Feder werden würde.“

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Kloß vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte, oder unsers
10 beiderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu mahlen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln
15 genommen; oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus schlug nicht bloß den neuern Artisten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemahlt zu wissen;
20 wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden seyn würde; daß sich der
25 ganze mahlerische Geist des Dichters darinn zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das mahlerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Vors erste wendete ich ein: (**) daß Homer eine doppelte Gat-
30 tung von Wesen und Handlungen bearbeite,² sichtbare und unsichtba-

(*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

(**) Laotsoon XII.

¹ [Zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, Stück 116. Sonnabend, den 28. Julii. 1768. Mit der Überschrift] Fortsetzung der Besingschen Briefe. Dritter Brief. [Dann in 1768 b gedruckt.] ² bearbeitete, [1768 b] bearbeitet, [1778]

re; daß aber die Malherey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar sey; daß folglich, — wenn in den Gemählben des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmahe sich mit einander vermische, 5 — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was antwortet Herr Kloß auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie 10 denn? Darüber hat Herr Kloß nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Kloß den Pinsel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. 15 Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich, — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch 20 mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemählde ansehen kann, daß das, was man darinn sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemählde mit sehenden Augen so blind, oder 25 mit blinden Augen so sehend zu mahlen, daß sie von zwey oder mehrern Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe sie unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahlerische er- 30 wiesen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verlohren gehen müßten, durch welche sich bey dem Dichter die Götter über die 35 Menschen auszeichnen.

Auch dieses ist leicht zu beantworten? Und am besten mit dem Pinsel? — Abermals Schade, daß Herr Kloß den Pinsel nicht führet: schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und spielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch
 5 meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indesß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinwand anweisen
 10 wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, das sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach, in welcher Größe
 15 sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und broddingnatisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir
 20 darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sey, progressive Gemählde wären; die eigentliche Malhlerey aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.

25 Ich Dummkopf, der ich noch igt diese Einwendung für unwidersprechlich halte, blos weil sie auf das Wesen der verschiedenen Künste gegründet ist! Herr Kloß muß über mich lachen; und wenn Herr Kloß vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter seyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge
 30 des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demselben Gemählde darzustellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch¹ es nur; am Ende ist seiner Feder

(*) Laotoon XV.

¹ Versuche [1768 b]

nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.¹

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen² 5 Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemähde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht. 10

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagenen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemähde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse. 15

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkürlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemähden sehr schätzbare Kunstwerke darstellen können? 20

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals gelegnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Caylus aus dem Wahlbaren der Dichter, 25 aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemähde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.

¹ [Zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 118. Stück. Mittwoch, den 27. Julii. 1768. Mit der Überschrift:] Weitere Fortsetzung der Lessingschen Briefe. Vierter Brief. [Dann in 1768 b gedruckt] ² und kahlen [fehlt 1768 ab]

Fünfter Brief.¹

Sie bestehen darauf, daß Herr Klok diese Einwendungen nicht könne² gemeint haben; das Beyspiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

5 Gut, daß Sie auf dieses Beyspiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beyspiel, sagt Herr Klok, anzuführen: so verwirft „Lessing des Grafen³ Caylus Vorschlag, die Bewunderung der Tro- „janischen Greise über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche
10 „der Iliade, zu mahlen. Er nennt diese Episode einen eckeln Gegen- „stand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemahlte Su- „fanna, nebst den beiden verliebten Alten gesehen, ob ihnen dieser „Anblick eckelhaft gewesen, und widrige Empfindungen⁴ in ihrer Seele „erzeugt⁵ habe. Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne
15 „ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes⁶ Gesicht „zu geben? Mahlt der Künstler einen solchen Greis verliebt, so ist „das lächerliche Bild fertig. Aber Balthasar Denner und Bartholo- „mäus van⁷ der Helfst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten „Mannes gefallen könne. Ueberhaupt ist das, was Herr Lessing von
20 „den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken sagt, „eine Idee, die sie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur „davon bey dem Griechen, und der alte Künstler würde sie ohne Zweifel „auch nicht gefunden haben.“

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und diesen
25 angegedichteten Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge entgegen setzen, einen widerlegen heißt: so versteht sich in der Welt niemand besser auf das Widerlegen, als Herr Klok.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe.

30 Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eckeln Gegenstand genannt habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

¹ [Zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 118. Stck. Mittwoch, den 27. Julii. 1768. Dann in 1768 b gedruckt.] ² könnte [1768 b] ³ Grafens [1768 ab] ⁴ Empfindung [1768 a.] ⁵ erzeugt [1768 b. 1778; ebenso Klok] ⁶ eingefallnes [1768 b] ⁷ von [1768 b]

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: das ist bey alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man 5
 bloß einige zugleich mit vorgeschlagne¹ Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojanischen Greise machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder² müsse? Ich habe bloß gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer 10
 lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab³ ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeugis 15
 in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemählde des Zeugis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beyspiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey, in dem 20
 Geiste des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemahlet: aber Zeugis mahlte in dem Geiste des Homer. Jener wäre knechtisch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier sezet: anstatt daß Zeugis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und in- 25
 dem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht bloß nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Verwandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide wer da will: aber er verstehe mich nur erst. Ich will nichts außerordentliches 30
 gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts abgeschmacktes sagen.⁴ — Doch weiter. —⁵

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eiteln Gegenstand

¹ vorgeschlagene [1768 b. 1778] ² und [1768 b] ³ habe [1768 ab] ⁴ [Hier folgt 1768 a:]
 (Das weitere nächstens.) [Der Rest stand mit der Überschrift] Beschluß des 5. Briefs
 vom Herrn Lessing. [im 120. Stüd. Sonnabend, den 30. Julii. 1768.] ⁵ Doch weiter. —
 [fehlt 1768 ab]

genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdrucks,¹ mit der Caylus sie gemahlt wissen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer
 5 staunenden Bewunderung² auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathet, so gar ein edler Gegenstand sey. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er³ es ist;
 10 Herr Klop mag mir von einer Susanna des Rubens schwärzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom⁴ Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten
 15 Böcke! Was war dieser Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Eckel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dünnen Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene⁵ Gesicht machen den ver-
 20 liebten Alten zu einem eckeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man mahle ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den Trojanischen Greisen des Caylus: aber
 25 wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Klop sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt (*) „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nemlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen;
 30 denn der Affect, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden.“

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn

(*) Laofoon S. 221.⁶

¹ Ausdrucks, [1768 b]

² Bewunderung [1768 b]

³ der [verdruckt 1778]

⁴ von [1768 b]

⁵ eingefallne [1768 b]

⁶ [Ab. IX, S. 133 in dieser Ausgabe]

Kloß denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmännchen aufzustellen, an dem er seine Fechterstreichungen zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfordert wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? 5
 „Kann man denn keinen alten Mann vorstellen ohne ihm dürre Beine, „einen kahlen Kopf, und ein eingefallnes¹ Gesicht zu geben?“ Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van² 10
 „der Helfst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallnen könne.“ Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van² der Helfst, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt³ hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch 15
 ohne diese Meister wissen würde; ja ohne alle Meister in der Welt.⁴

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Kloß: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk 20 nicht, das er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuandrückliche Geflossenheit verriethe, seine 25 Leser wider mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Kloß: (*) „Ich gebe es Herr Lessingen

(*) S. 170.

¹ eingefallenes [1778] ² von [1768 b] ³ gelehret [1768 b] ⁴ [Hier folgt 1768 b noch:] Der 6te, 7te und 8te Brief sind nicht gedruckt erschienen, weil sie Vorwürfe von minderer Wichtigkeit betrafen.

„gern zu, daß wenn Dichter und Künstler die Gegenstände, welche sie
 „mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken
 „übereinstimmen können, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste
 5 „Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Aber ich möchte diesen Satz
 „nicht allzu sehr ausgedehnt haben.“ Bin ichs, der ihn allzu sehr
 ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu
 verstehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahr-
 lich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß
 10 gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnet.¹

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern bloß die Er-
 15 klärung bestritten, welche Abbison von einer Zeile des Juvenals aus ihr hergehohlen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre
 20 komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönt zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser
 „Stein, schreibt er, ist gleichfalls aus der Sammlung des Hrn. Casanova, und auch von ihm gezeichnet. Er stellt eine Furie vor, und
 25 „ich habe ihn meinem Buche beigefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben: welches
 „er leugnet.“

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das
 30 beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem aufstiegenderm Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf

(*) S. 203.

¹ ausdehnt. [1778]

einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichtsz, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine: 5 und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen, Furien und Furientöpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: 10 wie es, bey dieser Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoön. —

Siebender Brief.

15

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht: aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die 20 geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.“ Lieber also schlecht weg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheint uns in allen Anmerkungen 25 anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn 30 aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologift hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologift aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsage der Kunst herleiten zu dürfen. Der
 5 Artift soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artift, der dem Schönen fo vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artift, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß alles bilden können. Wen verleitet sein Können, nicht
 10 öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artift meistens für andere, von denen er nicht fodern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, fo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich,
 15 daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können: und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie
 20 fehlet, kann mich fo verstehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Antiken¹ ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die
 25 Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich, (*) keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener,² nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie ge-
 30 macht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter. Er wird

(*) Laokoön S. 105.³

¹ Artikeln [verdruckt 1778] ² einer, [verdruckt 1778] ³ [Bd. IX, S. 67 in dieser Ausgabe]

also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben“ u. s. w.

Das ist keine ijt ersonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel ver- 5 fehlenden Widersprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klog, und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verheten; um zu zeigen, daß er ein Paar armselige Beyspiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sey aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe: sie haben 10 ihre Abfertigung mit der ganzen Classe erhalten, in die sie gehören.

Welches Suchen, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klog noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend 15 diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyspielen auf mich ein stürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, 20 fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.“ Dem ohngeachtet kömmt Herr Klog, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezo- gen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen 25 schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel,¹ gleichfalls dahin. (**) Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir 30 berechtigt, sie mehr für eigenfömmige Symbola der Besizer, als für freywillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen

(*) Laokoon S. 16.*

(**) Laokoon S. 108.*

¹ Spiegel, [verdruckt 1778] * S. 17. [1768 cdo. 1778; vgl. Bb. IX, S. 14 in dieser Ausgabe]

* [Bb. IX, S. 68 in dieser Ausgabe]

Steine: aber Herr Klop kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle
5 mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meinung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.
10 Aber Herr Niedel, wie Herr Klop sagt, (*) soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Niedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt.
15 traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

20 Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwey Orten. An dem erstern (**) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimt sich sogar ihrer gegen den Herrn Klop selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr „Klop hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunst Furien ge-
„funden. (***) Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren aus-
25 „genommen, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, und
„von dieser Art scheinen die Beyspiele des Herrn Klop zu seyn.“

Diese Stelle führt Herr Klop sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Niedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

30 (*) S. 242.

(**) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 45.

(***) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

Sie lautet so: (*) „Herr Lessing behauptet, daß die alten Künstler „keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Ich „muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, wider- „sprechen, aber aus einem andern Grunde, als Herr Klop. Es ist „hier dem Hrn. Lessing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winkel- 5
 „mann sagt; er ist durch den Junius verführt worden. Vermuthlich „hat er, in dem Register der alten Kunstwerke, unter dem Titel „Furien gesucht und nichts gefunden. Ich schlage nach, Eumenides; „und finde, daß Scopas deren zwey und Calos die dritte zu Athen „gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus selbst 10
 „nachlesen.“

Ich wundere mich nicht, daß Herr Kiedeln die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig 15 glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt¹ worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil, in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem 20 Titel Furien keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier, (**) im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch 25 die Beyspiele selbst bestärket, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Kiedel vermuthet: sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja so 30 gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Kiedel darinn gefunden:

(*) S. 136.

(**) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Deesses.

Memoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 48.²

¹ verführt [1778]

² 48. [1768 cdo. 1778]

was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beyhm Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, 5 und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Niedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die vom Herrn Kloß gegen mich angeführten 10 Beispiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Niedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellt waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf bringe; ich gedente sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als 15 gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese, statt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

20 Und also, dünkte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Niedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke wie sie die Religion befohlen hatte, die bey den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf 25 das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Niedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, sind unstreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen standen, und von welchen Pausanias ausdrücklich versichert, (**)

30 (*) Bey Herr Niedeln heißt er Calas. Ein unstreitiger Druckfehler; so wie in der Citation des Clemens p. 47 anstatt 41. (Aber wenn Herr Kloß, nicht bloß an einem Orte, nicht bloß in einem und eben demselben Buche, immer und ewig Zeuges schreibt: so scheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu seyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieser 35 Mahler nicht Zeuges, sondern Zeugis geheissen.)

(**) Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

daß sie durchaus nichts Schreckliches, *ουδεν φοβερον*, an sich gehabt. Nun sage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an sich haben, solche Furien sind, deren Abbildung ich auf die alten Artisten nicht will kommen lassen? Ich schreibe im Laokoön: „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieser zwey Sätze, ist es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Gesichtszuge, in Stellung und Gebärden, verrathen was sie seyn sollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieser Art? Es waren Furien, und waren auch keine: sie stellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie iht bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz vielmehr, als daß sie ihn im geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was sollte ihre Artisten, die in willkürlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fragegesichtern haben verleiten können? Selbst die Petrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beyhm Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion widerspreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Kloß selbst ist, welcher mir die unschrecklichen Furien zu Athen nachgewiesen. (*) Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen: Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Kloß, und Herr Kloß giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie dengen von entgegen gesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III. pag. 289.

gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehn. Ich dünkte, ich schiede gänzlich aus: so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe
 5 ich sie schon im voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küssen muß; ich mag wollen oder nicht: geben Sie nur Acht!

Dreunter Brief.¹

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich
 10 auch noch an einem Orte von Herr Kloß gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artisten die Perspektiv² abspriecht.

15 Im Laokoon hatte ich es gethan: ob schon gar nicht in der Absicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angesehen ist. Doch da Herr Kloß mich so selten verstanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen sollte? Er warf mich also mit den Perraults in eine Classe, und nahm sich, in
 20 seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmaks und der Kunst aus Münzen, (*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man sich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in seinem Buche von geschnittenen Steinen (***) zum zweyten³ auf
 25 dem Plane erscheint. „Mein Eifer, sagt er, für den Ruhm der „Alten, denen ich grosse Dankbarkeit schuldig zu seyn glaube, erlaubt

(*) S. 179.

(**) S. 92.

¹ Zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 181. Stüd. Donnerstag, den 18. August. 1768. Voraus gehen die Worte: „Fortsetzung der mit dem 120ten Stüd abgebrochenen Briefe. Wir übergehen den 8ten 7ten und 6ten dieser Briefe, in welchen Hr. Lessing auf verschiedene Vorwürfe des Hrn. Kloß von minderm Belange antwortet, um unsern Lesern einige der folgenden mitzutheilen, die von der Perspektiv der alten Artisten handeln, zu deren Vertheidiger sich Hr. Kloß ausgeworfen.“ * Perspektiv [1768 b] * zum zweytenmale [1768 b]

„mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken.“ Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geschnittenen Stein aus Tausenden; durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und¹ durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philostratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perspektiv² ausser allem³ 5 Zweifel gesetzt sey.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohn⁴ ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben⁵ 10 mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben,⁵ als zu haben.⁵ Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herr⁶ Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Ist lassen Sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen⁷ Gründen, er sie den Alten zu= 15 sprechen zu müssen glaubt.

Herr Klotz erklärt die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Geschicklichkeit, (*) die Gegenstände auf einer Oberfläche „so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in einem gewissen Abstände „zeigen.“ Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen 20 Bernethy abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweiset. Fläche ist für die Mahlerey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weit= 25 läufig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstände unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der 30 Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf

(*) Beytrag zur Gesch. der Kunst aus Münzen S. 178.

¹ durch Einen geschnittenen Stein . . . Caylus, und [seht 1768 ab] ² Perspektiv [1768 b] ³ allen [1778] ⁴ ohne [1768 b] ⁵ haben [1768 b] ⁶ des Herrn [1768 b. 1778] ⁷ eignen [1768 b]

einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstände erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv absprechen, würde wahrer Unfinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die Perspektiv, sondern die ganze Zeichenkunst absprechen heißen, in der sie so große Meister waren.

10 Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engern Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, 15 wie diese Gegenstände, auf verschiedene Pläne des Raums verstreuet, mit samt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzeln¹ Gegenstand beziehet; diese 20 aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nehmlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedner Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es, nach dieser, das ganze Gemälde ist, indem es ihm an der Einheit des 25 Gesichtspunkts² fehlet und die verschiedenen Theile desselben verschiedene Gesichtspunkte haben.

Herr Klog scheint³ von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß 30 damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Lafoon, (*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der

35 (*) S. 198.⁴

¹ einzelnen [1768 b] ² Gesichtspunkts [1778] ³ scheint [1768 b] ⁴ S. 189. [1768 a bcde. 1778; vgl. Bb. IX, S. 119 in dieser Ausgabe]

Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese¹ Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt² sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathe-
matische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr
mittelmäßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem un-
gefahren Augenmaasse begnügt: das ist eine andere³ Frage, die durch
blosse Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden
kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Ent-
scheidung keinesweges günstig sind. 10

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheinet, lehret uns auch, daß die Farben der⁴ entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich 15 können und müssen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere⁵ davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „konnten die „alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und 20 „eine Eigenschaft an einem Gemählde rühmen, die niemand sahe?“ Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß⁶ zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer 25 Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, (*) daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Hertulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone 30 zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedene⁶ Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil

(*) S. 96.

¹ die [1768 b] ² lehret [1768 a b] ³ andre [1768 b] ⁴ Farben der [fehlt 1768 b] ⁵ indeß [fehlt 1768 c] ⁶ verschiedne [1768 a b]

unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde fertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obchon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemählde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen
 5 konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir¹ von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht² auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte
 10 Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemähl-
 15 den. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte³ hierzu, im Laokoon, die Beschreibungen des Pausanias von den⁴ zwey großen Gemählten des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspektiv
 20 gewesen. Eines derselben, höre ich von Herr Klotzen, (*) „soll zu unsern Tagen gleichsam wieder neu seyn geschaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweist, habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte,
 25 wo ich wenig andere⁵ Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine oder das⁶ andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; sondern ein Gemählde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.⁷

30 Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemählten des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um

(*) S. 140.

¹ Zeitpunkt, an dem wir [1768 b] ² beruht [1768 b] ³ erwählte [1768 ab] ⁴ den [fehlt 1768 b] ⁵ andre [1768 b] ⁶ das [fehlt 1768 a] ⁷ [Hier folgt 1768 a:] (Den Beschluß n ä ch s t e n s.) [Dem Rest im 182. Stücke. Sonnabend, den 20. August. 1768. ist die Überschrift vorausgestellt:] Beschluß des abgebrochenen Neunten Briefes.

sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angewöhmen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu 5 seyn. Denn weil aus einem so hohen Gesichtspunkte, besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: so gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen 10 ihrer Höhe ungefehr gleichem¹ Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, 15 (welches bey Pausanias aus dem östern ἀνωθεν, ἀνωτερον und dergleichen erhellet:) so würden diese entfernter oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg 20 an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von 25 oben herab sehen sollten.

Es ist schwer sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede 30 ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche² Perspektiv der Alten, sagt er, ist die von uns „so genannte Militärperspektiv von oben herein“ — Nicht jede Perspektiv 35

¹ gleichen [1788 b]

² gewöhnlichste [Klotz]

von oben herein, ist Militärperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maaße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militärperspektiv eigentlich gar keine¹ Perspektiv, sondern ein bloßes
 5 technisches Hülfsmittel gewisse Dinge vor's Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so² vor's Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm bloß erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militärperspektiv gewesen, heißt ihnen in
 10 den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv absprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militärperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Ge-
 15 mähliden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Hr. Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militärperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm
 20 eignen Tone hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht einmal die „ewigen Anklagen der Alten, wegen der Unwissenheit der Perspektiv „vermindern?“ Allerdings sollten sie nicht: sondern Herr Klotz sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaaßt.

25 „Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren „Gebäuden gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt sehr scharf hätten „nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. „Hätten sie das Relief flach gehalten, so würde die Münze ohne Ge- „schmack, Gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen aus-
 30 „gefallen seyn.“

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er sich für einen Mahler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist. — „Die Alten haben zu- „gleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen.“ Wie zu-

¹ kein [1768 abede. 1778] ² so [fehlt 1768 b]

gleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Fassade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt „zu scharf hätten nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? oder was heißt es? — „So würden sie ein „allzu hohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — „Hätten sie das Relief „flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „so würde die Münze ohne Geschmack, gothisch „oder nach der Art unserer¹ neuen Münzen ausgefallen „seyn.“ O Logik, und alle Muses! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen?² O Logik, und alle Muses! Der Mann hat lauten³ hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und Gothisch ist? O Logik, und alle Muses!

25

Behnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; Falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

30

Gut genug; Sie wissen was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will.

¹ unserer [1768b]² Also kann . . . hohen? [seht 1768 b]³ lauten [1768 b]

Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Gesichts, die Erscheinung der Größe, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweydeutig und falsch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Wichtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein un-gelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Hr. Klop ruffen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefehr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verkehrte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkennlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber

von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemälde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Troß, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den 5 Worten des Cebes abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemälde des Polignotus mögen verjüngt haben: wo 10 man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte.

Eiffter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Bey- 15 spiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit bezubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine 20 Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiednen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen nöthig wäre. 25

Das, was Plinius von dem Dchsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläufigten Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian von der 30 „perspektivischen Anordnung in einem Gemälde des Zeuxis so weitläufig rede, daß diese Stelle bey dieser Streitigkeit nothwendig ge-

„prüft werden müsse!“ Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. *Αποτειναι τας γραμμας ες το ενδυτατον*, was ist es anders, als ein correcter Contour? was die *ακριβης κρασις*, die *ευκαιρος επιβολη των χρωματων* anders, als 5 die schickliche¹ Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das *σκιασαι ες δεον*, ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Hellbunke. Der *λογος του μεγεθους*, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; 10 namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die *ισοτης των μερων* (*) *προς το ολον*, die *αρμονια*, ist das Ebenmaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich 15 nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemählben, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemählben eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemählbes überhaupt, bey 20 welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

(*) Herr Klotz muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben *των μερων*: welche Lesart mir richtiger 25 „scheinet, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen *μερων*: der Verstand aber duldet dieses *μερων*, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie vor sich hat: und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie bloß vor, um etwas von Mensuren in der Stelle 30 zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Hr. Klotz citiret, sondern im Zeugis dieses Gemählbe beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie desselben sey in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach 35 „Rom schiden wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es das erstemal für Rom, Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

¹ schickliche [1778]

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst be-
 weisen zu können, daß dieses Gemählde des Zeuxis von der Seite der
 Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur
 beschreiben will, so sagt er: *ἀνω δε της εἰκονος, διον ἀπο τινος* 5
σκοπης Ἴπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er sey oben an dem
 Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von
 einer Warte, gegen seine Zungen lachend herabgeneigt. Dieses gleich-
 sam wie von einer Warte, scheint mir nicht undeutlich anzu-
 zeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob die¹ Figur nur
 rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die An- 10
 ordnungen des² alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren
 immer über die vordersten wegsehn, nicht weil sie wirklich höher stehen,
 sondern bloß, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch
 will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie
 Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspektivischen Behandlung 15
 fähig wäre: sondern ich will nur sagen, daß wenn Lucian eine der-
 gleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber
 so dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu
 kommen: so weiß ich nicht, welches die größere Armseligkeit ist, sie 20
 eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden
 zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemählben des Zeuxis, des
 Polygnotus, des Euphranor, *το εὐσκιον*, die gute Schattirung; *το*
ἐμπνον, das Lebende; und *το εἰσεχον και ἐξεχον*, das Heraus-
 springende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit 25
 der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemählde seyn,
 wo gar keine Perspektiv angebracht, wo sie mit den größten Fehlern
 angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung
 des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers
 von den hervorragenden unterscheiden; welcher allein es macht, daß 30
 die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervor-
 tritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst
 zu seyn scheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in
 der Hand, von welchem Plinius sagt, *digiti eminere videbantur, et*
fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das *εἰσεχον* 35

¹ diese [1778] ² [vielleicht doch nur verdrückt statt] der

- und *εξεχο* in so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv, und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Kloß von der Stelle des Philostratus sagen: „sie kann von nichts anders handeln, als von der Kunst des Malers, gewisse
- 5 „Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des „Gemählbes erscheinen zu lassen, andere zu entfernen und andere dem „Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Hr. Kloß! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie
- 10 aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Kloß sagt, wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemählbe erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschiesfen, fährt Hr. Kloß fort, diese Schwächung,
- 15 „oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine „Folge einer wohlbeobachteten Perspektiv?“ Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stufenweise Verringerung
- 20 der Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Kloßischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.
- 25 Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieser: „Ich will noch eine andere „bisher unbemerkte Stelle aus dem Philostratus her-
- 30 „schreiben:“ was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Kloßen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er
- 35 ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke ich kenne den rechten, dem Hr. Kloß seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohn-

streitig Du Soul: denn als er in der Reizischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem *ομιασαι ες θεον* nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malheren, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus dabey 5 angeführt. (*) Nun schlug Hr. Kloß selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich aufbehalten sahe: so glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß 10 nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Hr. Kloß die Anführung des Du Soul, Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, so läßt sich seine Anführung, durch Einschreibung Lib. II. gleichfalls 15 noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun 20 aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüestet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weist, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? — 25

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht. (**)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Hr. Kloß der erste, welcher die Stelle des Philostratus

(*) At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem 30 quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

(**) S. 100. deut. Ueberf.

bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle bloß von der Schattirung verstanden. Die guten
5 Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Hr. Klotz ist der erste der dieses sagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Ausschweifung über die Perspektiv der Alten, in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener
10 Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieser eine ist gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß
15 glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden.“

„Ueberhaupt, sagt Hr. Lippert, (*) ist die Perspektiv bey den „Alten sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die solche als ein „Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberey
20 „einen nicht treiben? Wenn ich die Beschreibung oder Erklärung eines „alten Werks etwa in einem Buche gelesen, worinnen von dessen schöner „Perspektiv etwas gesagt worden, habe ich auch allemal lachen müssen; „denn das sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil ge-
25 „zeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der „nach den Regeln dieser Wissenschaft gewesen wäre, erkennen, aber „wohl solche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieser Wissen-
„schaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmeten die Dinge so un- „gefehr nach, wie sie sich dem Auge darstellten, ohne die Regeln und
30 „Ursachen zu wissen, warum die entfernten¹ Dinge im Auge verkürzt „oder kleiner erscheinen. Es ist aber etwas sehr gemeines, daß man „von Sachen urtheilet, wovon man doch nichts versteht.“

Wie kömmt es, da Hr. Klotz sonst sich die Einsichten des Hn. Lippert so frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diesem

(*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

¹ die entfernte [1778]

Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß 5 sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehen lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern dazu¹ aussparen.² Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge 10 das Perspektivische in den Herkulanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darinn zu finden versprach, als er nicht so gar unverschämter³ Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte. (*)

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern 15 und Kunstsa-chen, (**), deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntniße von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, (***) und hat diesen Schriftsteller bereits an Hr. Klotzen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Klotzen! Nun 20 das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Tomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Per- 25 spektiv der Alten verweist, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Gallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Inschriften, aus welchen Hr. Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Freylich ist das arg: aber doch, dünkte ich, stellt sich die Deutsche 30

(*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. B. IV.⁴ Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtung⁵ über die Malerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

¹ davon [1778] ² aussparn. [1768 odo. 1778] ³ unverschämter [verbrudt 1778] ⁴ VI. [1768 odo. 1778] ⁵ Betrachtungen [Titel des Hagebornschen Werkes]

Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo
 5 „sey der Verfertiger davon gewesen.“ Nein, das kann er wohl nicht¹ geglaubt haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

10

Dreizehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille
 15 mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritiker wie J. will es nicht fühlen.
 20 Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder austramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftsteller, den er zu Hofmeistern denkt, ein Verzeichniß
 25 der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, bloß ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiednen Arbeiten desselben: und es fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das
 30 Leben dieses Künstlers aus dem Condovi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wis-

¹ nicht wohl [1778]

fen, als Hr. F. der den Artikel im Füßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzugesetzt hat: „Die Abdrücke 5 ohne Buchstaben sind schön und rar.“ Dieses versteh ich nicht! ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccartschen Platte sagt!

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, den er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe 15 werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal stosse ich auf folgende Stelle: 20 „Beym Laokoön gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Lessings als eines „einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers, bleibt aber dabey, es „wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler des Laokoön in die „schönsten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Lessing- „schen¹ Grundes, der aus der Zusammenstellung dieser Künstler mit 25 „jüngern beym Plinius, und aus dem ganzen Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zwey neuer Gründe, von „denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu Nettuno „gefundenen Steinschrift, mit dem Namen des Athanodors, Agefanders „Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe selbst, ist. Denn 30 „diese kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den „beiden Ringern zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe „entdeckt hat, überein. Da hier Hr. W. seines Landsmannes Erwäh-

(*) Göttingische Anzeigen^o 22. u. 23. Stüd dieses Jahres.

¹ Lessingischen [1778] * Anzeige [1768 cde. 1778]

„nung thut, so dürfte es jemanden wundern, warum er nicht bey
 „Borghesischen Fechter eben desselben Deutung dieses Fechters auf
 „den Chabrias angeführt hat; allein diese Vorbenlassung gereicht dem
 „Hn. Winkelmann zur Ehre; er hätte Hr. Lessingen sagen müssen,
 5 „daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechselt hat,
 „welche im Museum Florent. Tab. 77. unter dem Namen Miles
 „Beles steht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht
 „obnixo genu scuto.“

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht ge-
 10 lesen! sagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich
 las, je betäubter ward ich. Noch ist weiß ich nicht, was ich anders
 aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches
 Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzu stolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter, und mit einer
 15 Statue in Florenz verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Herr
 Winkelmann diese Verwechslung nicht aufgemühet haben? Aber der
 Recensent ist so großmüthig nicht: er mußt mir sie auf. Bey allem
 was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr
 sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbundner¹ seyn, als dem
 20 Hrn. Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren,
 als beschämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne
 sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Borghesischen Fechter
 verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine
 25 andere Statue gemeinet, als die Er unter diesem Namen meinet;
 keine andere, als die Ihm der Herr von Stosch für einen Discobolus
 einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen
 Fechter als für einen Discobolus, sondern für einen Soldaten er-
 kennt, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient ge-
 30 macht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet;
 und ist diese Statue nicht der Borghesische Fechter, ist sie der Miles
 Beles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beide diese
 Werke Hr. Winkelmann selbst, und zuerst verwechselt; seine Verwechs-
 lung hat die meinige veranlaßt.

35 Rein Mensch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen:

¹ verbunden [verbrückt 1778]

aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung 5 auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheffischen Fechter erkennt? Oder ist es nicht der Borgheffische Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey 10 Seiten, und in dem lateinischen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erscheint? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Beles in dem Florentinischen Museo hingegen nicht: wie ist es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechseln können? 15

Endlich, worinn habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Beles, das ich dem Borgheffischen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß 20 ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmassung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

30

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klog überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darinn gerühmt hatte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Klotz „über den
5 Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und
ihrer Abdrücke“ ein ganz nützliches Buch für den seyn kann, welcher
von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und
sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will,
ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Wichtigkeit dieser Ideen viel
10 gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber
der verschiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das
ihrige zurück nehmen, so stehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz bloß aus fremden, seltenen Büchern zusammen
15 getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher
einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Preise. Aber sollte er
seine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber
nach und nach zukommen zu lassen.

20

Fünfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Hrn. Klotz, zu glauben,
daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zu-
sammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigstens kann man als ein denkender
25 Kopf zusammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr dabey
thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu
haben. „Der Gebrauch der Quellen, sagte er (*), die Anordnung der
„Sachen, und einige eigene Bemerkungen werden diesen Aufsatz gegen
30 „den Vorwurf der Compilation schützen.“

Einige eigene Bemerkungen? Klingt bescheiden genug! Aber

(*) Seite 16.

welches diese eigene Bemerkungen sind, kann man nicht eher sagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgefondert hat. Was übrig bleibt, ist freylich sein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieser ist es nicht blos gethan, um aus einem Compiler ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compiler. 5

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compiler sollte diese, wenigstens verificiren. —

Und ist es auch wahr, daß sie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Lassen Sie uns doch eine Seite, wie sie mir in die Hand fällt, untersuchen. 10

„Die geschnittenen Steine, schreibt Hr. Klotz (*), machten noch „einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer suchte „verschiedentlich ihrem Fuße dadurch einen größern Glanz zu verschaffen. Hierzu nahm man die erhabenen geschnittenen Steine, und „eine gute Vereinigung dieser vortreflichen Werke mit dem übrigen „Schmucke, mußte in den Augen der Zuschauer eine ungemein schöne „Wirkung thun.“ 15

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an. (**). Den Bartholinus! Ist Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entscheidendste von den Stellen der Alten anführen sollen, auf die sich Bartholinus gründet. 20

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geschlecht besetzte „die Kleidung mit Steinen;“ und beruft sich desfalls auf den Claudian. (***) Aber dort, bey dem Claudian, ist nicht die geringste Spur von geschnittenen Steinen; der Dichter redet blos von Logen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Hefen, von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach.“ Und das soll Suetonius (†) versichern. Aber das Zeugniß des Suetonius ist hier ge- 30

(*) S. 22.

(**) De Armillis veter. p. 13. et 35.

(***) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

(†) In Calig. c. 52.

doppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls bloß von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (*gemmatas indutus paenulas*) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Klotz. Zweitens sagt auch
 5 Sveton nicht, daß Caligula hierinn der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der *vestitus non virilis*, den Sveton dem Caligula zur Last legt, bezieht
 10 sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die *Cyflas*, auf den *Soccus*.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des
 15 Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man diese¹ Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher, schreibt Hr. Klotz: „um den Ring des „Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Ringe gefaßten
 20 „Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Rings wegen den Psidorus an? Man muß den Psidorus oft anführen, weil er nicht selten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier ist Psidorus der wörtliche Ausschreiber des ältern Plinius; Plinius ist hier die
 25 Quelle(*), und diesen hätte Hr. Klotz anführen müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen; damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt den Hauptort anzuführen,
 30 wo von der Sache, die sie erörtern wollen, geflissentlich und umständlich gehandelt wird, sich auf Stellen beziehen, wo man dieser Sache nur im Vorbeigehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, der auch nicht der geringste Nebenzug entwischt.²

(*) *Libr. XXXIII. Sect. 4. et Libr. XXXVII. Sect. 1.*

¹ *bie [1778]*

² *entwischte. [1778]*

B. C. um zu beweisen, „daß man in Rom so gar die Bildsäulen mit Ringen gezieret,“ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol, nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Hr. Klotz, und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird. 5

Doch Hr. Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabey vermisse! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche: so mußte sie Hr. Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abstehend ein einzler Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen; und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich aus zu führen. 10

Aber der Fehler des Hrn. Klotz ist es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverlässig voraus, daß er jeden feinem Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophistery erklären wird. 25

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

(**) Hr. Klotz führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Hr. Klotzen sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken. 30

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Hrn. Klotz mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Hr. Klotz sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte.
 5 Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstossen.

Den Eingang (von Seite 1—16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen
 10 Stile Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Edel. „Ich
 „will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Dinge aufmerktsamer
 „machen! Möchten sie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen
 „eine kleine Anweisung geben! Ich will sie gleichsam bey der Hand
 „ergreifen, und sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums
 15 „führen! Ich will ihnen diese Werke zeigen u.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, schreibt er, meine Leser von der Vor-
 „trefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen
 „unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein
 20 „zu schneiden und ihrer Geschichte, von den berühmtesten Künstlern,
 „deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherley Gebrauche
 „der geschnittenen Steine, und ihren Abdrücken vorausschicken.“

Sie wissen doch was die französischen Taktiker *Enfans perdus* nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu
 25 aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber
 Gefindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich wird ihre Be-
 nennung auf die voraus geschickten Kenntnisse des Herren Klotz vor-
 trefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die
 Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

30 Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu
 schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört
 haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum
 zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben
 etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alter-
 35 thum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit

dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann *de annulis*, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben (*) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Svetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an 5 Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Kloten fragen, mit was für Recht er alle die Dactyliothesen, die er aus dem Plinius beybringt, (**) zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen 10 von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die minder¹ kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für 15 ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verlegen zu lassen. *Tantum*, sagt Plinius, (***) *tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes*. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Dactyliothek zu Rom 20 hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir lesen, versichert er, „daß Scaurus, der Stiefsohn des Sylla, zu erst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe.“ Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm bloß: *gemmas plures primus omnium habuit* 25 *Romae*. Sind denn gemmae nothwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und Dactyliothek so viel als eine Sammlung solcher

(*) Denn der ist doch wirklich ein blosser Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. J. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. 30 Klotz *Macrob. Saturn. VII. 18.* weil er beyhm Kirchmann (*de Annulis cap. XI. p. 59.*) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beyhm Kirchmann; das siebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

(**) S. 23.

(***) *Libro XXXVII. Sect. 1.*

¹ die mindesten [1778]

Steine: muß Hr. Klotz darum diese Bedeutung in die alten Auctores übertragen? Und was ich von der Dactyllothek des Scarrus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch
 5 igt übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Dactyllotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Mäcen, sagt Hr. Klotz, (*) wissen wir, daß er eine
 10 „besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er gesteht diese „Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an den Horaz, sondern „man sieht sie auch aus einem Briefe des Augustus an ihn.“ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweist, nicht bey der Hand; doch
 15 das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Sfidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
 Beryllus quoque.

20 Aus diesen aber erhellet bloß die abgeschmackte Katozelie des Mäcenas, und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Mabafter gaben, für
 25 grosse Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beyhm Macrobius, ist nichts als eine Berspottung dieser Katozelie. Eher noch hätte sich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu
 30 seinem sieben und drehzigsten Buche genützt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so grosser Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wann er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Klotz, (*) müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß der- 5 gleichen Geschlechtsiegel nicht so gewöhnlich bey ihnen waren, als sie bey uns sind. Wer sie ganz und gar leugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches *προγονικον σφραγισμα*, wie es Dio (**) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt; aber er behielt sein Geschlechts- 10 siegel, welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes herabbugelte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geschlechtsiegel der Alten leugnet: aber welcher Com- 15 pilator hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klotz diese Materie schließt! (***) „Wir würden also, sagt er, von der Steinschneiderkunst ohngefähr „folgende chronologische Geschichte zu entwerfen haben. Sie scheint 20 „im Orient entstanden zu seyn, wurde von den meisten Völkern Asiens „ausgeübt, und besonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam „sie zu den Etruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in „Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Klotz mag bewogen haben, den Etruriern eine frühere Kenntniß der Stein- 25 schneiderkunst beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß sie den Etruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Ist es also mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Etrurier eine Colonie der Aegypter gewesen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völker,¹ historische 30 Beweise davon; und welche sind es? Doch ich will diese Fragen nicht weiter fortsetzen. Herr Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht; sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Ge-

(*) S. 20.

(**) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.

(***) S. 26.

¹ Böllern, [verbrudt 1768 ode. 1778]

schichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiedenen Stufen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Etrurien, aus Etrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verschiedenen Stile der Aegyptischen, Etrurischen und Griechischen Künstler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone
 10 eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

15 „Man hat, sagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der Aegypter. „Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen erhaben geschnittenen „Stein gesehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geschmack an „den letztern? oder hat ein ungelehrer Zufall sie unsern Augen ent- „zogen? oder was ist sonst die Ursache dieser Seltenheit?“

20 Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieben, und dessen ich mich bey ihm sehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol. (**)

Nun sehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe daß Caylus blos sagt: „Dhn-
 25 „geachtet wir eine große Menge Aegyptischer Steine kennen, welche in „die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch beynahe gar keine, an „denen die Figuren erhaben geschnitten sind, und die wir pierres „camées nennen.“ — (***) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Viel- mehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

30 Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der

(*) S. 27.

(**) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

(***) Ebendaf. S. 26. deutscher Uebers.

schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead. (*)

Ich glaube gläserne Pasten von beiden in der Stoschischen, ist 5 Königl. Preussischen Sammlung gesehen zu haben. Hr. Winkelmann sagt zwar, (**) daß das Original des erstern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, 10 daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: so finden sich zwey vortreffliche erhabne Aegyptische Steine mehr, die dem Herrn Klotz wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stoschische Sammlung enthält noch verschiedne 15 andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verstreut sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Klotz über die vermeinte gänzliche Vermißung erhabner Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die 20 verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich 25 auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht bloß bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. 30 Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren,

(*) *Traité de la Methode antique etc.* Prof. p. 7.

(**) *Descript. des Pier. gr.* p. 9. 10.

¹ bte [1778]

als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthfels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

5 Ich könnte hinzu fügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die so genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convergen Fläche aber einen erhabnen geschnittenen Käfer zeigen. Herr Klotz muß aus seinem Caylus
10 wissen, (*) daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was
15 Hr. Klotz meint, daß mit den andern Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabner Arbeit sind nur allein übrig geblieben: ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern
20 Winkelmann, die Werke der Etrurischen Künstler. Caylus neiget sich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Etrurische Kunst Aegyptischen Ursprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wissen; sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Etrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von
25 welchen die Etrurier den ersten Unterricht darinn bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Etrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurück zu schließen: dieser erkennt zwar in dem ältesten Etrurischen Stile die Aehnlichkeit mit dem Aegyptischen; aber auch
30 der älteste griechische Stil hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug,

(*) Erster Band, Taf. IX. Nr. 2.

(**) Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — *Εγγεγλυμμενον κανθαρον.*

sie in den Etrurischen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen¹ von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden: desto flinker geht das Abschreiben von 5
Statten. Denn so ungefehr eine Verbindung, ist zwischen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, sagt er (*), kann man die „Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der Etrurier geflossen: ich „meine Aegypten. — Die Werke späterer Zeiten zeugen von einer „Bekannschaft mit Griechenland.“ Die Werke späterer Zeiten: sehen 10
Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Etrurische Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drey Zeilen vorher, wegen seines Alterthums 15
rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekannschaft der Etrurischen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel, auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compiler kann sich wider-
sprechen, so oft als er will.

Von den Etruriern leitet Hr. Klotz seine chronologische Ord-
nung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit, schreibt er, (**)
„ward die Steinschneiderkunst von den Griechen gebracht, welche die-
„selbe, nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern
„empfangen, aber durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten.“
Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftsteller, 25
von den Aegyptern: aber nach seiner, und bessern, die sich auf die
Chronologie gründet, von den Etruriern! Oder wollen wir Herr
Klotz diese gar zu grosse Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen,
ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an
Präcision seyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer 30
andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die
Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Hr.

(*) S. 28.

(**) S. 29.

¹ [vielleicht nur verdruckt statt] welchem

Kloß, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweist uns desfalls auf Rattern. Ratter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Ratter finden: gut. Ich schlage also Rattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement
 5 — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment. Ein Stern verweist mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und
 10 Mariette gelten eben so viel als Ratter und Kloß: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, dessen Anführung, buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis inculpere populis illis (Egyptis) mos erat, etc.

Ich sage: Herr Kloß muß diese Anführung nicht nur nicht
 15 nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhabenen geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen
 20 „Steinen?“ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhabenen, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis inculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compiler, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyßigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyßigsten Buche nicht; kurz, sie
 30 steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Ratter, oder Hr. Deschamps, dessen Feder sich Ratter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfüge schöpft, ohne¹
 35 sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

¹ ohn [1768 cde]

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwagt Hr. Kloß (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eigenen¹ Stil gehabt. „Wahre Kenner, „sagt er, bemerken an den römischen Steinen eine trockne Zeichnung, 5 „ein ängstliches und plumpeß Wesen, eine kalte Arbeit, und an den „Köpfen weder Geist noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen 10 Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Kloß gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, hatten nicht 15 „einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten.“

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Bau- 20 meister anzudeuten.

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen. 25

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Kloß ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigillarius, worüber sich Hr. Kloß in der Note allein ausläßt, 30 mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Kloß zweymal mit grossen und

(*) S. 30. u. f.

(**) Gesch. der Kunst. S. 291. und 293.

¹ eignen [1778]

mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heißen. „*Fr. Walch, sagt Fr. Klotz, erklärt es richtiger durch signorum „statuarumque ex metallo fuso fabricator.“* Es kann seyn; aber warum denn eben *Fr. Walch?* Schon in *Fabers Thesauro* war es
 5 durch *χαλκευς ἀνδριαντοποιος* erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister grosser Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen war¹ das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigillarius, denke ich, beschäftigte sich
 10 allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Nink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat *Fr. Klotz* gegen das Wort *Scalptor?* Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande
 15 einen Steinschneider bedeute. (*) Bey dem *Plinius* bedeutet es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt, *scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa*; er sagt, *adamantis crustae expetuntur a scalp-*
 20 *toribus, ferroque includuntur*: hingegen sagt er, wenn er von Bildhauern redet, *haec sint dicta de marmorum scalptoribus*.

Auch kömmt, in alten Inschriften und Glossen, das Wort *cavator* und *cavitarius* vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeutet, und von den neuern Griechen sogar in ihre
 25 Sprache übernommen worden. (**)

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt *Fr. Klotz* auf die berühmtesten Steinschneider, neuer und alter Zeit. (***) Mit jenen, thut er, als ob er noch so bekannt

(*) *Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt*
 30 *in gemmis effigiem, quae pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.*

(**) *Salmasius l. c.*

(***) *©. 33—80.*

¹ steht [1778]

sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versehen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich mit Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er „ist keinem Freunde der Kunst unbekannt.“ Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Hr. Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph Beckern,“ sagt 10 er, „und Marcus Tuschern will ich das Lob des Fleißes nicht streitig „machen.“ Marcus Tuschern, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Klotz nicht streitig machen! Hr. Klotz kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuschern noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuschern wollte gar 15 zu gern ein Edelsteinschneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Klotz macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu setzen! Hr. Klotz fand Tuschern beym Mariette als Steinschneider angeführt; ob wohl nicht, als einen 20 fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, sagt Ratter in seiner Vorrede (*) se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre 25 qui avoit le foible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, et puis en pâte de différentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a retouché 30 les cheveux, et poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.

Von den alten Meistern hat Hr. Klotz so etwas hingeworffen, 35
(* Prof. XXXI.

was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey,
 5 den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweyten Theile dieses Werks gesammelt; daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß so gar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach
 10 Marcus Luschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibet sind. Er hätte sonst den Phrygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido, mit einer offenen Muschel neben sich, unter allen bekannten griechischen Steinen einer der schätzbarsten ist; so wohl in Ansehung der Kunst und Arbeit,
 15 als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchstaben in dem Namen des Künstlers zu urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen herkömmt. (*) Er hätte sonst, unter den Werken des Solons die Bacchantinn auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die uns eine weit grössere Idee von diesem Künstler
 20 macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. (**)

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freylich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ohngeachtet vielerley anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioscorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dios-
 25 curides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiedenen Handschriften des Svetons geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschoben¹ zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedene ganz falsch ge-
 30 deutet. Die zwey Köpfe des Augustus bey dem Stosch, können keine Köpfe des Augustus seyn; der so genannte Diomedes mit dem Palladio, stellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. s. w.

Doch mit den Unterlassungssünden des Hr. Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

35 (*) Winkelmann, Descript. des pier. gr. p. 137.

(**) ibid. p. 251.

¹ untergeschobene [1778]

Ein und zwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Hr. Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, (*) gruben in alle Arten von „kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar schöne Smaragde 5
„und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider Figuren ge-
„schnitten. Aber dieses scheint mir feltner geschehen zu seyn, am
„seltesten¹ mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe.
„Selten sind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigsten brauchten
„sie zu hohlgegrabnen Werken den Carneol und Agath, von einer 10
„Farbe, so wie sie sich bey erhabnen Werken der verschiednen Agath-
„onyche und Sardonyche bedienten.“

Wie vieles wäre hier zu erinnern!² Wie manches müßte geän-
dert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geschrie-
ben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist. 15

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle
Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in
alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren
darum doch eben so selten, als dergleichen zu unsrer Zeit sind, und
es ist bloße Declamation, wenn Hr. Klotz an einem andern Orte (**) 20
schreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geschnittenen
„Steinen, einen bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe,
„da man bloß geschliffene Steine, ohne daß die Erfindung oder
„Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die
„uns unterrichten oder ergötzen könnte, hoch schätzt, und mit ungeheuren 25
„Summen bezahlt.“ — Dergleichen Steine, die man ißt mit unge-
heuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich schon er-
innert habe, für viel zu gut, sie von der Kunst verlesen zu lassen.
Auch schon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von besserem Ge-
schmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; (***) und nur 30

(*) S. 40.

(**) S. 21.

(***) *Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.*

¹ seltensten [Klotz]

² erinnern! [1778]

denen von geringerm Werthe, ließ man durch die Kunst einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich so gehört es sich auch! Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklichern Behandlung, die kostbarere 5 Materie erfodert: so ist es albern, und zeigt gerade von keinem Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, 10 oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsre Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche 15 den Werth eines Steines erhöhen; und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu übersteigen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich 20 muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Ratter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein: (*) warum soll Ratter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, daß dieses 25 eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum kann vergessen machen, 30 würde jeden geringern Stein in einen¹ Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die nei-

• 35 (*) Pref. XVI.

¹ ein [1768 cdo. 1778]

diese Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes¹ Glück leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja seine Worte(*) scheinen so gar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

• Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den 5
Cyrenäern nachsagte,(**) daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche sie ungeschliffen in ihren Ringen trugen, oder geschliffen zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu grossen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt ent- 10
richteten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klotz in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem² Cäpio und Drufus veranlaßte, so wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, 15
geschliffene Steine finden will.(***) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschliffener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschliffen habe. 20

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen 25
hören, nicht weil er es wirklich glaubt:(†) sondern ich gründe mich

(*) Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXVII.² sect. 4.

(**) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

(***) S. 21.

30

(†) Sardonychem,⁴ heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romae, si credimus, Concordiae delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot praelatis obtinentem.

¹ ununterbrochenes [1778] ² den [1768 ode] ³ XXXV. [1768 ode. 1778] ⁴ Sardonychem, [1768 ode. 1778]

auf etwas anders. Auf den Künstler nehmlich, der ihn geschnitten haben soll.

- Theodoros von Samos wird als dieser genennt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodoros in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist, sein Werk seyn könnte, wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nehmlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheint in der That auch nichts anders sagen zu wollen: *ἦν δι σφραγῖς τὴν ἐφορεε χρυσοδετος — ἦν δε ἔργον Θεοδώρου τοῦ Τηλεκλεος Σαμίου.* „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten „Stein, welcher ein Werk des Theodoros war.“ Ich verstehe, in so fern er gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Ruhnius (*) und andere sagen, daß *σφραγῖς* nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben so wohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich: (**) *ὄντω (σφραγιδας) τοὺς ἐπίσημοὺς δακτυλίουσ ἀνομαζον, τοὺς τα σημαντρα, ἢ λιθουσ ἐν αὐτοῖσ ἔχοντασ.* und beyhm Theophrast heißen *σφραγῖδια* durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

- Indeß ist es auch nicht zu leugnen, daß *σφραγῖς* öfters im engern Verstande das *ἐκμαγειον*, das Bild, die Figur bedeute, welche dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geschenk der Kaiserinn in ein goldnes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttinn der Eintracht vorgestellt wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonius des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luzus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen.

(*) *Σφραγιδες* differabant ἀπο τῶν δακτυλίων in eo, quod signa quaedam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100.

auf den Stein geschnitten ist, und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweydeutigkeit scheint mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bey dem Herodotus *σφραγίς σμαραγδου λιθου εουσα* heißt, heißt 5 bey dem Pausanias (*) *ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγίς*: und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechen- 10 land wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen. (**) Er sagt: *Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniae aetate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdus solitos.* „Der Edelstein des Polykrates war völlig 15 „unverletzt: und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahr nachher, „zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten.“ Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden. 20

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodoros von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter dieses Künstlers nur nicht überhaupt so sehr unrichtig bestimmt¹ hätte. „In Erz, (***) sagt er, müßte man 25 „in Italien weit eher als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man „dem Pausanias folgen wollte. Dieser macht die ersten Künstler in „dieser Art Bildhauerey, einen Rhöcus und Theodoros aus Samos, „namhaft. Dieser letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates „geschnitten, welcher zur Zeit des Crösus, also etwa um die sechzigste 30 „Olympias, Herr von der Insel Samos war. Die Scribenten der „römischen Geschichte aber berichten, daß bereits Romulus seine Statue,

(*) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

(**) Lib. XXXVII. Sect. 4.

(***) Geschichte der Kunst. S. 16.

¹ bestellt [1778]

„von dem Siege gekrönt, auf einem Wagen mit vier Pferden, alles
 „von Erz, setzen lassen, u. s. w.“

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates ge-
 schnitten, weil er die große Vase von Silber gearbeitet hatte, welche
 5 Crösus in den Tempel zu Delphi schenkte, daß er darum ein Zeit-
 verwandter des Polykrates und Crösus gewesen. Crösus und Poly-
 krates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister
 selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt
 haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: *Plasticen*
 10 *invenisse Rhoecum et Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas*
*Corintho pulsos.*¹ Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah² durch
 den Cypselus, um die dreyßigste Olympiade; und das *multo ante* des
 Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus
 ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte
 15 Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates
 mit einer Leher gesiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß diese eben
 das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten.
 Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen
 20 von bloßem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder
 gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre
 Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch
 ist. Denn in dieser ist nicht von bloßen Siegelringen, sondern von
 Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur
 25 der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese
 aufgefunden.

Drey und zwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Chrenäer von je her als ein der Ver-
 schwendung und Wollust äußerst ergebenes Volk bekannt gewesen, führt
 30 Melian aus dem Cypolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring

(*) Paedag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

¹ pulsos. [1768 ode. 1778] ² [geschähe 1778]

von zehn Minen getragen, *ὅς τις ἀντῶν ἐντελεσάτος σφραγίδας ἔιχε δεκά μινῶν*; und setzt hinzu: *παρῆν δὲ θανάμαζεσθαι καὶ τοὺς διαγλυφοντάς τοὺς δακτυλίους*; „denn man hatte Ursache die, welche „die Ringe gestochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zusatz des Aelians, von dem Zeugniß 5 des Eupolis unterscheiden. Es ist bloß die Auslegung des Aelians, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn *σφραγίδες*, wie schon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hießen, so ist darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die 10 Arbeit in dem Steine, das mehreste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er 15 evaluiert die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler izeigen Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Smenias durfte für einen Smaragd, auf welchen eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldene¹ Denare be- 20 zahlen, ob er gleich gern sechs dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluiert, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er bloß von der mehr oder weniger treff- 25 lichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht bloß besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Smenias erzählt, ist von

(*) Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des 30 Aelians daselbst anführt, so sagt er: Haec autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis bloß *ἐν τῷ Μαρικῷ*; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbegehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii 35 super moribus Cyrenensium machen können?

¹ güldenen [1768 cdo. 1778]

Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen! (*)

Nec deinde alia, quae tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: praeterquam Ismeniam choraulem, multis
 5 fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amygone, jussisse numerari: et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Ismenias erfährt, daß in Cypern
 10 ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich.
 15 Der Stein, sagt er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, et cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bey duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwey Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem, sagt er, pudit tanti aestimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es sey in
 25 „Cyprus ein Smaragd für sechs goldene Denare feil geboten worden, „in welchem die Amygone eingegraben war, und er habe das Geld „dafür bezahlen lassen: als man ihm nachher zwey dafür brachte, „habe er gesagt, u. s. w.“ Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wiederbekam; was er erst gegeben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen
 30 Steine, gleich zwey geben können, da es kein bloßer, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes (**), welcher

(*) Lib. XXXVII. sect. 3.

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß
 35 es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir

den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigste¹ Olympiade geblühet. Ohngefähr in eben diese Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Marikas den 5 verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß er ein schlechter Mensch seyn, „sonst wäre er kein so guter Flötenspieler.“ Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm 10 sagte; Singe: so entwortete er ihm; Und du blase mir. *Ειπωτος άνω τινος παρα ποτον, άσον, Συ μοι, φησιν, άυλησον.* Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unflätige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antisthenes gegen die Musik, 15 auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Übung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte iht nur das Urtheil des Antisthenes, als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, 20 als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommener Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95 Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als 25 den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Plutarch (*Αποφθ. Βασ. και Στρ.* Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: *Ισμηριαν, τον άριζον άυλητην, λαβων άιχμαλωτον, έκελευσεν άυλησαι. θαναζοντων δε των άλλων, άυτος ώμοσεν ήδιον άκουειν του* 30 *εππου χρεμετιζοντος.* „Atheas, oder wie ihn Plutarch schreibt, Atheas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Atheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer.“ Dieser Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macebonien Krieg führte; und 35 dieser Krieg fällt in die 110 Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? Wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macebonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flöten- 40 spieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Ismenias

¹ gegen der neunzigste [1768 ode. 1778]

Hyperbolus verstanden habe, welcher in der zwey und neunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieser Synchronismus leitet zu verschiedenen Schlüssen¹ in der Geschichte der ältesten Kunst.

5 Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Fuß für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypem schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kauffen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der
10 geringste Cyrenäer keinen schlechtern, als für zehn Minen, zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunst aus diesem ihrem Gebuhrtslande gegen Afrika, wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechszehnjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und
15 neun und siebenzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzler Personen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides, (**)
20 daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Libyen gewesen sehn; oder dieser Name ist selbst bey dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn ob schon Plutarch das nehmliche Hiftörchen noch an zwey andern Orten seiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Ab-
25 handlung *Οτι ουδε ζην εστιν ηδεως κατ' Επικουρον* p. m. 2010. und das andere mal in der zweyten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης η αρετης* p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden, *Ισμηνας* gelesen wird: so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften
30 so gelesen haben, und man in verschiedenen *Αμεινας* anstatt *Ισμηνας* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hätte er vielmehr grade^a das Gegentheil rathen sollen. Auch Rylander schreibet in seiner lateinischen Uebersetzung der Denkprüche *Ameinias* anstatt *Ismenias*; und *Aminias* ist end-
35 lich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 73.^a

(**) Libr. I. §. 110.

¹ zu verschiedne Schlüssen [1768 cde. 1778]

^a gerade [1778]

^b § 18. [1768 cde. 1778]

nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedne Jahre nachher darauf anspielten.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes(**) besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten; Sophisten, Wahrsager, Aerzte, *Σφραγιδονυχαραγοκομητας* u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weissen Nägel mit Steinringen bestecken: und man hat nichts als *ἀσωτους*, Weichlinge darunter verstanden; wie es denn auch die Dacier bloß durch *Effeminés* übersezt. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, betrügerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, *tibicinum gloria tumere* nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstecken wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, sich die Griechen der geschnittenen¹ Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen *Thesmophoriazusen*(***) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

— *Θριπιδες' ἔχειν σφραγίδια*
Ἐξαπαμεινους. —

(*) *Hic (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicae artis hac quoque ostentatione censerentur.* — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblati adversus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, ut palam sit eos *tibicinum gloria tumere*. l. c.

(**) *Nub. v. 331.*

(***) *v. 435. 36.*

35

¹ geschnitten [verdrudt 1768 ode]

Vordem hätten die Männer sich nur ganz schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten sich, für ein sehr wenig, dergleichen können nachmachen lassen;

Προτου μεν ουν ην αλλ' οποιζαι την θυραν,

5

Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολου —

aber der verwünschte Euripides sey es, der ihnen die Laconischen Schlüssel mit drey Zacken, und die *σφραγιδια θριπηδεσα* bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Siegeln soll bedient haben, kann 10 eben darum hier nicht zu verstehen seyn. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das *θριπηδεσα* ist bloß figürlich von der so besondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie 15 scheinen sollten. In beiden Fällen erhellet so viel, daß der Gebrauch mit geschnittenen Steinen zu siegeln, unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigster Brief.

20 Wir haben, über die Nachsichung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine, als Edelsteine, unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß sich so gar 25 schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeigt, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber dieses „scheinet mir selten geschehen zu sehn, am seltesten mit dem Rubin, „wegen seiner Härte und großem Werthe.“

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar 30 bey Hr. Klotzen sollte sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neuern Geschmack an bloßen Steinen

geprediget hatte, „die ungeheure Summen kosten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran „gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte.“ Denn bey einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar, und dem Künstler 5 keiner zu hart seyn müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Klotz fallen: also nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der andern Hälfte seines Zusages ersparen können: „am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner „Härte und großem Werthe.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig 10 verwechseln; das heißt sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir izt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als 15 Hr. Klotz.

Wenn nehmlich gleich iziger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet: so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. *Tertia auctoritas*, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und 20 aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, *tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis.* (*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, 25 sondern den Smaragd setzten sie, unter andern Ursachen, auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: *quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari.* Die Rubine hingegen, scheinen ihm nur wenig bekannt gewesen zu seyn, 30 und weder die Griechen wissen von ihrem *Αυραξ*, noch die Römer von ihrem *Carbunculus* etwas zu sagen, was dem Smaragde im geringsten den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kommt noch dieses: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höhern Werthe, als der Rubin, sondern es war auch 35

(*) XXXVII. sect. 16.

fogar verbothen, ihn zu schneiden; wegen seiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieses lehrt uns Plinius: *quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis.* (*)

Ich weiß zwar wohl, was Goguet(**) gegen dieses Vorgeben 5 erinnert: „Man begreift nicht, sagt er, worauf sich Plinius gegründet, „wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt gewesen, in Sma- „ragd zu schneiden. Die alte Geschichte belehrt uns von dem Gegen- „theile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in „dem Bauche eines Fisches wiedergefunden ward, war ein Smaragd, 10 „den Theodoros, ein berühmter Künstler des Alterthums, geschnitten „hatte. Desgleichen meldet Theophrast, daß viele Leute die Gewohn- „heit gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um sich durch ihren „Anblick das Gesicht zu stärken. Ja, Plinius selbst hatte verschiedene „Beispiele¹ von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich.“

15 Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Vors erste² glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebnes³ und unter einer gewissen fest gesetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken: und wo wäre es gewesen? Es 20 hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (*decreto hominum iis parcitur*) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber still- schweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die 25 Sache selbst verboth. Denn, da man den Smaragd nur seines lieb- lichen Anblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllet, ohne es zu sättigen: so konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn seyn, sein Convolut durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und alles was diese 30 verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch so künstlich ge- schnitten?

(*) l. c.

35 (***) De l'Origine des Loix, des Arts etc. Tom. I. Part. II. p. 238.

¹ Beispielen [1768 cdo. 1778] ² Das erste [1778] ³ niedergeschriebenes [1778]

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben seyn? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, 5 wie es Solinus ausdrückt: *ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur*. Wenn nun aber dem Künstler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen *imagine* 10 *lacunas* heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzelnen Beispiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt sich bey 15 jedem noch etwas ins besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für einen¹ Sardonix aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein 20 geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast(*) beweiset vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt bloß: *διο και τα σφραγδια φορουσιν εξ αυτης, ωσε βλεπειν*; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern 25 in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ismenias in Chybern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals *scalpi etiam smaragdos solitos*. 30 „Man schnitt damals auch sogar Smaragde.“ Das *etiam* ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verboth gesagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunst, die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verboth, oder die stillschweigende

(*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

¹ ein [1768 oder] eine [1778]

Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus gesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey: und so nach widerspricht sich Plinius auch hier 5 so wenig, daß er sich vielmehr bestätigt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer 10 geringern Gattung sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meisten dürften vielleicht das seyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, sagt Hr. Winkelmann, (*) ist die Mutter oder die äussere Rinde des Smaragds. Ich will ihm 15 das hier nicht streitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische *πλασμα* halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochne¹ Prasma; denn Zanetti, (**) und andere, schreiben allezeit Prasma, anstatt Plasma di Smeraldo; 20 und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verschiedenen Steinen. (***) Er ist auch ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere bloß bey Hr. Lipperten 25 verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heißen soll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein seyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras (†). Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins.

(*) Anmerk. zu der Gesch. d. K. S. 18.

30 (***) Dactyl. Zanett. p. 17.

(***) Dactyl. Erstes Tausend Nr. 178. und zweytes Tausend. Nr. 391.

(†) Ebendas. Erstes Tausend, Nr. 270.

¹ ausgesprochene [1778]

Aber wie das? Alle drey sind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt vermischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutsche iht in Pras verkürzen, nachdem das alte Präsem(*) aus dem Gebrauche gekommen. 5

Die Griechen und Römer scheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grüne des Smaragds näher kamen: so machten die neuern 10 Steinfenner für sie den zusammengesetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräsem, welches im lateinischen Smaragdoprasius heißen muß, und keinesweges vom Gori(**) durch Prasma Smaragdinea hätte übersezt werden sollen. Denn das heißt Verstümmelungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häuffen. 15

Die Alten kannten so vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd seyn. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, 20 so kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf sezen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bey ihm, der dieses Vorgeben 25 bestätigt. Diesen nemlich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden; (***) iudem plerumque et concavi, ut visum colligant: eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem besondern Briefe; wo es sich zeigen wird, daß die Meinung 30 des Salmasius, (†) welcher das Verboth die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

(*) Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll. p. 203.

(**) Daetyl. Zanett. l. c.

(***) Lib. XXXVII. sect. 16.

(†) Ad Solinum p. 196.

Sechs und zwanzigster Brief.

„Selten, setzt Hr. Klotz hinzu, sind auch ihre Werke in Sapphir.“

Was für einen Sapphir meint er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er wird wissen, daß dieses zwey ganz verschiedene 5 Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich *inutilem sculpturae, intervenientibus crystallinis centris.* (*) Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie ihn ja, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Berylls. Er hatte 10 den Werth nicht, den er bey uns hat;¹ und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von umgekehr, als in der Meinung einen kostbarern² Stein zu schneiden.

„Am häufigsten, fährt Hr. Klotz fort, brauchten sie zu hohl „gegrabnen Werken den Carneol oder Agat, von einer Farbe, so wie 15 „sie sich bey erhobnen Werken der verschiednen Agatonyche und Sardonyche bedienten.“

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen. Warum schreibt Hr. Klotz beständig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein χ ; 20 und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schischenden Aussprache des *ch*, dieses χ in ein *g* verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, ist also ein Beweis, mit welcher Dscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Dscitanz schreibt er Beryll und Amethyst, anstatt daß er Beryll und Amethyst 25 schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Klotz in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, 30 und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen: so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfarbigen Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfarbige Steine.

(*) Libr. XXXVII. sect. 39.

¹ hatte; [1768 cde. 1778] ² kostbaren [1778]

Πολλα μὲν οὖν ὄντα γ' ἐστὶν ἀγαθὸν χροματ' ἰδεσθαι. (*)
 Nur nach der unter diesen verschiedenen Farben am meisten hervor-
 stechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe, bekam er ver-
 schiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald
 Leufachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats ge- 5
 denkt, (**) quae unius coloris sit, und der, von Ringern getragen,
 sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig ange-
 merkt, (***) daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse;
 nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen
 Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. 10
 Was bey den Alten Achat heißen sollte, mußte Streife oder Punkte
 von anderer Farbe haben, als die übrige Masse des Steines war;
 und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu
 den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen 15
 mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den
 Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem
 sie alle durchsichtigere Hornsteine begreifen, sie mögen eine oder meh-
 rere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber sich mit diesen ausdrücken
 wollen: so hätte er bedenken müssen, daß so nach der Carneol selbst mit 20
 zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu
 hohlgegrabnen¹ Werken am häufigsten den „Carneol und Achat von
 einer Farbe“ gebraucht: denn wer wird erst eine einzelne Art nennen,
 und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie
 gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter diesen am häufigsten 25
 den Carneol dazu gebraucht haben, in so fern man unter Carneol,
 welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit ver-
 stehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz, ist eine
 sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen 30
 der verschiedenen Dactyllotheken, und besonders der Lippertschen, zu-
 sammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht

(*) Orpheus de Lapidibus. c. 16. v. 3.

(**) Lib. c. sect. 34.

(***) Ad Solinum p. 120.

¹ hohlgegrabnen [1775]. * de Lapidibus v. 104 11704 An 1770;

oft aufgehetet! Was für Monstra von Namen, kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx, dessen sich, nach Hr. Klogen, die Alten zu erhobnen Werken verschiedentlich sollen bedient 5 haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bey den Alten ganz unerhört, und selbst die spätern Schriftsteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heißen, kennen ihn nicht; so daß er aus einer ganz neuen Hede seyn muß. Aber was sollen wir uns dabey denken? 10 Es läßt sich schlechterdings nichts dabey denken. Der Dnyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen setzen? Bloss die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Dnyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz 15 anders ist es mit dem Sardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Dnyx, dessen Streiffe von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discussionen 20 erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geschnitten seyn soll: (*) „so haben wir, nach „dem Hrn. Klog, nun nicht mehr nöthig, uns auf blosser Muthmassungen „zu verlassen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“ (**) Durch 25 diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedford, dieser Diamant! Was für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

30 Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klog bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedford ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyist, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische

35 (*) Zweytes Taufend. Nr. 387.

(**) S. 42.

Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben, daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist? 5

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar 10 zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamante gehabt: so wäre es eine grosse Einfalt, jemanden in der Welt, er sey wer er wolle, auf sein blosses Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigster Brief.

15

Aber Hr. Klotz hat sich eine zu gute Entschuldigung ausgespart, warum er so kahle und verwirrte Kenntniße von Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nehmlich, (**) „daß in Ansehung der Benennungen, welche die alten Schriftsteller den Edelsteinen beygelegt haben, eine grosse Dunkelheit herrsche. Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten.“

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehemals nicht zugekommen, übertragen.¹ Doch bey dem allen, es mag so seyn: wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versichert, daß man wissen kann. 30

(*) S. Hülls Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.

(**) S. 44.

¹ übertragen. [1778]

Und so giengen wir weiter, und kämen auf die mechanische Aus-
 übung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber
 er sagt gar nichts davon: und das ist freylich sehr wenig: vielleicht
 auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen seinen Lesern
 5 verständlich zu seyn.

Hr. Klotz schreibt: (*) „die neue Entdeckung von dem Stein-
 „schneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche
 „Christ glaubte gemacht zu haben. Er überredete sich, daß die Alten
 „mit Diamant allein geschnitten hätten, ohne sich des Rades dabei
 10 „zu bedienen.“ —

Alles was Hr. Klotz wider diese Meinung sagt, hat er Hr.
 Lipperten abgeborgt; nur daß dieser gerechter gegen Christen ist. Hr.
 Lippert schreibt bloß, Christ, (den er, wie ich sehe, gar nicht einmal
 nennt) (**) habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant
 15 „allein geschnitten habe.“ Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr.
 Klotz läßt dieses Auch aus, und stellt uns folglich Christen als den
 Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten
 Steinschneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war
 Christ weit entfernt.

20 Christ behauptete bloß, daß sich die alten Steinschneider des
 Rades seltner bedienen, als die neuern; (***) daß sie mehr mit der
 Diamantspiße gearbeitet, als die neuern; (†) und daß besonders die
 sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser
 von ihnen gefertigt werden können. (††) Dabey leugnete er keinesweges,

25 (*) S. 45.

(**) Vorrede zur Daktyl. S. XXX.

(***) Ego vero non dubito, quin Graeci praesertim artifices rarius hac
 machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspec-
 tumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Com-
 30 ment. Lips. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

(†) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen
 acutius subtiliusque praestaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in
 acutissimum fastigiatas mucronem etc. ibid.

(††) Nam primum in minimis quibusque¹ gemmulis potior soli mu-
 35 croni adamantis et crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo tere-
 brae ac rotarum. ibid. p. 336.

¹ quibusque [Christi] quibusdam [1768 cde. 1778]

Daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich eben so wohl die Spuren des Rades, als der Diamantspiße zeigen. (*) Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen älteren, und besonders aegyptischen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben scheine, und sich durchaus keine Spur der Diamantspiße äussere. (**)

5

Das war Christs Meinung: und diese Meinung nennt Hr. Klopß gerade zu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben
 „schneiden sehen, muß auch die Natur und Gestalte¹ der Diamante 10
 „gar nicht kennen. Wie stellt er sich wohl vor, daß der Diamant
 „gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie
 „glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so grossen
 „Spitze, als hierzu erfordert² wird, versehen könne?³ Was muß er
 „für Begriffe von der Grösse und Kostbarkeit der Diamante haben, 15
 „wenn er sich einbildet, daß man grosse Diamante so spizig zuschleifen
 „könne, als diese Arbeit erfordert? Kurz, die ganze Sache ist unmög-
 „lich, und wenn Christ oder andere sich in den Werkstätten umgesehen
 „hätten, so würden sie niemals diese Meinung behauptet haben.“

Im Vorbeygehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werkstätten 20 mehr umgesehen, als Hr. Klopß. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klopß gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klopß drückt sie nach seiner Art aus: das ist, er mischt ein wenig Non sens 25 mit unter. — Er fragt z. E. „wie glaubte Christ, daß man die kleinen
 „Diamantkörner mit einer so grossen Spitze, als hierzu erfordert² wird,
 „versehen könne?“ Freylich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamant-

(*) — *tanquam si in omni annulo scalpendo⁴ opus utrumque, tere- 30
 brae ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres
 egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; et conspectus exemplorum in
 dactyliotheccis multorum, tanquam in re praesenti, istud fere probat. ibid.*

(**) *Deinde veteres aliquae gemmae, praesertim Aegyptiae, arrosae
 tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. ibid. 35*

¹ Gestalt [Klopß] ² erfordert [1778] ³ könne? [Klopß] können? [1768 ode. 1778] ⁴ scalpendo [1768 od]

förner mit grossen Spizen versehen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unsinn, der aus einer ver-
 5 „derbten Einbildungskraft, und aus grober Unwissenheit von den
 „Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu dieser Kunst gehören, ent-
 „standen ist!“ Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert, zum größten
 Theil, selbst. Christ verstand unter dem *mucrone adamantino* eben
 so wenig Diamantförner, als grössere spizig zugeschlossene Diamante:
 10 sondern spizige Splitter von zerschlagenen Diamanten. Die Möglichkeit
 solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu: und er ist nur verlegen,
 wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Klotz also nicht besser, daß er Hr. Lipperten
 15 folgt, als ich, der ich mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte: auch bey mir gilt der Künstler in seiner Kunst alles. Aber Ein Künstler, macht nicht alle aus: und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frey stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern
 20 zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz; Katter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Katter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine,
 25 die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten
 Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen: denn Christ, wie ich schon gesagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts
 30 weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherley chimärischen Begriffen verwahret hat, die wir uns sonst von dem Verfahren der alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat
 35 Katter jemals den Gebrauch der Diamantspizige so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klotz herabsetzt? „Allerdings, sagt Hr. Klotz, braucht

„man die Diamantspizze, aber alsdenn erst, wenn durch das Rad das „Gehörige verrichtet ist. Rehmlich; man kann mit dieser eingefassten „Diamantspizze, wovon das Werkzeug beym Mariette abgebildet ist, „die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug „verarbeiteten Partien sanfter und verlauffend machen.“ 5

Wer hat dem Hrn. Klotz das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehen, daß man die Diamantspizze nur dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung beym Ratter, fast auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Ratter ausdrücklich, daß an den Petrurischen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantspizze ausgegraben zu seyn scheinen? (*)

Schließt nicht Ratter, daß verschiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spizze des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen? (**) — Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen. 15

Erkennet nicht Ratter an den beiden Dthryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey an dem andern das meiste mit der Diamantspizze gefertigt? (***) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspizze die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zweyten gehabt? 20

Aussert sich nicht Ratter von seinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artift habe sich meistens der Diamantspizze dabey bedient? (†)

(*) Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le 25 contour, et les muscles sont trop creusés et paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. *Traité de la Meth. ant.* p. 10.

(**) Il paroît aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'auroit pu l'exécuter avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. *Ibid.* p. 12. 30

(***) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa maniere particuliere de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — *Ibid.* p. 21.

(†) Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer 35 à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, et que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout

Und was ist das viel anders, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt? (*)

Alles das endlich zusammen genommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennet, als Hr. Kloß einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam? (**)

10 Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterschen Werke, die ohnstreitig unter allen neuern Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel
15 selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christ's
20 Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Kloß desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Kloßen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will: ich lerne immer etwas.
25 Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die ißt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, zusammen gelesen haben!

30 pour le visage et les cheveux; car il est plus facile d'y reussir de cette façon-la qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(*) Siehe oben S. 207. Note *.¹

(**) l. c. p. 339.

¹ [Seite 312, Anm. (†) in dieser Ausgabe]

Acht und zwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christi angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klog weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet,¹ 6 Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.

„Freylieh, fügt Hr. Klog hinzu, (*) wird diese Kühnheit die-
 „jeningen beleidigen müssen, welche in den alten Schriftstellern keine 10
 „Fehler finden wollen, und ehe sie diese zugeben, lieber auf Unkosten
 „ihrer eignen Ehre die seltsamsten Erklärungen und Vertheidigungen
 „unternehmen. Aber unpartheyische Kunsttrichter, welche sich überzeugt
 „halten, daß man an jemand Fehler finden, und seine Einsichten und
 „Verdienste doch zugleich hochschätzen könne, werden wider diese Muth- 15
 „maßung desto weniger aufgebracht werden, je mehr sie Bewegungs-
 „gründe, ein solches Urtheil zu fällen, und Entschuldigungen für den,
 „welcher es ausspricht, auch bey dem Plinius, dessen grosse Gelehr-
 „samkeit sie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben.“

Geschwäg, das nur abzielen kann, nähern Untersuchungen vor- 20
 zubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu
 überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese
 bloße Möglichkeit. Besonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen
 betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bey der unzähligen
 Menge von Steinen, bey dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die 25
 sich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: how
 Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben
 geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigene Worte beweisen? - Das sag
 Klog, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß
 nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrucklich
 wollen. Er gedenkt bloß, bey Gelegenheit der Steine.

(*) S. 51.

¹ behauptete, [1778]

heit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch
 5 alsdenn noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gewandtsweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten
 10 Streit veranlassen.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte dennoch zu siegen, und fügt hinzu: (*) cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a
 15 scalptoribus; ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Diese Stelle, sagt Hr. Klotz, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspiße gearbeitet. Ich habe erwiesen, daß Christ diese lächerliche Mei-
 20 nung nicht gehabt hat. Christ schloß aus dieser Stelle, daß die Alten mit der Diamantspiße gearbeitet; aber keineswegens, daß sie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch, Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantspiße die Rede sey; sondern von dem Diamantpulver, welches
 25 anstatt des Smirgels an das Rad gestrichen worden. Dieses Rad werde vorne ein wenig ausgedrehet, damit der Smirgel oder das Diamantpulver besser hafte: und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn sich auch schon das Wort includuntur so auslegen läßt; so braucht Plinius doch noch ein anderes,
 30 welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius sagt: cum feliciter rumpere contigit. Hr. Lippert merke auf das feliciter. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und passet keineswegens auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieser ist weder
 35 ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bey einer solchen

(*) Libr. XXXVII. sect. 15.

Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Hr. Klotz ist über dieses feliciter hingehuscht. Aber er hält sich an das *includuntur*; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem blossen Bestreichen verstehen lasse: was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.

Das ist nun freylich der kürzeste Weg, sich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftstellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künstler wollte den Plinius retten: der stolze 10 Gelehrte verweist ihn in die Schule, in die Werkstätte, da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Hr. Klotz hat Recht: das *includuntur*, und noch weniger das feliciter erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe? 15

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Sfidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können; wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will. 20

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bey dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantspiße aus dieser Stelle verdrengt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspiße 25 brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug 30 nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten. 35

Wie gesagt; wenn die Diamantspiße auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum sollte Plinius diesen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch größern, den Katter selbst, wie ich gezeigt habe, eingestekt: so begreife ich vollends
 5 nicht, warum man Schwierigkeit¹ macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspiße als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn
 10 in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedene Härte der wahren, und sagt: (*) tanta differentia est, ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

15 Diese Stelle hat Hr. Klotz selbst angeführt; aber wie es scheint bloß, um den kindischen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat sehr Recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

20 Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider bloß mit der Diamantspiße gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Klotz sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

25 Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb: zwey Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspiße; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren
 30 Worten gesagt, worinn sich Plinius auch hier geirret habe. „Auch

(*) Libr. XXXVII. sect. 76.

¹ Schwierigkeiten [1778]

„hier, sagt er, vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der „Steinschneiderkunst.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheint, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einsieht, was Plinius 5 sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, *ferro retuso*, versteht, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades 10 in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem *terebrarum fervor*?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die 15 neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Lornestif der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur 20 zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses *ἀντιστοφον* von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Wirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Lornestif zuerkennen will.

Dreyßigster Brief.

25

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiednen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelsteine gesägt und geschnitten wurden. Denn was er von der Säugung des Marmors sagt; (*) *arena hoc fit, et ferro videtur fieri*, 30

(*) Lib. XXXVI. sect. 9.

serra in praetenui linea¹ premente arenas, versandoque, tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, 5 uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutschen Künstler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyßigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle; nicht also das Rad, sondern nur eines 10 von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheineth er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie her- 15 vorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc 20 fit, et ferro videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren seyn soll.

25 Nun lesen Sie die Stelle des Plinius: (*) Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitae. Vicere postea ex Armenia vectae.

Naxium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider 30 Anfangs anstatt unsers Smirgels brauchten; und ward aus Cyprischem Schleiffsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armenischem² Schleiffsteine verfertiget wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwarr.

(*) Lib. XXXVI. sect. 10.

¹ Hma [1768 cde. 1778]

² Armenischen [1778]

Weil Plinius an einem andern Orte, (*) wo er die verschiedenen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cyprischen Diamants gedenket: so soll jener Cyprische Diamant, und dieser Cyprische Schleiffstein, aus welchem das Karium gemacht wurde, nur eins seyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleiffstein, wegen seiner Härte adamas ge- 5
nannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen blossen Schleiffstein nenne. Haec tam varie, setzt er hinzu, (**) quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel iudicium vel otium defuit componendi 10
similia inter se, quae apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmastius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meinet, das soll de aere cyprio zu meinen seyn; (***) der Diamant, von dem Plinius sagt, 15
daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cyprischen Diamant genennt, das sey nichts als der Cyprische Schleiffstein. Ueber den sonderbaren Mann! Wozu denn nun alle diese Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieselbe Insel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen? 20

Doch, warum will ich blosser Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch izt sind die Cyperischen Diamante unter dem Namen der Diamante von Bassa bekannt.

Ich weiß wohl, daß die Kenner diese Diamante nicht so recht für ächte wollen gelten lassen. Aber eben dieses macht es um so viel 25
wahrscheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cyprischen Diamante des Plinius sind ihm von der schlechteren¹ Gattung; weder so hart noch so klar, als die Aethiopischen, Arabischen und Macedonischen.

(*) Lib. XXXVII.^a sect. 15. 30

(**) Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.

(***) ibid. 1094.

¹ schlechtern [1778] * XXVIII. [1768 cde. 1778]

Ein und dreyßigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cyprischen Schiefer sprechen; (denn alle Schleif- und Probiersteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr besonderer Gebrauch giebt ihnen den besondern Namen:) und kam auf die Cyprischen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Salmasius zu widerlegen. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meursius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden. Er sagt, das Maxium sey nicht von Cyprischen sondern von Cretischen Schiefeln gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern schreiben wollen; denn nicht auf Cypern, sondern auf Creta liege ein Maxus. (*) Und es ist allerdings wahr, daß bey andern Schriftstellern, Maxischer Stein durch Schleiffstein aus Creta erklärt wird. (**)

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, (***) daß dieser Maxische Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Maxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beynamen erhalten.

Doch dieser Einfall empfiehlt sich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf seinen Schriftsteller durchaus keinen Fehler kommen zu lassen. Ehe wir den Alten einen so unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verursachen: dünkte ich doch, wir ließen den Plinius sich lieber verschrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius seyn, und sind wirklich darinn; obschon gewiß die wenigsten von ihm selbst herkommen mögen. Ganz anders ist es mit Fehlern, wie sie ihm Hr. Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwissenheit, der er so leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cyprischen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleiffsteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinschneider in Pulver ver-

(*) Cypri lib. II. cap. 5.

(**) Id. Cretae lib. I. cap. 12.

(***) Ad Plinii l. c.

wandelt werden können? Warum hätte man sie erst deswegen nach *Raxus* auf *Creta* bringen müssen?

Endlich, was liegt daran, ob man den *Raxischen* Stein in *Cypern* oder in *Creta* gebrochen? Ich will ihn ja unsern Steinschneidern, eben so wenig als den *Armenischen*, statt des *Smirgels*, empfehlen: 5 ich habe eine ganz andere Absicht, warum ich seiner gedenke.

Genug, es war ein pulverisirter Schleiffstein, dessen sich die *Alten* zum Ausarbeiten ihrer *Gemmen* bedienten. Ein Schleiffstein, wieder-
hohle ich: um meine *Verwunderung* damit zu verbinden, daß man den *Alten* einen so allgemeinen Gebrauch des *Diamantpulvers*, anstatt des 10 *Raxium*, anstatt des *Armenischen* *Schieferpulvers*, andichten will.

Hr. *Lippert* wenigstens scheint sich wirklich überredet zu haben, daß das *Diamantpulver* den alten *Steinschneidern* eben so gewöhnlich gewesen, als den unsrigen der *Smirgel*: (*) denn er entschuldiget diese, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Kostbar- 15 keit der *Diamante*; daher die wenigsten zum Gebrauche des *Diamantpulvers* angeführet werden könnten, und also, an den *Smirgel* einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das *Rad*, mit *Diamantpulver* be-
strichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit *Smirgel*. 20

Ich bin gewiß, daß die *Ersparung* der *Zeit*, die Hr. *Lippert* den alten *Künstlern* machen will, (**) ihnen so nicht zu *Statten* gekommen. Ihr *Raxium* kann, in *Betrachtung* der *Natur* des *Schiefers*, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der *Smirgel*,¹ wohl aber feiner; so daß es ihnen einen *grossen* Theil der *Polirung* ersparte. 25

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die *Alten* das *Diamantpulver* überhaupt nicht gekannt und gebraucht: so darf ich doch kühnlich leugnen, daß sie es zur *Ausschleiffung* geringerer *Edelsteine* angewendet haben. Denn Hr. *Lippert* mag von der *ihigen* *Kostbarkeit* der *Diamante* sagen, was er will: so waren sie bey den *Alten* 30 doch noch ungleich kostbarer; denn sie waren ungleich seltner. Die *Alten* wußten von keinen *Brasilischen* *Diamanten*, die so neuerlich *Europa* überschwemmet haben. Unsere *Künstler* müßten den *Aufwand*,

(*) *Worb. der Dak. S. 34.*

(**) *Worb. der Dak. S. 33.*

¹ *Schmirgel, [1778]*

den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelförpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armenische Schieferpulver nennet. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

10

Zwey und dreyßigster Brief.

„Die Alten, sagt Hr. Klotz, (*) kannten die Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie bedienten sich, welches unleugbar ist, desselben.“

Welches unleugbar ist! Warum war es denn unleugbar? Weil es Hr. Klotz bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum gibt es Goguet dafür aus? (**) „Weil es Plinius ausdrücklich sagt; „und weil, wenn Plinius auch nichts sagte, die Meisterstücke der alten Steinschneiderkunst, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden.“

20 Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armenischen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben so gut, ob schon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

25 Alles beruht folglich auf dem Zeugnisse des Plinius; in welcher Absicht sich Goguet auf zwey Stellen desselben beruft.

(*) S. 42.

30 (***) Il est constant que les Anciens ont parfaitement connu la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement; et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoitre.

Die erste ist die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von *parvis crustis* eines glücklich zerschlagenen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen *crustis* kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann; sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können. 5

Die andere Stelle beweiset noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben ließen: *verum omnes adamante scalpi possunt.* (*) Denn können hier nicht eben so wohl jene *parvae crustae* 10 des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erstern Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun; indem er selbst bekennet, daß das Wort *includuntur* nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem 15 Werkzeuge des Rades bloß angestrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius bloß habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Troß, mir bey 20 Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu dessen¹ Behufe angeführet werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraus sagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man dessen 25 Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: *Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam 30 parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.* Ich habe schon angemerkt, daß man auf das *feliciter* hier

(*) Lib. XXXVII. sect. 76.

¹ *bessem* [1768 cde. 1778]

sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu contingit gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise trifft, daß man den Diamant zer schlägt.“ So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit
 5 comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das ist falsch, das kann Plinius nicht haben sagen wollen; denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte; ob schon mit Mühe, aber doch ganz
 10 unvermeidlich; hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen, „wenn es sich trifft, daß er glücklich springt:“ nehmlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß
 15 er unter dem Hammer zersprang: es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht gewußt haben, der Diamant lasse sich durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn
 20 hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und
 25 nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am ersten beitreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst die Diamante zu schleifen
 30 und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sey, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt: wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses
 35 „scheint,“ antwortet Goguet, „allerdings schwer zu begreifen: gleichwohl ist es nun nicht anders. Auch finden sich mehr solche Beispiele

„von Schranken, die sich der menschliche Geist gleichsam selbst zu setzen pfleget. Auf einmal bleibt er stehen, wenn er eben dem Ziele am nächsten gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl 5
möchte ich mich doch so selten, als möglich, darauf berufen; eben, weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.¹ 10

Drey und dreyßigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften,² weil die Diamante vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie iziger Zeit sind: so würde man diesen Grund freylich um so viel mehr auch gegen die 15
Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

Plinius scheint ihre Seltenheit durch das *expetuntur a scalptoribus* selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder 20
Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten.

Aber was thaten diese? Mußten sie folglich alles durch das Rad

¹ (Eichenburg (Lessings sämtliche Schriften, Teil XII, S. 274 f., Berlin 1793) bemerkt zu diesem Briefe Folgendes:)

Auf einem kleinen Zettel hat sich Lessing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweisen schienen, daß die Alten die Kraft des Diamantstaubes nicht gekannt haben:

1. Weil P l i n i u s nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als ist, sagt, daß sie mit einem andern Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Rodsblut überwältigt werden.*)

2. Weil er nicht allein von diesen andern, sondern auch von noch mehr Edelsteinen sagt, daß sie sich durchaus nicht schneiden lassen; z. B. von den saittischen [vielleicht nur verdruckt statt: scythischen] und ägyptischen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari.**)

*) Rehmlich von dem S i d e r i t e s. L. XXXVII, c. 4.

**) Man vergleiche Herrn Hofrath W e d m a n n's Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, III. 4. S. 341.

* dürfen, [verdruckt 1778]

vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand sich ein andrer Stein, dessen Splitter das nehmliche verrichteten. Er sagt von dem Ostracitis: (*) duriori tanta inest vis, ut aliae gemmae scalpantur fragmentis ejus.

5 Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er ißt heiße, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta: und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem
10 Steine bedeuten. Das Nehmliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwey verschiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeigt, daß Plinius seiner Sache hierinn sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammen genommen, kann ich behaupten, daß er
15 von der Steinschneiderkunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiednen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspitze; er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bey gewissen Steinen die
20 Stelle der Diamantspitze vertreten können; er gedenkt verschiedner¹ Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelförpers bey dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beiläufig ihrer erwähnt,
25 indem er auf die Materialien kömmt, deren sie sich bedienet?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Kloten wer da will: mich hat er zu scheu gemacht, ihm irgend etwas auf sein blosses Wort zu glauben. —

Von ungefehr sehe ich eben ißt ein Wort bey ihm genauer an,
30 von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht blos Agat, sondern gar

(*) Lib. XXXVII. sect. 65.

¹ verschiedener [1778]

Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der Griechischen Sprache so vortrefflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit eh mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein blosses t verwandele, und dieses brachte ihn auf das Wörtlein *ἀγαθος*. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steines ab, und schrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius, weitläufig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Hn. Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nehmlich, welcher wie ich vermuthete auf eben diese Weise seine Kenntniß der Griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben: und diese wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten. 15

Vier und dreyßigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Mattern gesagt, daß er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?

Nicht bloß auf das Werkzeug Parallellinien zu schneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in seinem Werke weder mit stechen ließ noch sonst beschrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sey.

Nicht bloß darauf: sondern noch auf einen ganz andern Umstand. Aber gedulden Sie sich. Hr. Klotz hat uns Matters Leben 25 versprochen. Wenn es wirklich das Leben, des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstopplung topischer und chronischer Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke wird: so wird Hr. Klotz diesen Umstand nicht bloß berühren, er wird sich weitläufig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt 30 er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Ratter hatte nicht bloß seine Geheimnisse. Ratter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klop von beiden diesen Punkten sagen wird! —

5

Ende des ersten Theils.

Briefe,
antiquarischen Inhalts:

*Αγωνισμα μαλλον ες το παραχημα
ἀκουειν η̄ κτημα ες ἀει —*

von

Gotthold Ephraim Lessing.

Zweyter Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai. 1769.

Künf und dreyßigster Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was gegen meine Deutung des „so genannten Borghesischen Fehlers zur Zeit noch erinnert worden, „ist nicht von der geringsten Erheblichkeit.“

Was besonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht 5
fahler seyn. Ich schlug vor, die Worte des *Repos*, *obnixo genu scuto*, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen, mit gegen das *Knie gestemtem Schilde*; sondern nach *genu* ein Komma zu machen, und *obnixo genu* besonders, und *scuto* besonders zu lesen. Hierwider sagt Herr Klotz, ich weiß selbst nicht was. Er räumt mir 10
ein, daß man *obniti* in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem *Livius* an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, *obnixo pectore*, *obnixa fronte*, 15
ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, *obnixo genu*. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem *pro autoritate* gesprochenen *alia ratio est*, mit einem *insolens dicendi ratio* begnügen. 20

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort *pro autoritate* zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin

(*) S. den ersten Theil dieser Briefe S. 103.¹

nicht der erste, der *obnixo genu* von *scuto* trennet. Unter andern muß es auch *Stewechius* so zu trennen, für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den *Vegetius*: (*) *Chabrias, Atheniensium dux rei bellicae peritissimus, quo phalangis impetum*
 5 *sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.*

Aber Herr *Kloß* weiß nicht, was *obnixo genu* heißen soll. Er fragt: *quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat.* In Wahrheit, wenn das so
 10 recht gefragt ist: so muß sich das gute Latein zuweilen, von dem gefunden Menschen Verstande sehr weit entfernen. Denn *obniti* zeigt ohnstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drehen zu lassen, den er einmal einnimmt. Es kommt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben
 15 zu; und man würde berechtigt seyn, gerade umgekehrt zu fragen: *quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu?* Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Autoren mit *Erythraischen* Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl
 20 wetten, daß Herr *Kloß* keine Parallelstelle für *obnixo gradu* finden dürfte. Denn *gradus stabilis, gradus certus* ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des *Repos*, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn *genu*, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende *projecta hasta* nothwendig eine Verbindungspartikel,
 25 ein *et* oder ein *que* haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr *Kloß* gezählt? Es sey: aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche *projectaque hasta* hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich bloß und allein auf eine einzige Handschrift;
 30 und welcher *Criticus* in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr *Kloß* noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt
 35 werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven desselben würde deutlich genug zeigen, ob die angelegte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm. Und das wäre freylich schon mehr. Doch auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schliessen. 5

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klotz selbst. (*) Es soll mir lieb seyn, wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe! ✓

Sechsz und dreyßigster Brief.

10

Aber ich habe ja den Borghefischen Fechter mit dem Miles Beles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Klotz selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Göttingischen Anzeigen gefunden. (**) 15

Oh, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe

(*) Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego *ro* obnixus hoc sensu occurrere, et potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem *ro* „ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, 20 ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projecta¹ hasta i. e. h. d. Verbum que non posset deesse, si *ro* scuto conjungi deberet cum *ro* hasta. Denique dextra manus 30 statuæ, quæ projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statuæ dici potest.

(**) Hamb. Corresp. Nummer 154. d. v. J. 2

¹ projectaque [verdruckt 1769] * [vom 24. September 1768]

dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur ist erst, da ich diese Freundschaft nicht erwidern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

5 Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingische Gelehrte seinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Beles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheze passen dürfte? Wird Herr Klotz sagen, 10 daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen: er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr so überzeugt, daß der Borghefische Fechter Chabrias ist, als ich es in 15 meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen selbst gewisser-
maassen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche 20 er uns von dem Borghefischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann sagt: (*) „die ganze Figur „ist vorwärts geworffen, und ruhet auf dem linken Schenkel, und das „rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestreckt.“ Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und 25 das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilbe gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, 30 die ich in der Winkelmannschen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns selbst veranlaßt haben. Wahr ist's, der erste Blick, den ich auch in einem solchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können. Denn der-
jenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er 35

(*) Geschichte der Kunst S. 395.

auch schon im Kupfer als der rechte erscheint; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

5

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdingz. Vegetius sagt: (*) *Sciendum praeterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quae plagam possit inferre.* So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeußerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor stehen; dergleichen wenn der Soldat mit gefällttem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müssen nachstoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, so nahe zu seyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Repos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite, und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es igt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwiderprechlich, daß die

35

(*) De re milit. lib. I. c. 20.

Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Stieb versehen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Kloß gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen: und so würde es noch 5 geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaaßen darf.

Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmassung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht 10 gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

15 Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechselung des Borghesischen Fechters mit dem Miles Beles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieser Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie bey- 20 liegendes Blatt. (**)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten der Winkelmannischen „Monumenti inediti in unsern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm „Schuld giebt, als habe er den Borghesischen Fechter mit dem sogenannten Miles Beles im Museo Florentino verwechselt. Herr Lessing 25 „hat Recht; der Recensent hätte allerdings dieses wenigstens durch „ein, es scheint, ausdrücken sollen. Herr Lessing lehnt auch wirklich „einen solchen Verdacht auf eine nachdrückliche Weise von sich ab. „Hierzu kömmt in der That noch dieses, daß der Miles Beles den „Schild eben so wenig vor sich an das Knie gestemmt hält, und daß 30 „also das obnixo genu scuto eben so wenig statt findet; obgleich

(*) S. 102.'

(**) Göttingische Anzeigen² St. 130. S. 1085² vorigen Jahres.

¹ [S. 273 in dieser Ausgabe] ² Anzeige [1769] ³ 1058 [verdruckt 1769]

„sonst die Stellung eines Kriegers, der seinen Feind erwartet, „und insonderheit das gebogene Knie, auf die beschriebene Stellung „des Chabrias eher zu passen schien; in so fern man annehmen kann, „daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die ¹ Erde angelehrt, ein „Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft 5 „verdoppelt haben. Eben diese Vorstellung hatte dem Recensenten „Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freylich Herr Lessing „mit Grunde von sich abweist, und abweisen kann. Jene Stellung „läßt sich vielleicht auch eben so gut, und noch besser im Stehen denken, „so daß der Soldat das Knie an den Schild anschleift, um dem an- 10 „dringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen“ —

Das ist alles, was ich verlangen; das ist alles, was ich von einem rechtschaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; 15 aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Klaffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben; die Sache 20 mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachlässigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das 25 Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verschätzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten 30 Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für 35

¹ der Heyne in den Göttingischen Anzeigen.

meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich
 5 verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da sehe
 10 jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borghesischen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir diesen Irrthum
 15 benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darenin verfallen? Aber wenn man sagt, der Borghesische Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sey nicht der Borghesische Fechter: so ist das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit suchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte
 20 ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Göttingsche Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sey; nur Hr. Klotz hat, ohnstreitig aus eigener Erfahrung, einen solchen Blunder für
 25 möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat bloß sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheinert er nicht bestehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Beles gleichfalls nicht vollkommen der
 30 Beschreibung des Repos entspreche, indem das ohnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des Repos eben so wohl zusammen räumen lasse, als der kniende des
 35 Miles Beles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt bloß umständlicher und genauer, warum

diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Lessing vor-
 „gebrachte Meinung, daß der Borghesische Fechter den Chabrias vor-
 „stellen solle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recensent 5
 „damals freylich nicht beybringen konnte. Repos beschreibt die Stel-
 „lung der Soldaten des Chabrias so, daß sie einen Angriff des ein-
 „dringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: reli-
 „quam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto pro-
 „jectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Der natürliche 10
 „Verstand der Worte scheint der zu seyn, daß die Soldaten das Knie
 „an den Schild anstemmen und so den Spieß vorwärts halten mußten,
 „daß der Feind nicht einbrechen konnte. Diese Erklärung wird durch
 „die beiden Parallelstellen im Diodor und Polyän, und durch die
 „Lage der Sache mit den übrigen Umständen selbst, bestätigt; denn 15
 „der Angriff der Lacedemonier geschah gegen die auf einer Anhöhe
 „gestellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) Hiermit
 „scheinet der Borghesische Fechter nicht wohl überein zu kommen, dessen
 „Stellung diese ist, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst
 „im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist; daß er den Kopf und die 20
 „Augen nicht vor- oder herabwärts, sondern aufwärts richtet, und
 „sich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben
 „herkömmt, zu verwahren scheint; wie nicht nur das Kupfer zeigt,
 „sondern auch Hr. Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung mit
 „Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der diese Unähnlichkeiten 25
 „gar wohl bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im Repos durch eine
 „andere Interpunction der Stellung des Borghesischen Fechters näher
 „zu bringen. Dem sey also: aber auch dann wissen wir weder die
 „Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch
 „das loco vetuit cedere, das projecta hasta, das impetum excipere 30
 „hostium damit zu vereinigen. Doch alles dieses muß Hr. L. nicht
 „als Widerlegung, sondern als Schwierigkeiten ansehen, die er in der
 „Folge seiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn
 „sonst würden wir noch anführen, daß der ganze Körper des Bor-
 „ghesischen Fechters in unsern Augen den ganzen Wuchs und Bildung, 35
 „die Haltung und Stellung eines Fechters, aber gar nicht das An-

„sehen eines atheniensischen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt
 „sich so etwas nicht beurtheilen, und hiebey könnte die Vorstellungsart¹
 „sehr verschieden seyn. Noch müssen wir gedenken, daß wir vor einiger
 „Zeit in Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Abhandlung de Dea Ange-
 5 „rona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab 26. n. 2. gleich=
 „falls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben.“

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann,
 der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe
 abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! —
 10 Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen,
 was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig
 entscheidend darinn halte.

Der Göttingische Gelehrte erkennet in der Borghesischen Statue
 den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen
 15 eines atheniensischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes
 hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen
 „die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals wieder=
 „fahren sey, und daß dieses Werk älter, als die Einführung der Fechter
 „unter den Griechen zu seyn scheine.“ Auf dieses würde ich ant-
 20 worten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine größere Ehre
 bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine bloß
 idealische: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig.
 Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht suchen; sie
 ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln
 25 Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den
 thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn
 erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo
 und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahr-
 scheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet;
 30 so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte, in welcher nur die Wahr-
 heit aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen
 wird. Er stehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr
 in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht

(*) Laokoon S. 13.²

¹ Vorstellungsart [Heyne] Vorstellungskraft [1769]

² [Wb. IX, S. 18 in dieser Ausgabe]

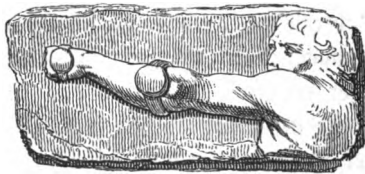
Hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beständig beschäftigt gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich 5 nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheint sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein 10 Gegner, mußte gerade vor sich hin sehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner 15 Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen 20 Stieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterey bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die 25 Füße des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet 30 haben, sich so mannigfaltig habe irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es betauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde 35 vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings

nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme

Tab. I. p. 30.¹



5 gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können.

¹ [S. 347 in dieser Ausgabe. Unter der ersten Figur steht 1769:] Ant. Tischbein del. Romae.

In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedene Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein 5 versichert, welcher in Rom diese Statue studiret, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, ist es schon 10 aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nach geschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von 15 oben her kömmt. Aber ich habe bey diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber scheint einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen 20 werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke (**) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bey welchem dieses geschehen sey: nehmlich bey einer Belagerung. 25

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bey dieser¹ kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey 30 dieser¹ kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das, was

(*) S. Taf. I.²

(**) *Monumenti antichi et inediti*, Tratt. prel. p. 94. et Ind. IV. Il pretoso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città. 35

¹ [wohl verbrudt statt] diesem

² [vgl. den Holzschnitt auf S. 346]

von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blossen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich
 5 selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingischen Ge-
 10 lehrten dieses die schliessende: „Der Soldat des Chabrias sollte den „anprellenden Feind blos abhalten; die Stellung des Borghesischen „Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als „selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist: folglich kann dieser nicht „jener, jener nicht dieser seyn.“ Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder
 15 nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

20

Acht und dreyßigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzelnen, so wie es existiret hat, abweichen, sobald
 25 ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung
 30 seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte

nicht sodann nothwendig Angriff und Bertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es umgekehrt nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Ulyseus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterei, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärtete. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des *Repos*, *obnixo genu scuto*, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweydeutigkeit 15 der lateinischen Sprache geklagt worden! *Scuto* kann eben sowohl zu *obnixo* gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden: alle Hermenevtische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also 20 unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob *Repos* der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalls gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateinischen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was *Repos* durch *obnixo genu scuto* so schwankend andeutet, von einem durch *τας ασπιδας προς το γων κλιοντας*,¹ und von dem andern durch *τας ασπιδας ες γων προερισσαμενους* ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich. 35

¹ κλιοντας [Diobor]

Nun findet sich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen
 5 konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der un-
 rechte auch nothwendig bey dem Lateiner seyn.

Kurz: die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingische Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheint. Sie nur hatte
 10 ich im Sinne, als ich sagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß ich nur diese Einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.“

15 Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghesische Fechter mag meinewegen nun immer der Borghesische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laotoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrifft, weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die
 20 ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tief gelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neun und dreyßigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte
 25 ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweydeutigkeit des

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.

(**) Strat. lib. II. cap. 1. 2.

30 (***) Br. XIII. S. 103.¹

¹ [S. 278 in dieser Ausgabe]

lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey so laut; und es war noch dazu ein Windey.

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Ein- 5 falls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glück- 10 licher Zufall zu Statten. Noch ißt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Repos mehr, als darinn ist, gesehen habe; als daß ich endlich beyhm Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenig- 15 stens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Repos kein Licht verschaffen können: wie wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewänne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch 20 Ausleger und Uebersetzer des Repos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sich die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingische Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Beles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsezet. 25 So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meint, welche das linke Schienbein vorsehend, auf dem rechten Knie lieget, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, 30 sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hiezan wohl Recht? — Wo ist ein Wort beyhm Repos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen 35 dreym befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) ge-

schlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — *τη ταξει μενοντας — μη προδραμειν, αλλα μενειν ησυχαι*; 2) die Spieße gerade vor zu halten — *projecta hasta — εν ορθω τω δορατι μενειν — τα δορατα ορθα προτειναμενους*; 3) die Schilder 5 gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — *obnixo genu scuto — τας ασπιδας προς το γονυ κλινωντας — τας ασπιδας ες γονυ προερεισαμενους*. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfordern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu 10 der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das *ορθα δορατα* will, daß die Spieße horizontal gesenkt werden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden 15 sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, *δεχεσθαι τους πολεμους καταπεφρονηκοτως*, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich 20 wirklich durch diese *καταφρονησιν* abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtjames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darinn schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch igt das erste Glied des 25 Fußvolks den Angriff der Reiteren auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen 30 die Erde gesteiften Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolt, Fußvolt mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken siehet, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

35 Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie,

das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knien, wenn die fordern Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, consurgant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießern entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich bloß gegen das Geschöß aus der Ferne, so wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, 10 quae hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind bloß festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach 15 die Stelle des Repos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Beles, wie ihn Gori 20 genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingische Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias auffuchen will. Sie knien; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings 25 nicht gekniet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Beles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte 30 man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die¹ Erde angelegt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:“ so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Beles aber liegt das linke zur 35

¹ der [Geyne]

Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und 5 noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, daß dieser vermeinte Miles Beles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder 10 war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen *δεγματινοι θυραοι*¹ aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*)

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gestehet, „daß sich die Stellung 15 des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn 20 er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias sich nicht bloß auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

25 Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das obnixum genu des Repos, das *κλιειν προς το γονυ* des Diodorus, und das *εξ γονυ προεξειθεσθαι* des Polyänus davon sagen zu können?

30 Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Kloten aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (**) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

(**) S. 105.^a

¹ *θυραοι* [verbrucht 1769] * S. 103. [1769]

Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (*) 5 Die Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, *οχανον* und *πορπαξ*; und ich meine, daß *οχανον* eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will) *πορπαξ* aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann. (**) An dem *οχανω* blieb das Schild beständig 10

(*) „Linguet hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den „doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den Arm „steckten. Auf andern ist nur eine dergleichen Handhabe zu sehen.“ l. c.

(**) Lipsius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschied nichts einfallen lassen, und *οχανον* und *πορπαξ* für völlig gleichbedeutende 15 Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeigt selbst die Stelle beym Evidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob *πορπαξ* den Armriemen oder die Handhabe bedeuete. *Πορπαξ κατα μεν τινος ο αναφορευς της ασπιδος. ως δε τινες, το δεηκον μεσον της ασπιδος σιδηριον,*¹ *ψ κρατει την ασπιδα ο στρατιωτης.* Ich sage also auch nicht, daß 20 *οχανον* und *πορπαξ* nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeinet seyn kann. Alsdann, sage ich, heisset *οχανον* der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er sagt, 25 daß die *οχανα* der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn *πορπακες*, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um sie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden bloß, daß es besser sey, die Schilde an dem Arme selbst zu 30 besetzen, als um den Hals zu tragen. *Οχανον* und *πορπαξ* mußten in der Weite des Ellbogens bis zur geballten Hand aus einander stehen. Daher saß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und sich die Dedung desto weiter erstreckte. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster 35 an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieser aber war öfters von Eisen, und gieng durch das Schild durch. Dem *πορπαξ* entspricht das Lateinische *ansa*, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle des Ammianus sagt: *Unam ansam nominat; atqui duae plerumque fuere in scuto*

¹ *σιδηρον* [1769]

fest: den *πορπαξ* aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheint Lipsius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführt, schliessen will, daß ihre Spieße nicht 5 allzulang könnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen. (*) Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des 10 Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Speiß zu fassen, und das Schild nur bloß an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestiget war: so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesezten linken Fuß herab- 15 sinken, und wenn es lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das 20 Knie herab sanken, *τας ἀσπίδας προς το γονυ κλινοντας*; zugleich mit der Linken den Speiß zu ergreifen, und so, *ἐν ὀρθῳ τῷ δορατι μενειν*, mit gefällten Spießsen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben sowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

25 Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem¹ Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Füh-

grandiore. Denn diese Stelle selbst zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, *ansa* geheißen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: 30 so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastae istae non nimis longae, nec ut Macedonum sarissae. Qui potuissent? 35 scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu com- mode tractasse istas hastas.

¹ den [1789]

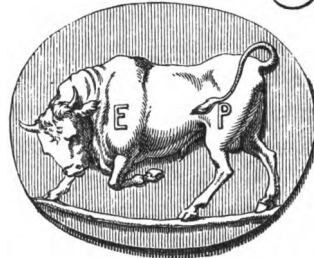
rung des Spießes zu brauchen: so werfen Sie einen¹ Blick auf einen Stein beym Ratter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgefetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade ausgeführt würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Tab. II. p. 57.²

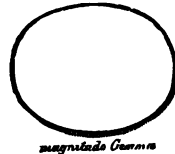
5

10

15



20



25

(*) S. Taf. II. Beym Ratter ist es die neunte Tafel.³

30

¹ ein [1769] ² [Vgl. den Holzschnitt nebenan] ³ [S. 357 in dieser Ausgabe. Unter der zweiten Figur steht 1769:] J. W. M. del. et sc.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Kloten! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. 5 Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. 10 Doch will er noch „zwey Anmerkungen beyfügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen.“ (*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler,“ sagt Hr. Klotz, „pflegten gern ihre Steine hoch „und schilbförmig zu schleiffen.“ — Einen Augenblick Geduld! Die 15 alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja iht drey ganz verschiedne Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Stein- 20 schneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier, oder le Metteur en oeuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

25 Politores gemmarum hießten die Steinschleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch laevigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleiffen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein 30 das Schleiffen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede *εργασία προς το λαμπρον*, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die

Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man ist unter tausenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muth- 5 maßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bey einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann. (*) Matter hat sehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns 10 sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienen. *Omnnes gemmae, sagt er, (**)* mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer 15 dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an einem andern Orte, (***) der Blüthe des Burbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses 20 an, um in Ermanglung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Burbaumblättern oder Blüthen abzureiben, Falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfangen also 25 die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten.

(*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possedoient le secret de raffiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à present à peine 30 en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(**) Lib. XXXVII. Sect. 74.

35

(***) Lib. XVI. Sect. 28.¹

¹ Sect. 18. [1769]

Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Luft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

- Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen
 5 oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren
 Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die Alten
 einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben
 Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen
 bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von
 10 Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine
 von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern
 schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge
 machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem
 Opale redet: (*) *Opali smaragdis tantum cedentes. India sola*
 15 *horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compo-*
sitores gemmarum et maxime inenarrabilem difficultatem dede-
runt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des
Plinius, bis auf den Harduin, der ich weiß nicht welche Dunkelheit
in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen
 20 *Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl: atque in pretiosissi-*
marum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem diffi-
cultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt,
weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern
nicht sehr deutlich seyn dürfte: et cum pretiosissimis gemmis com-
 25 *parati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis*
aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret.
Es ist wahr, nun versteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber
eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch
sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge
 30 *einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es*
kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinethwegen
mag also Harduins Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe
bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich
 35 *gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und*
des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht

(*) Libr. XXXVII. cap. 6.

wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß *Compositores gemmarum* so viel als *mangones*, *adulteratores gemmarum* seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bey dieser Arbeit erfuhren 5 sie denn, daß der *Opal*, dem *pretiosissima gloria* als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich *inenarrabilem difficultatem* habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der *Opal* keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeigt, so wie man ihn wendet und 10 die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bey andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten - Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht 15 *Paschalius* (*) die *Compositores gemmarum* sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (*Στεφανοπλοκούς*¹) dergleichen *Glycera* war, mit welcher *Pausias* wetteiferte.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine 20 hoch und schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreien sie sich von dem Zwange, den ihnen „der enge Raum des Steines anlegte: und sie konnten die äußern und „vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung 25 „geschickt herausbringen. Die alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte „sie antreiben, sie zu bilden. Man hat aber doch Beispiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es 30

(*) *Coronarum* lib. II. cap. 12.

¹ *Στεφανοπλοκούς* [*Paschalius*]

wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

- Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennt man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Aussenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen¹ ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemma: so würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.
- Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Hr. Klogen bekannt seyn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche darzu genützt, um die vom Leibe abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu

¹ einem [1769]

bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüppelig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, 5 kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen: der Unterschied des Raums zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Klotz fährt fort: „Jene schildförmig geschliffene Steine waren „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem¹ bequem. 10 „Wir haben vortreffliche Steine von dieser Art, die wir nicht genug „bewundern können.“

Das soll doch wohl ein zweyter Nutzen seyn, den Hr. Klotz den geschnittenen Steinen beylegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu ver- 15 binden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu fügen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem 20 mehr oder weniger Erhabnem bequem!“ Nur der schildförmige hierzu bequem? Das versteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? 25 Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Hr. Klotz weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas 30 Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

¹ Erhöhenen [Klotz]

Zwey und vierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Kloß table, hat nicht Hr. Kloß, sondern Hr. Lippert gesagt. Herr Kloß hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zustand, diesen bloß ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebnen getadelt habe. Als Hr. Kloß Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Hr. Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bey geschnittenen Steinen tiefer 20 herausgehohlet, die hintern aber flacher gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein „andrer Vortheil that bey geschnittenen Steinen noch mehr; sie nahmen „einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in welchen sie auf „oberzählte Art die Figuren einschnitten; die Fläche, welche nun im 25 „Abdruck hohl erschien, machte, daß die Nebenfiguren, wie von der „Seite oder herumgestellet und von der Hauptfigur entfernt aussahen, „da diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt war.“

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserm Auge 30 liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspektiv be-

handelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen 5
Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung „macht freylich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite „des Raumes, wodurch beym ersten Anblick der Verstand betrogen „wird. Er wird aber auch bey genauer¹ Betrachtung, wegen der 15
„Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt, den man, ohne „Begriffe von Kunstregeln nicht sogleich heben wird, und von der „Schönheit des Werks gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch „als ein Unwissender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach „der Wahrheit und nach der Kunst zugleich urtheilet.“ 20

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Hr. 30
Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Syllbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den 35

¹ genauere [Lippert]

Vorthheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Ver-
 5 wandlung zugegangen. Denn daß sie vorsehlich seyn sollte; daß Hr. Klotz dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eignen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als
 10 sich Lippertsche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vorthheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und schildförmig geschliffen. Diesen
 15 „Vorthheil, die Steine hoch und schildförmig zu schleifen, brauchten die „Alten, wie ich schon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren „in allen Theilen flach zu schneiden, und doch auch die vom Leibe ab- „stehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu „bringen.“ Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus ge-
 20 macht hat: „Durch das Schildförmige befreysten sich die alten Künstler „von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte; „und sie konnten die äussern vom Leibe abstehende Theile der Arme „und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen.“ Kann man wörtlicher, und doch zugleich ungetreuer abschreiben! Herr Klotz behält
 25 ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten sagt.

Hr. Lipperts Meinung ist die! Da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: so kann der Künstler seine darauf zu schneidende
 30 Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kann durch den Vorthheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen
 35 scheinen. Nehmlich was zurück weichen soll, bringt der Künstler der

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beispiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Ratter, wobey das Profil gezeichnet ist; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervorbiege? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung derselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm¹ Raum hat, der auf der platten Fläche nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders als vermittelt einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen lassen.“ Ein Exempel mehr kann

¹ [wohl verdrückt statt] ihr

nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigsten Tafel beym Natter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur
 5 ohnmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, blos weil diese
 10 Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convergen Steine, vor Lipperten, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechszehnten Tafel von den spizen Ohren des Sirius, (*) und bey der
 15 siebzehnten von dem Schwanze des Löwen sagt. (**) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die convergen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch
 20 weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?“

25

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

(*) Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer
 30 jusqu'à la hauteur des yeux.

(**) La queue du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'élève presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convergen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convergenz eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convergen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Ratter gegeben, (*) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey. 5

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennet, als dem Künstler, der die Litteratur liebet, nützlich zu werden? (**) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem sich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes äussert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt: er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden. Und das habe ich doch wohl bewiesen! 10 20

Wahr ist es, auch die Worte des Hrn. Klotz, „daß sich die alten „Künstler durch die schildförmige Fläche von dem Zwange befreyet, „den ihnen der enge Raum des Steines anlegte,“ sind gewissermaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigstens¹ bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweiset auch unwidersprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt 25

(*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pu placer la tête sur la même ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, et par conséquent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroît par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se régler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela dépend du génie de l'artiste. 30 35

(**) S. 15.

¹ Wenigsten [1769]

hüten müßte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuslicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine zu sprechen. Besonders erklärt er sich, bey Nummer 139 des ersten Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Klog gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, schreibt Herr Lippert, (*) schon längst etwas von den hohen Steinen sagen sollen, die sich zu unserer heutigen Art zu siegeln nun nicht mehr schicken, da wir uns, anstatt des bey den Alten gewöhnlichen Wachses, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Ursache angeben, warum den Alten ein hoher und schildförmig geschliffener Stein gefiel. Erstlich um die äußern Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit sie sich ohnedies nicht gern abgaben, geschickt herauszubringen, ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen. Die zwote Ursache konnte diese seyn, weil, da das Wachs nicht so hart, als unser Siegellack, ist, das Bild leicht würde seyn gedrückt, und also verwischt worden; nachdem es aber auf diese Art tief¹ zu stehen kam, so verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entstandene hohe Rand, daß es nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bey den besten und ältesten Steinen.“

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler liest, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheint. „Ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen.“

(*) S. 59.

¹ tief [fehlt 1789]

Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbeforgte Künstler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem 5 Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äußern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußere 10 Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem platten Steine da an Masse fehlet, wo 15 das äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana bey'm Katter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelt der schildförmigen 20 Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können. — 25

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klotz. Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie 30 mit edeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzufetten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein schildförmiger Stein 35 geschliffen seyn, aber nicht platt.

entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schilbförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, 5 ihn um ein Paar Beyspiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

10

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schilbförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweitens 15 den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten 20 vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Matter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darinn, daß bey einem convergen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convergen 25 Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber

(*) No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de 30 travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyés le No. 10, ou le même Outil touche bien plutôt aux bords de la pierre plate.

mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer sind,“ als die platten: in so fern sie es nehmlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den 5 platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figuren¹ nach dieser Bequemlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convergität des Steines gerade mehr 10 nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher, und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder 15 weniger Erhabnen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man 20 nehme an, es solle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen sphärisch convergen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieses Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convergen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der converge Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll das Schild 25 seine converge Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem convergen Steine den Umbo des Schildes so tief herausgehohlen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist eben so klar, daß er das ganze 30 Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convergen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Sal- 35

¹ Figur [1769]

masius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehemals enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nemlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeheth, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verbotthen gewesen. (**)

(*) S. 194.¹

(**) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: *Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi,) ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur.* Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. *De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, et colligendo magis aciem recreant et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum² decus imaginum, sculpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aequo et à veritate et Plinii mente discedunt.* Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: *ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur,* und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen *decus* und *imaginum* erst nach *imaginum* stehe, und man lesen müsse: *ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur.* Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschritten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verborben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, *cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur,* nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav 40 geschliffenen insbesondere redet.

¹ [S. 307 in dieser Ausgabe] ² ostensum [1769; ebenso Salmasius]

daß dem iis sonach Gewalt geschiehet, wenn man es auf das nächststehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, 5 bestehen. So bequem die convergen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nehmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen? 15

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst 20 selten sind, und allem Ansehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vor= 25 bauen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases. 30

Denn da er selbst verschiedene alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts

darauf zu unterscheiden vermochte: (*) so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; 5 er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestüzet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden saget, iidem *plerumque et concavi, ut visum colligant*, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, *si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut* 10 *facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.*

15 Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die 20 sie die Strahlen auf eine gemäßigere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch *visum colligere* gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern *visum colligere* würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch converge Gläser sagen lassen. Denn der Presbyste, der sich convexer Gläser 25 bedienet, bedienet sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl *visum colligere* heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, 30 weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das

(*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; et tamen in 35 iis vel semixstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisae esse judicaveris.

Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. 5 Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch 10 der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meint, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zusehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn 15 Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede 20 seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. *Idem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcutitur, scalpi vetitis. Quaquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum* 25 *reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo.* Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so 30 fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die 35 Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher

dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Bettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyste. Sveton beschreibt ihn uns *oculis caesiis et hebetioribus*, (*) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: *Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes*. (**)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Bettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch iht Herr Lippert in die Fußstapfen desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Bettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, schreibt er, (***) bey den so subtilen Werken „der alten Steinschneider, verdient hier einen Platz. Dieses so Feine „hat mehr denn ein scharf sehend Auge erfordert. Die Augen der „Alten haben aber deswegen nicht schärfer, als die unsrigen, gesehen. „Es ist also zu vermuthen, daß sie die Augen, so wie es unsere heutigen „Künstler auch bey dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, „und sich mit Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. Aber „diese verfertigen zu können, gehöret zur Dioptrik. Daß aber die „Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch „nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euclides, ohn- „gefehr dreyhundert Jahr vor Christi Geburth, die Mathesis und auch „die Optik gelehret, und daß hernach aus ihm Abazen und Witellio „ihre Grundsätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik besonders „gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte „seyn, daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen „Anaclastica einer Wissenschaft beyleget, die zur Optik mitgerechnet

(*) Cap. 51.

35 (***) Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.

(***) Vorbericht S. XXXV.

„worden, welche es vermuthlich gewesen ist. Man hat aber viel ältere „rundgeschliffene Steine, als Euclides ist, und die ein Alter von mehr „als dreytausend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man „aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und aus „dem Charakter der Buchstaben ihr Alter sicher angeben könnte; aber 5 „auch da findet man, daß sie das Alter des Euclides sehr weit übersteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und nur zufälliger Weise können erfunden worden seyn. Ein einziger Tropfen Wasser, der von umgekehrt auf einen „kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, 10 „ohne daß man dabey denken darf, daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine sind ganz rund und schildförmig, wie die Microscopia, geschliffen; auch brauchten die „Alten öfters Crystall, oder andere eben so reine und durchsichtige „Edelsteine, besonders den Beryll. Es durfte nur ein Crystall von 15 „umgekehrt linsenförmig geschliffen worden seyn, so war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er einen geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuschauer, wenn er „aufs Theater kam, anzusehen.“ (*)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyste war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, 25 nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern: sondern bloß, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als 30 ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie 35

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beytragen, von welcher 5 gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Vaccijs, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua 10 ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte also den Vaccijs für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Vaccijs auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und 15 auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen 20 können. Wenn Vaccijs erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo gesehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens 25 als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert 30 auch darinn falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter 35 jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedner Dichte gehen, eine *ἀνακλασις*

(Brechung) leiden: aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefehr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es 5 blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedene Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der 10 Dioptrik verfertigt worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neuern Zeiten der Brillen schon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, be- 15 weist nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefehr linsenförmig 20 geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, 25 also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelpen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefehr linsenförmig 30 geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (**)

(*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik S. 366.

(**) S. 381.

- „Alten die Wirkungen der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bey ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses.
- 5 „Die Brennweite einer gläsern Kugel ist der vierte Theil des Durchmesser, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. Natürlicher Weise haben
- 10 „sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine größere Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, die wir jezo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht, das Glas zu schleifen, sie konnten es nur
- 15 „in Kugeln blasen.“ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, Falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbeey sehen? und wie leicht konnte sich nicht
- 20 ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, die¹ die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefehr so gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre so geführt und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn
- 25 nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsern Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die,
- 30 zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) Litterae quamvis minutae et obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl

(*) Natural. quaest. lib. 1. cap. 6.

¹ den [1769]

als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarck, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neuern Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, 5 als De la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungsfugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheint, die Alten dennoch diesen kleinen 10 Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das 15 Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche antomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es 20 währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungsfugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, 25 ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: *Omnia per aquam videntibus longe esse majora*. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel 30 gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgeleiteten, so — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders 35 als eine *qualitas occulta*, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins

erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganzen¹ falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procopodorus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel Comnenus heißt:

20 *Ἐρχονται, βλέπουσιν ἐνθῦς, κρατοῦσι τὸν σφυγμὸν τοῦ
Θωροῦσι καὶ τὰ σκυβάλα μετὰ τοῦ ὕελιον* —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls und beschauen die Auswürfe mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille, oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Beschäftigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt: (*) „dieß ist in der That auch der wahre Verstand; wie man eben diese Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten findet:

(*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

¹ [vielleicht doch nur verdrückt statt] ganz

„oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären; wiewohl „ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dünkte ich, sollte so eckel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Rothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Roth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα του δελιου* sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. *Invenio Medicos*, sagt Plinius, (*) *quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis.* Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. (**) Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nehmliche durchsichtige Kugel, welche brennet, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieser nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Rai-

(*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(**) Libr. XXXVI. sec. 67. *Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.*

sonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte.

10 Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, (**), bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες αντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war

15 die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystallata zu

20 nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß

25 die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser,

30 weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae

35 pilae sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant.

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen. 5

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil 10 er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu 15 machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es 20 ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die 25 man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. 30 Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certam 35 est — ideo caloris impatiens non nisi frigidus potui addicitur.

Bergvergrößerungsglaser zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres 5 Gesichtes zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch andrer solcher Mittel, die man alle 10 igitiger Zeit, da der Gebrauch der Bergvergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachlässiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichtes bey den Alten, oder bey den Neuern der 15 schärferer? ¹ eine Unterscheidung erfodert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und 15 Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klopischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (**)

20 „Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines, dienen den „Alten bey erhabnen geschnittenen Werken oft zur Erreichung ihres End- „zwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und die schönste „Mahlerey zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken „eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der Natur näherte, und machten 25 „dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben sind so ge- „braucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, „sich nicht auf eine andere zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung „ist vermieden.“

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Ueber-

30 (*) Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII. sect. 16.

(**) S. 53.

¹ der schärferer? [verdruckt 1769]

treibung von der etwannigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tädeley! Also war es, bey erhabnen geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Abern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Mahlerey daraus entstand? Die schönste Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Rothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (*) viele geschnittene „Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die Astrofisticha „und Chronofisticha in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe „ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.“ Auch Hr. Lippert erkennt diesen Zwang fast an allen so mahlerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu also in einem Büchelchen so viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmacks empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Aferwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Aferwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genußet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius, (**) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

(*) Anmerkungen x. S. 31. (Cassel 1768. in 12.)

(**) Libr. XXXVII. sect. 75.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

5

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen 10 sollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch jetzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener 15 Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Voot: (*) Dum crusta unius

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Voot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, 20 ohnstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere, als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, fast mit den nehmlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, 25 ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Voot schrieb; und aus solchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Voot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller,“ schreibt Caylus, (in seiner 30 Abhandlung vom Obsidianschen Steine S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze Stücke „aus dem Texte des Cäsalpinus abgeschrieben, indem er nur einige Ausdrücke „daran verändert, oder hinzugefügt. Er ist nicht zu entschuldigen, daß er hiervon „gar nichts gedenkt und den Cäsalpinus unter der Zahl der Schriftsteller, deren „er sich bey Verfertigung seines Werks bediente, nicht einmal genennet hat.“ Diese 35 Anklage ist hart: aber Voot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die

coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrentopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weisse und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weisse zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Mahlerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem izzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhabnen geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkommt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wol- er gebräucht, seinem Werke vorgezekt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Voot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürenberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Voot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von umgekehrt geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Voot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

lüftigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

5 Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutsche haben Camee ohnstreitig gerade zu, von dem Italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen.
10 Nun lassen Sie uns vors erste den Menage (*) unter Camayeu nachschlagen, und die dafelbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Suet machen es ursprünglich zu einem hebräischen: Menage selbst aber, zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate,
15 und weil man wäsrichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser ausähen, (**) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemajja gemacht; welches so viel heiße, als Himmlische Wasser, oder nach
20 dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wäsrichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn
25 nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Raum daß ein so leichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Suet. Auch Suet leitete
30 Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine

(*) Diet. Etym. de la Langue Fr.

35 (***) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bey. (*) Doch Guet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräisches, sondern ein Rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben? 5

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil sie tief gegraben worden. (**). Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet. 10

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als die von καννα, die Cerutus (***) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καννα heißt Brand; und daher sey Carnae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Dnyxe darunter: aber woher beweiset 15 er, daß die Dnyxe nur an solchen Orten erzeugt würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Dnyxen beygelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Dnyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennet? 20

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellt, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter 25 Deutsche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italienische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Voet nennt, (+) bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja,

(*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures. 30

(**) A cause du creux ou ces pierres sont taillées.

(***) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Carnae a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce graeca καννα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

(+) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverlässig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. Seite 61.

auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geschrieben. (*) Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Syllben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Syllben in 5 Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trüchtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und 10 Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward 15 Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammehü, Cameo; ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

(*) Gemohuidas schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 20 1736 wieder auflegen lassen. Parte IV. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, Peantides tamen, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantas ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatio est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

25 Gammehü schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Spedstein appellat, et Gammehü.

Gemmahua schreibt es Joh. Rentmann: Nomenclatura rerum 30 fossilium p. 52.*

Gemma huja schreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cinereum materiam. Ejus pars potissimum candida 35 latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

* Parte III. [1769]
[verdruckt 1769]

* offert, [Stella]
* aptantur [Gesner]

* diligunt: [Gesner]

* p. 32. [1769]

* Lapis,

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere 5 Art Steines, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur 10 und Grund von verschiedener Farbe sind. (*) Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nehmlichen Worte seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe? 15

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Wortes bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine 20 liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (**) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, 25 die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellet. (***) Aus dem Leonardus hat Voort diesen Kamam in

(*) *Caesalpinus de Metallicis lib. II. pag. 122.*¹ *Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpolitati sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.* 30

(**) *Nomencl. Rer. foss. l. c.*

(***) *Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, et a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; et frequentissime onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae 35*

¹ cap. 122. [1769]

sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefehr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Voot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

- 5 Gingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Dnyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Pääntis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantis ac plenae significantur, wohl verführen
- 10 könnten; nehmlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unser deutsches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Paeantides, quas quidam Gemonidas vocant, praegnantis fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf;
- 15 es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Pääntis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilsam sey, weil er selbst seines
- 20 gleichen gebähre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gaeanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gaeanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Pääntis geworden. (*)

- 25 in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben
- 30 derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus; daß der Kamam an dem Dnyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

- (*) Indeß läßt sich freylich von Gaeanidas eben so wenig Rechenchaft
- 35 geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γεννω oder von γωνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γωναιζοντας, welches Johann Warbodus

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab. (*) Doch das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch 5 den Alten desto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Specksteine mache: (**) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzu- 10 nehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen des Specksteins, auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Carnehuja in Gemma onychia machen 15 könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwey Sylben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der 20 Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (***)

ausgedrückt hätte, wenn er von der Pääntis, oder wie er das Wort schreibt, Pæanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

(*) (A pud Gesnerum l. c.) Lapidis quem, quia ejus color candi- 25 dus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, eadem veterum Pæan- tides non recte facit.

(**) Pract. Mineralisystem S. 100.

30

(***) (Plinius Libr. XXXVII. sect 24.) Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. sect. 12.¹) stehet anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmastius hat schon angemerkt, 35 (ad Solinum p. 558.) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harvui hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen.

¹ sect. 6. [1769]

Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil des Werthes von diesem Unterschiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so
5 wichtig sind, als der ganze Braut, mit dem ich diesen Brief vollge-
pfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben ge-
schnittener Stein geheissen hat und eigentlich heissen sollte, dessen Grund-
lage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur;
10 der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen
nur die Onyx dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe
haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Be-
schaffenheit diejenigen Gemählde seyn müssen, welche die Franzosen
gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Ge-
15 mähliden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief

Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was
er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave
porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea
accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage,
20 was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den
Franzosen so genannt zu werden? Beym Richelet wird Cassidoine durch Murrha
erklärt und hinzugefetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de
diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man
auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts.
25 Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler,
den die Unwissenheit fortgepflanzt, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll
Caledoine heissen: Quae hodie Chalcedonia audit, et corrupte Cassedonia,
sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir igt Chalcedon nennen,
hieß in spätern Zeiten weisser Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon ge-
30 kommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten
von Karabon, oder Kalkabon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste äh-
nliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Mar-
bodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser
Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalkabonische Smaragd
35 des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias
oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zufaze, daß er den Mednern und Sach-
waltern dienlich sey, erhellet. Weber die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius,
der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam
Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

nachahmen, heißen sie Camayoux; wie sich Berneth (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was *χαμαι*, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet sind, und hierinn die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Dnyxe versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, 10 und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers et les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayoux les Onyces, Sardoines et 15 autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Dnyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind. 20

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde 25 und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, das wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt, 30 damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemählde auf

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devoit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec *χαμαι*, qui signifie bas, à terre. 35 Mariette, und aus ihm Michélet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhülle, oder Gemälde auf Gemmenhülle, nennen könnten.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Er-
 5 läuterung seiner zweyten Anmerkung über das Mechanische der Kunst
 beybringt, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte,
 wenn mir nur um Herr Klotzen zu thun wäre. Ich will es also nur
 gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat sich von
 dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des
 10 zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, gedenkt eines Sardonyx,
 „welcher aus vier Lagen, einer über der andern, besteht, und auf
 „welchen der vier-spännige Wagen der Aurora erhaben geschnitten ist.“
 Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines
 15 Sardonyx, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern
 Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyxe sagen darf, das weiß
 ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonyx sagen könne,
 das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten,
 der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein er-
 20 laubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er
 sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist
 gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von
 dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben
 habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings
 25 nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx
 haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht,
 und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Mar-

(*) (Plinius Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinatur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis
 30 omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in
 dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der
 deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sonderbar genug klingt, „aus Donner-
 keilen zusammen gefüttet.“ Doch Harduins Verbesserung ist un widersprechlich, wie

bodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Dnyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen. (*) Nun aber ist unter den vier Farben 5 des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Dnyx, höchstens einen vielstreifigen Dnyx nennen sollen. Denn ob man dem Dnyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; 10 so ist dieses doch nur von dem Dnyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweyfarbichte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber 15 eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten 20 mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Dnyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey 25 ersten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: so wie

man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Sidorus hätte er auch noch den Marbobus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;

Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

30

(*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worinn er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. 35 Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmälige Verdunkelung der weissen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonny
 5 zum Dny macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beylegen? —

- 10 Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Dactyllothek des Zanetti. „In der Zanettischen Sammlung, sagt er, wird ein Tiger „aus dem orientalischen Steine, Maco, bewundert, wo sich der Künstler „der Flecken des Steines bedient hat, um die Flecken des Tigers aus- „zudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem solchen Steine ge-
 15 hört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Sezer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Dactyllothek sind, sagt: exsculptum¹ lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mochastein meint; einen
 20 Stein, den ißt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition
 25 ist, und nicht blos bey diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen genannt. Der Mochastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mochta gefunden, sondern aus andern östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführt wird. (*)

- 30 (*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast S. 86. Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd
 35 there for the Use of our Merchants.

¹ exsculptum [Gori]

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinfenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst 5 nichts dabey denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe, wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: (*) und wie sagt er, daß man 10 diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name 15 eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (**) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu 20 ist der Name Igiada bey dem Gori nm so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Böbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von dem nehm- 25 lichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszu- drücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Su- welier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der 30 Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten

(*) Tab. IX. p. 17.

(**) Laet Libr. I. cap. 23.

Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er, (*) viros alioquin
 5 doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellerent, quae tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum
 10 Graecos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darinn auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem
 15 halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bey dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius
 20 aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin.
 25 Cäsarpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weissen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu
 30 vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella,
 35 welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge

(*) Praef. Interpret. Gem.

eben darum der Amandin kein weiß gesprenkter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Ammandin. (*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Vorfältern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wahse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn mittelst des Paederos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeinlich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, schreibt Boot, (***) haec gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wahse ehemals nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wahse, er ward sehr jung zur Wahse.“ Doch das war ehemals allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Wasen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wahse ist nichts als das übersehte Orphanus: Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

(***) Lib. II. cap. 46.

geworden. (*) Hätte Voot bey dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Wapfe sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella
 5 erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erklärt, in
 10 seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören.

15

Fünffigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatfardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen
 20 soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen. (**) Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben
 „noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir!
 25 So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen

(*) Quenam haec gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque
 30 expungendum¹ in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

(**) St. 96. Jahr 1768.

¹ expugnandum [verbrucht 1769]

gehört haben. Brückmann sagt: (*) „Der Achat wird von den „mehresten Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, „für das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir „in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte 5 „oder glänzende, halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, die „auch von einigen hornartige, der Aehnlichkeit zufolge genannt „werden.“ Ja er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen wird der Chalcedon, der Carneol u. s. w. von undurchsichtigen der Onyx für Achatarten angenommen.“ — Aus welchen 10 Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, vielwissenden Lones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmannen den Achat zum Geschlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch 15 noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vögelin statt aller nennen will. (**)

„Der Name, Achatonyx,“ fährt der Jenenser fort, „ist kein „Monstrum, wie Lessing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu „einem Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der Chalcedonyx 20 „auch ein Monstrum seyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; 25 sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? 30 Die weiße Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir igt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der

(*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

(**) Mineralsystem S. 132.

Dnyz ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmannen (*) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße 5 Schichte des Dnyz, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyz 10 machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich blos willkürlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thulich, (**) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durch- 15 sichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chalcedon oder Dnyz für einen Achat auszugeben. Das mag 20 seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Dnyz nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestand- 25 theile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Dnyz „mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streife keine noth- 30 „wendige Eigenschaft des Dnyz wären, und es auch genug Achate „gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und „gleichwohl darum noch nicht zu Dnyzen würden.“ Daß doch solche Herren meistens das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von

35 (*) S. 71 und 80.

(**) S. 86.

farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyx sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten Bandsteinen aufgezo-
 gen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre
 Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyx sind: aber 5
 sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie
 denn auch bey Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Un-
 wissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die
 reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des
 Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch 10
 igt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht
 mehr bindet. (*)

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtsten Sachen
 zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und
 überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Kloß 15
 nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen,
 Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter
 verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem
 Achat getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne 20
 kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein
 dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken: so wie er noch
 tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiede-
 ner Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen be-
 sonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur 25
 von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Kloßen, daß sich

(*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyx
 bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines eng-
 lischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect
 Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distin- 30
 guishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of what-
 soever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of
 Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are
 therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last,
 particularly, it differs from the Agate, which often has¹ the same Colours, 35
 but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

¹ had [verdrückt 1769]

die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienen,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatfardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatfardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Saphir Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtign Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

15

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Hänke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch sucht, ohne sich daran zu kehren, daß die Letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am

wenigsten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, aufträte, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehemals einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. (*)

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr¹ Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke?² Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten;³ sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Bedant, irgend ein sich erhohlen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

(*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Hrn. Klotz, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres.⁴ Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135ten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

¹ [Von hier aus bis Seite 414, Zeile 26 zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 135. Stüd. Donnerstag, den 25. August, 1768. Mit der Überschrift:] Siehe den Hamburgischen Correspondenten im 133. Stüd. [Darnach in 1768 b als „Behuter Brief vom Herrn Klotz“ gedruckt] ² Wenn ich mir das Publicum als Richter denke, so darf dieses keine Ursache seyn, das Publicum damit zu verschonen. [1768 ab] ³ [Statt des Folgenden bis Zeile 27 steht 1768 ab:] Erlauben Sie mir also immer, mein Herr, diesen unsern Zwist noch um ein Wort zu verlängern. ⁴ [vom 19. August 1768]

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.“ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? 5 Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr¹ Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweist, ohne einen 10 Büßling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Nichtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm:² sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kenne,³ innerhalb 15 welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverständene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in 20 den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret,⁴ nicht in einem sauer süßen Tone, mit einer schönen Mine, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire dergleichen „nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften „davon haben könnten!“ u. s. w.

25 Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

30 „Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klotz, daß ich niemanden⁵ in „der Welt beleidigen wollte⁶ —“

Beleidigen! vorseßlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorseßlich eine unangenehme Stunde

¹ Herr [fehlt 1768 ab]

² andern; [1768 ab]

³ kennt, [1768 b]

⁴ nicht tergiversirt, [1768 b]

⁵ niemand [1768 ab]

⁶ [Das Folgende bis Seite 413, Zeile 5 „sagt er“, ebenso Anmerkung (*) auf S. 413 fehlt 1768 ab]

machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigen Freymüthigkeit selbst bekennet. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Un- 5
„willen, am wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten.“ —
„Meinen Zorn! mein¹ Zorn! O, der Herr Geheimderath haben²
mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klogen im Angesichte des Publici zu 10
belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr Klog in seinen Schriften thut? 15
Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche 20
Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klog nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm „in meinem Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode vom Ther- 25
„sites um deswillen tadele,³ weil Thersites eine häßliche Person sey; „dieses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn deswegen weggewünscht, „weil er eine lächerliche Person sey, und durch seine Gegenwart die „feyerliche Harmonie des epischen Gedichts⁴ zerstöre.“

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt. 30

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klog den Thersites aus dem Homer⁵ weg wünscht, mit keiner Syllbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich be-

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Borr. S. 21.

¹ meinen [1768 ab]
Homere [1768 b]

² hat [1768 ab]

³ tadelte, [1768 ab]

⁴ Gedichtes [1768 ab]

⁵ dem

haupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer¹ bloß eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung² zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte: so müßten mehr³ Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer¹ nicht entwischt: sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläufiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunsttrichter. Zu diesem finde ich in Hr. Klotzen jetzt⁴ noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —⁵

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tabels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt! „Wenn Hr. Lessing, lauten die Worte, über die Zweifel, die ich gegen seinen

(*) St. 154. 55. vor. Jahr.*

¹ dem Homere [1768 b] ² Handlungen [1768 b] ³ mehrere [1768 b] ⁴ jetzt [1768 b] ⁵ [1768 ab folgt hier nur noch die Unterschrift:] Lessing. * [vom 24. und 27. September 1768]

„Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen „Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. „Hr. Lessing verlangte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 meine „Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in so „gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein Urtheil 5 „von seinem Laokoon, daß ich es sogar für meine Schuldigkeit hielt, „ihm meine Meinung über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, „wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir „Hr. Lessing erwies, gemäß war. Es war mir bloß um die Liebe „zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler 10 „aufzusuchen, und dadurch Herrn Lessing beschwerlich zu werden. Wäre „dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine Hypothese „vom Borghesischen Fechter zuerst angegriffen haben. Ehe noch in „den Göttingischen Anzeigen (1768. S. 176.) diese Erinnerung gemacht „wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. Lessing zwey Statuen mit einander 15 „verwechselt habe. Denn die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese „S. 217.) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beygelegt werden.“

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänktisch, wie mir selbst ungleich, muß 20 ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis ißt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt. (*) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingische 25 Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn diese Verwechslung geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, sondern der plagia- 30 rische Nachbeter, der bey allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadelns, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er be- 35

(*) Bf. 36.

steht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederhohlen, ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser seyn würde: neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, je-

5 manden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laotoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

10 Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenden Stücke der Deutschen Bibliothek des Hrn. Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

15

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Klotz sahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sahe, daß ich ihm den Krieg in sein eignes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie

20 von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Wichtigkeit haben, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil über meinen Laotoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung

25 desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er

30 es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten

Zufchrift, um Erlaubniß hat, mir seine Zweifel über den Laokoön in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beispiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen: so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, Sie in meinem zartesten Alter bey meinem Vater in Bischofswerde gesehen zu haben, 10
 „wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet
 „hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich
 „meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen
 „das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich
 „Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft durch 15
 „eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen
 „möchte, da sie so oft von der Verstellung gebraucht worden. Aber
 „erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein
 „Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer
 „aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige Sie so 20
 „zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoön! Ich bin
 „Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarey und
 „Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf
 „einige Tage aufgeheutert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungs- 25
 „art nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit
 „Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin so frey zu glauben,
 „daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht
 „habe, solche in den Actis litter. Ihnen mitzuthellen. Ich thue es
 „um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht 30
 „schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp.
 „Homerie. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnittene Steine
 „und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zu-
 „wachs von Anmerkungen entstanden. Das Gedicht des Sadolets über 35
 „den Laokoön hatte ich aus Joh. Matthaei Toscani Carmin. Poetar.

„illust. Itolorum (Lutetiae 1577.) wo es im 2ten Theile S. 132
 „stehet, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvor=
 „gekommen sind.

- „Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht
 5 „unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht bekannte
 „Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen sey. Ich habe
 „einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den
 „Tyrtäus eingewebt, welchen Richter igt mit einer vielleicht über=
 „triebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frey, als daß
 10 „er wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich
 „trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung
 „habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin
 „ich doch allezeit

Ihr

- 15 Halle, den 9 May,
 1766.

gehorsamster Diener,
 Klop.

- Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne
 aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet ge=
 wesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie?
 20 Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesitteste Kälte gewesen
 wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klop erinnert sich, mich in
 seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben:
 ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klop versichert
 mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu
 25 seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klop war
 auch Schriftsteller. Herr Klop bekennt, vieles aus meinem Buche ge=
 lernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn
 man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten dem besten Buche,
 oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen:
 30 und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth,
 zurückgeben. Endlich; Hr. Klop ist nicht überall meiner Meinung;
 er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nach=
 denken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie
 öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun
 35 nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles
 aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht bloß erlauben

muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, 5 die mir Herr Kloß zu erst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Kloß; gleichwohl darf 10 er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche „meinem Laokoön wenige Leser, und ich weiß,¹ daß er noch geringere „gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen „davon in Ihnen zu bestechen, so geschah es gewiß weniger aus Stolz, 15 „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und „ich würde sagen, es sey bloß in der Absicht geschehen, mir Ihre „Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, „daß ein rechtschaffner² Mann erst gereizt werden müßte, wenn er „nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Therfites soll unter 20 „uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften ge- „lang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? „Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, „wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein „anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. Mit diesen Ge- 25 „sinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis „litter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was daraus für Hr. Kloßen? Es waren, wie Sie gesehen, erwidernde Worte, 30 nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoön nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn ißt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen 35

¹ ich weiß es, [Deutsche Bibliothek] ² rechtschaffener [Deutsche Bibliothek]

aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

- Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst!
- 5 Sie klingt es bloß; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laotsoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharffinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr
- 10 Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharffinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse und Scharffinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch kleinere,
- 15 welche diesen Scharffinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharffinn auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden
- 20 müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterrung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen
- 25 Eines, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der
- 30 Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammelse, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und
- 35 diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verboten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielt: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, 10 wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis lit. (*) in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben 15 selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, 20
 „mein werthester Herr, gewartet, und mit dieser Hoffnung mir alles
 „das Unangenehme, welches mein Professoramt bey sich führet, ver-
 „füßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hausen, die Nachricht, daß
 „Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als, um mir
 „das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin 25
 „zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen
 „werde ein Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir
 „von dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch den,
 „daß ich Sie einige Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu schreiben, 30
 „was ich bey dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn
 „Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift gönnen wollen, so werden
 „Sie sehen, daß ich mich derselben bedient habe. Ein Mann von
 „gegründetem Ruhme und edelem Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt

(*) Voluminis III. Pars III.

„dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen,
 „zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht
 „erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt
 „ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke verspricht mir eine
 5 „freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß einige
 „Berlinische Gelehrte sich über meinen Auszug aus der allgemeinen
 „Weltgeschichte gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzu=
 „geben. Die Umstände, in welchen ich mich befand, da sie mir an=
 10 „getragen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu unternehmen, bey der
 „ich blos den Fleiß eines Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein,
 „schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu er=
 „röthen, und lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der
 „Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig seyn kann.

15 „Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath mich
 „in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Steinschneiderkunst
 „zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen Jahren gemacht, und
 „an dessen Ausführung mich die allhier herrschende Barbarey, und der
 „Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

20 „Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit
 „ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu seyn,
 Ihr

Halle, den 11 Oct.
 1766.

gehorsamster Diener,
 Klog.

25 Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht
 ein feiner, artiger, süßer, lieblosender Brief; voller Freundschaft, voller
 Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! —
 Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension!
 Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein
 30 Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi
 ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen
 dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt;
 ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium popu-
 35 litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder
 ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem

Hrn. Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hr. Klotz auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hr. Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen be-

fürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Kloten entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, 5 einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, 10 mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwentung des Rauchfassens ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchel- 15 chen geschrieben, kizelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kizelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kizeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. 20 Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kizeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie bloß ertheilen sie mir: Sie lassen 25 sie mir von den Mufen ertheilen; und lassen sie mir von den Mufen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es 30 aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht 35 bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so betauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich

nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Fierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Mäusen bereits gethan: so weiß ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Mäusen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Mäusen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.“ —

Ueber den zweiten Punkt hätte ich dem Herrn Klopß sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belehener Mann 10 sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal so gar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen 15 habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. 20 Es scheint nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheint nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, 25 mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bei den heizelartigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. 30 Ich möchte zu wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen; an Zeitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten; es ist schon auch noch die Seitenzahlen nachzubereichtigen, nicht verstanden. 35 Die Buchführung sagt das Register etwas ganz anders, als 85 Die Buchführung sagt das Register etwas ganz anders, als 85

denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset 5 und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.“ —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich; wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem 10 ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel; erspare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit selbst ersparest; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch 15 schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allgemeinen Bibliothek „nicht wäre.“

So sagt Hr. Klotz! „Damals,“ sagt er, (*) „als ich noch an keine „Deutsche Bibliothek gedacht, (als meine Deutsche Bibliothek noch 20 „nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Messe verkaufte, (**)) stand ich bey „Herr Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden. Aber sobald „ich mich an die Spitze der über den critischen Despotismus Unzufriednen stellte, so sahe man mich auch mit andern Augen an: dann 25 „schrieb der jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich „Zeitungsartikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf „Befehl eines großen Ministers unterdrückt wurde: dann ergriff Hr. „Magister Lessing die Feder: dann ward ich selbst in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

30 Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing

(*) S. 468.

(**) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen blos und allein wider den Hrn. Magister Kloß die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen, das Vergnügen gehabt habe: aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, häntüchische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Kloßische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Kloßen gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht: und gewiß ist 5 es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen censuret. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimderrathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: 15 und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Kloßen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, 20 welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekanntem Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Kloß nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem 25 er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner 30 Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den ge- 35 ringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodien, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter
 5 meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu
 10 steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Glende,
 20 dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Glende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Niedels aus der Hand, (**) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die
 30 Nachricht von Künstlern und Kunstfachen betrifft.“ „Der bittere Tadel „des Herrn von Heineke,“ setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm „neulich Hr. Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey welchem „wir nicht wissen, was wir denken sollen.“ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Ohnstreitig, weil Hr. Nidel

35 (*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

(**) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stüd.

das simpelfte und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das simpelfte und natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? 5 Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Kiedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule 10 aufzuhelfen, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorget, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergünstigten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Hr. Klotz will sich endlich an die Spitze 15 derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem 20 Plage, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmo- 25 sphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht 30 stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleidern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung 35 eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch

darf Hr. Klotz mich zum geschwornen Vorsechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Eckel.

5

Sechsz und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So
 10 viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres,
 15 hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

20 Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Sathren seyn, und waren ihm zu
 25 Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten, war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch
 30 zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Gang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten

Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. B. ein Gelehrter, der, nach Hr. Kloz's eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmählich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Kloz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreungen von weiten anzuspieren, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Hr. Kloz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! (*) Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtchaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte iudicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Wiedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu wehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen.“ (***) —

(*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.¹

(**) Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais!

(***) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a litteris plane alienis facile distraherentur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit,

¹ [richtiger: p. 461—485]

* liberis [verdruckt 1769, von Lachmann emendiert in] libris

Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, *Acta litteraria scripsit Klotzcius*, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Aneipschente wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Wehtrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narкотischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr

editis initio libris egregiis, eruditi Icti nomen sibi paraverat, at postea, cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam coniceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujuchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit be- 5
 straft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her 10
 giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebenzigstenmale aufwärmte, eine deutsche 15
 Brühe zu gießen, ward Herr Kloß urplötzlich zum allgemeinen Kunst-richter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissen-
 schaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit ver-
 schiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Läuterungen desfalls 20
 bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Kloß, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Kammler, und Gerstenberg Gericht zu 25
 halten? — Es ist Hr. Kloß, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preussischen Bestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt; wer ist der Hr. Kloß? so will er wissen, was dieser Herr Kloß geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. 30
 Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine
 Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, 35
 läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich

nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht bloß durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher
 5 aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa
 10 wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

15 So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Pro-
 20 fessores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie
 25 seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens¹ nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten,
 30 als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung
 35 gemacht hätte? Schale, platte Wätscher sind sie alle; keiner hat auch

¹ wenigsten [1789]

nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu be- 5
sehen: das müßte aber auch alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein edler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn 10
sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in 15
seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätziges Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, 20
denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wasseruppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart 25
elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Kloxianismus heißen.

Sieben und funfzigster Brief.

30

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritischen Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart,

wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tabels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

5 Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste,
10 was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätcher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tabels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

15 Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr „als bloß satyrisch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider „unsern Willen, an den Verfasser des Bademecum für Herr Langen
20 „zu denken zwingt.“ (*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches
25 Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Ueber-eilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genannt; und auch das würde ich nicht gethan
30 haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr
35 Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn frehlich auf den Hals ziehen.

(*) Deutsche Bibl. siebentes Stüd. S. 465.

Aber nachher sind alle Zubringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehungen; auf ist, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem 5
Vorsage nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Bademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann 10
ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Strupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so 15
artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Sinegenen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr 20
seyn, darüber für ungesittet und böseartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunst-
richterschild auszuhängen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunde-
rung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; ab- 25
schreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob. 30

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar „seine Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!“

Woch so höflich? Der Bauernstolz selbst, hätte sie nicht gröber 35
und plumper abfassen können.

Was will Herr Kloß, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? 5 Er Geheimderrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Kloß erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathen, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermesslich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey 10 gerade nicht unermesslicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es ziemt den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrathen ernannt 15 habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehret, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimdenrath. Wenn der 20 Herr Geheimdenrath Kloß nicht auch Herr Magister Kloß wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimdenrath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Briefe über die
Tanzkunst
und über die
Ballette,
vom
Herrn Roverre.

Aus dem Französischen überseht.

Hamburg und Bremen, 1769.

Bei Johann Hinrich Cramer.¹

¹ [Titelblatt und 358 Seiten 8°. Lessing übersehte nur etwa die ersten 98 Seiten; den Rest lieferte F. J. G. Bode. Vgl. G. H. Böttiger, F. J. G. Bode's literarisches Leben (Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins Deutsche überseht. Mit einigen litterarischen Nachrichten über Bode. Sechster Band. Berlin, bey F. L. Sagarde. 1795. S. LXIX): „Der Buchhändler Cramer in Bremen, der stets bereitwillige, aber karglich zahlende Verleger alles dessen, was Bode und Lessing sonst nicht an Mann bringen konnten, ersuchte Bode . . ., die von Lessing selbst angefangene, aber wegen der Trodenheit des Gegenstandes wieder weggetorfene Uebersetzung von Roverre's Briefen über die Tanzkunst zu vollenden. Dieß war ein Werk von wenigen Wochen.“ Dazu die Anmerkung: „Bode's Bearbeitung fängt mit dem Vogen G an. Die Uebersetzung war der vielen Kunstausbrüde wegen nichts weniger als leicht, und eben deswegen liegen gelieben.“ Ein Vorwort oder eigne Anmerkungen fügten weder Lessing noch Bode bei.]

TWO WEEK BOOK

